www.biblische-lehre-wm.de
Version 11. Dezember 2023

Heim-gefunden

Kristina Roy

1. Auflage 2021
© Werner Mücher
wmuecher@pm.me

Kapitel 1 4
Kapitel 2 12
Kapitel 3 24
Kapitel 4 37
Kapitel 5 42
Kapitel 6 49
Kapitel 7 55
Kapitel 8 64
Kapitel 9 104
Kapitel 10 114
Kapitel 11 121
Kapitel 12 140
Kapitel 13 149
Kapitel 14 161
Kapitel 15 171
Kapitel 16 198
Kapitel 17 214
Kapitel 18 225
Kapitel 19 271
Kapitel 20 288

Kapitel 1

Es war Sonnabend. Die feierlichen Klänge der Abendglocken hallten über das stille Dörfchen dahin, das inmitten der blühenden Obstgärten wie ein liebliches Märchen dalag.

Aus dem Eckhaus, das von einem hohen Zaun umgeben war, traten zwei weibliche Gestalten mit Sicheln und Grastüchern. Sie schienen Eile zu haben, um noch ein wenig Grünfutter für den Sonntag zu schneiden. Rüstig ausschreitend bogen sie um die Ecke und gingen am Nachbarhaus entlang, dessen weitgeöffnetes Tor ihnen einen Blick in den großen Hof samt den Wirtschaftsgebäuden gewährte. Vor der Scheune saß ein Mann und schärfte die Sense. Er hatte den Kopf gesenkt und prüfte deren Schärfe, als die ältere der Frauen ihm einen Gruß zurief.

„Guten Abend, Matthias, rüstest du schon auf den Montag?“

Er hob den Kopf, dankte für den Gruß, bejahte die Frage, und die Frauen gingen weiter.

„Tante“, fragte die junge Frau, als sie vorüber waren, „warum grüßt Ihr diesen Nachbarn immer so freundlich? Ist er ein naher Verwandter von Euch?“ Dabei wandte sie sich um und blickte den Mann an, der gerade aufgestanden war und, auf seine Sense gelehnt, den beiden nachschaute. Er war es wohl wert, dass die untergehende Sonne ihn beleuchtete! Hochgewachsen, wie ein einsamer Baum im Wald, stand er da. Als die junge Frau in sein Gesicht blickte, fühlte sie plötzlich Mitleid mit ihm, und unwillkürlich kam ihr das Lied in den Sinn:

Die Sonne sinkt hinter Bergeshöhn,
Bei uns hat sie kein Glück gesehen.

Obwohl der Mann kaum die Vierzig überschritten haben mochte, und hellblondes Haar sein Gesicht umrahmte und in die weiße Stirne fiel, thronte doch auf dieser ein Friede, wie er sonst nur dem Alter eigen ist, in dem alle Stürme zur Ruhe gekommen sind. Um die schweigsam geschlossenen Lippen lag ernste Trauer, ein Widerschein von dem, was aus den tiefen, blauen Augen blickte.

„Warum ich den Nachbarn gegrüßt habe?“ wiederholte die ältere Frau, sich umwendend. „Und ob wir verwandt sind? Er gehört nicht zu unserer Familie, Dorka, aber wir sind miteinander aufgewachsen. Er ist nur um vier Jahre älter als ich. Du siehst, wie unsere Hütten und Gärten aneinandergrenzen; von Kind auf haben wir Sommer und Winter zusammen gespielt, sind miteinander zur Schule gegangen, und gar oft hat er mich über das Glatteis getragen, damit ich nicht falle! Die Leute dachten alle, dass aus uns einmal ein Paar würde, auch seine Mutter wünschte das; ich aber hätte, obwohl ich ihn sehr gern hatte, gerade ihretwegen nicht in dieses Haus kommen mögen. Ja, meine Tochter, ein guter Nachbar ist wie ein eigener Verwandter, und Nachbarskinder sind wie Geschwister.

Während Matthias beim Militär diente, war dein Onkel Martin von dort zurückgekehrt. Und was dem Menschen bestimmt ist, das entgeht ihm nicht, heißt es. So war es auch bei uns beiden. Er war ein entfernter Vetter; meine Eltern hatten nur uns beide, Jurko und mich. Sie brauchten dringend eine Hilfe, denn Jurkos Frau war gestorben und hatte ihn mit zwei kleinen Kindern zurückgelassen; er selbst war so kränklich, dass er kaum seinen eigenen Anteil und den seiner Frau bestellen konnte. Kurzum, meine Eltern brauchten einen Schwiegersohn; Martin und ich, wir hatten uns gern, und so wurde die Hochzeit gefeiert. Damals sagten die Leute, dass wir schön zueinander passten. Als unser Nachbar Matthias vom Militär zurückkehrte, freute er sich mit mir wie ein Bruder und vertraute mir an,

dass auch er schon eine Braut jenseits der Waag erwählt habe. Sie sei eine Waise, von ihrer Taufpatin erzogen. Diese habe sie mit neun Jahren zu sich genommen, weil sie selbst eine kinderlose Witwe war. Als ich Matthias fragte, ob seine Braut hübsch sei, da wies er auf einen Apfelbaum, der damals geradeso blühte wie heute und sagte: „Sie ist wie diese Apfelblüte.“ Und so war sie auch wirklich; als er sie wenige Wochen später heimführte, musste ihm das ganze Dorf Recht geben. Ei, das war ein schönes Paar; er, der schmucke Jüngling, den alle gern hatten, weil er jedem half, wo und wie er nur konnte, und der dabei ein vorzüglicher Landwirt war, und sie wie eine Blume. Nur meine Mutter und andere Frauen bedauerten das junge Frauchen und sagten, dass es bei dieser Schwiegermutter wahrlich nicht auf Rosen gebettet sein würde.

Die ersten Monate ging alles hübsch glatt. Die alte Jankovitsch war stolz auf die prächtige Aussteuer, die ihre Schwiegertochter mitgebracht hatte. Sie erzählte den Nachbarn, was für ein schönes Haus und wie viel Äcker die Tante habe, und dass sie das alles ihrer Pflegetochter hinterlassen wolle, weil sie diese wie ihr eigenes Kind, ja, wie ihren Augapfel liebe. Da kam eines Tages die unerwartete Nachricht, dass die Pflegemutter heiraten wolle! Das gab ein Erstaunen, ein Gerede im ganzen Dorf! Die jungen Leute gingen zur Hochzeit, die Alte blieb daheim, wie vom Donner gerührt. Sie war eine stolze, unverträgliche Person, darum gönnte man ihr von Herzen diese Beschämung nach all dem großtuerischen Gerede. Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Das musste sie erfahren. Matthias machte sich nichts aus dem Mammon, ihn betrübte die Heirat der Pflegemutter nicht. Ja, als meine Mutter ihn fragte: „Was ist dieser Frau Skala eingefallen, auf ihre alten Tage zu heiraten?“, da entschuldigte er sie und sagte, dass sie doch eine Frau in den besten Jahren sei. – Sie hätte einen kinderlosen Witwer

aus der Verwandtschaft geheiratet, mit dem sie eine gemeinsame Erbschaft gehabt habe, die sich im Grundbuch durchaus nicht ordnen lassen wollte. Sie wollten nicht zu Gericht gehen, nun, so heirateten sie einander. So konnte die Sache friedlich durchgeführt werden, und sie hatten beide Ruhe. Er sei ein guter, älterer Mann, wenigstens könne einer den anderen versorgen. Also, Matthias freute sich darüber und sein Mariechen noch mehr, dass ihr Mütterchen nicht mehr so allein sei, nachdem sie fortgegangen.

Allein, seitdem die jungen Leute von jener unglücklichen Hochzeit zurückgekehrt waren, hatte die Jankovitsch für ihre Schwiegertochter keinen Blick, und als die Frauen sie mit ihrem Spott noch reizten, da fluchte sie Frau Skala und Mariechen, am meisten aber dem Sohn, dass er solch ein Narr gewesen, sich durch eine Bettlerin die Hände binden zu lassen. Als das Geschrei kein Ende nehmen wollte, kaufte Matthias, um die Mutter zu beruhigen, für das Geld, das Mariechen ihm zugebracht, ein Paar Pferde, um aus den Wäldern von Z. für die B.er Fabrik Holz zu fahren. Das wurde gut bezahlt, und die Alte konnte zufrieden sein, denn Matthias gab ihr den Verdienst, den sie auf ihr Buch in die Bank trug. Aber zwei Herren kann man nicht dienen. Landwirtschaft und Verdienst nach außen, das geht nicht lange. Da Matthias fast immer fort war, blieb den Frauen die ganze Arbeit. Mariechen arbeitete für zwei, um die Schwiegermutter zufriedenzustellen. Sie war jung und zart wie eine Blume und an solche schwere Arbeit nicht gewöhnt. Denn bei ihrer Pflegemutter hatte sie nur wie eine Tochter mitgearbeitet, während sie hier ärger als eine Dienstmagd, ja, wie ein Stück Vieh, arbeiten musste. Noch dazu kochte die Alte nicht einmal ordentlich, wenn der Sohn nicht daheim war, sondern die beiden ernährten sich nur von Milch und Brot, ja, größtenteils von Kartoffeln.

Obwohl wir beide jeden Tag beim Brunnen plauderten, beklagte sich Mariechen niemals mit einem Wort über die Schwiegermutter. Oft bat ich Martin, ihr das Wasser hochzuziehen, denn der Brunnen geht schwer, und sie hatte so viel Vieh zu tränken. ***

So quälte sich der arme Matthias dort und sie daheim, und alles wegen der Habsucht der Alten, denn sie hatten es gar nicht nötig. Er hatte auch nur eine Schwester, die seit Jahren verheiratet und ausgezahlt war, und sein Besitz war gerade so groß wie der unsrige.

Glaube mir, ich konnte es nicht länger still mitansehen, wie die Alte Mariechen von einer Arbeit zur anderen jagte, und als Matthias eines Tages zu uns kam, um sich eine Sense auszuleihen, erzählte ich ihm, wie es seinem armen Frauchen in seiner Abwesenheit bei der Schwiegermutter ergehe, dass diese weder Tagelöhner noch Tagelöhnerin aufnehme, dass sie Mariechen ausschelte, wenn diese die Arbeit nicht bewältige, und so gehe es vom Morgen bis in die Nacht, am Sonntag wie am Werktag, wie ein aufgezogenes Uhrwerk. Dann kam noch meine Mutter und fügte hinzu, dass die Schwiegermutter der Schwiegertochter nicht mal satt zu essen gebe. „Was wirst du von dem Gelde haben, mein Sohn“, sagte sie ihm, „wenn du erst deine Frau zu Tode quälen lässest? Sie beklagt sich zwar weder bei dir noch bei anderen; aber uns braucht sie nicht zu klagen, denn wir sehen und hören genug. Kümmere dich lieber um deine Wirtschaft, mein Sohn! Was hättest du davon, wenn du dereinst klagen müsstest, dass dir der elende Mammon lieber war als dein schönes, gutes Weib!“

Der arme Matthias! Er ging so traurig von uns fort, nachdem er Mutter und mir herzlich für die Ermahnung gedankt hatte.

„Tante, hat es etwas geholfen?“ unterbrach die junge Frau das eingetretene Schweigen, während sie auf dem Wiesenpfade dahinschritten. „Hörte er auf, Fuhrmann zu sein?“

„Gleich konnte er nicht, mein Kind. Er hatte einen Kontrakt, den er nicht lösen konnte, und als dieser ablief, war es zu spät.“

„Zu spät? Wieso zu spät? Ach, Tante, wir wollen uns ein wenig auf jenen Baumstamm setzen und dann umso schneller mähen! Bis der Hirte das Vieh heimtreibt, sind wir längst daheim.“

„Setzen können wir uns wohl, wir haben heute am Sonnabend genug geschafft. Aber solange können wir nicht sitzen bleiben, bis ich dir all das Traurige erzählt habe, was bei den Nachbarsleuten geschah. Vielleicht ein andermal, wenn wir mehr Zeit haben. – Gar oft habe ich später gedacht“, fuhr die Frau fort, nachdem beide ein Weilchen geruht hatten, „wenn ich doch nur lieber geschwiegen hätte! Aber das hilft nichts mehr. Gott, der Allmächtige, weiß, dass wir uns nur des armen Mariechens annehmen wollten. Sie war eine vater- und mutterlose Waise, und es geschah ihr Unrecht.“ Die Frau wischte sich die Tränen von den Augen.

„Hat der Nachbar seiner nichtswürdigen Mutter ins Gewissen geredet?“ fragte die junge Bäuerin stirnrunzelnd.

„Er hat sie nur bescheiden gebeten, wie es sich für einen braven Sohn geziemt, sie möge seiner Frau keine zu schweren Arbeiten zumuten, sondern im Notfall lieber einen Tagelöhner nehmen, und auch ordentlich kochen. Mariechen sehe nicht gut aus; er fürchte, sie könnte krank werden; sie sei an so schwere Arbeit nicht gewöhnt. Die Alte erwiderte auf seine freundliche Bitte nur, er möge sich seine Frau unter einen Glassturz stellen, sie brauche von solch einer Zierpuppe keine weitere Hilfe.

„Ich habe mich früher ohne sie begangen und bin, als du beim Militär warst, mit allem allein fertig geworden. Aber das sage ich dir, dass ich solch einer Dame nicht aufkochen werde. Die Kammer ist ja offen, die Mehltruhe desgleichen. Sie mag sich kochen und backen, was sie will.“

Vergeblich bat sie ihr Sohn, vergeblich verteidigte sich Mariechen, dass sie sich nicht beklagt habe, dass sie gerne gearbeitet habe und arbeiten wolle; ach, alle Bitten waren umsonst! Die Alte glaubte ihr nicht und wollte von ihren Worten nicht abgehen. Noch am selben Abend begab sie sich für einige Zeit zu ihrer kranken Schwester und kehrte erst wieder, als sie diese begraben hatte, gerade am Vorabend von Matthias Abreise. Das dauerte etwa drei Wochen. In dieser Zeit konnte Mariechen endlich mit ihrem Mann allein hausen; sie kochte ihm auch und trug ihm das Essen aufs Feld; er erlaubte ihr nur, im Haus zu arbeiten. Während sie so zusammen lebten, blühten Mariechens Wangen wieder auf, ihre Augen leuchteten, ihr Mund lächelte. Ich besuchte sie zweimal, einmal banden wir zusammen Garben auf dem Feld. Mit meiner Mutter sprach ich davon, dass Adam und Eva im Paradies nicht glücklicher sein konnten, als diese beiden. Alle Nachbarn freuten sich mit ihnen über dies stille Glück, das leider nur so kurzen Bestand hatte. Es endigte, sowie die Alte heimkehrte. Mariechen trug ihr ein gutes Abendbrot auf, allein sie berührte es nicht und verschwor sich dabei, dass sie von dieser Hand niemals einen Bissen annehmen wolle. Darum fuhr Matthias am anderen Morgen tief betrübt ab! Mariechen begleitete ihn und tröstete ihn sogar, dass sie die Mutter schon versöhnen wolle. Bis zum Friedhof fuhren sie miteinander; dort unter den Tannenbäumen standen sie noch lange beisammen und weinten bitterlich. Als er sich von der Landstraße umwandte, stand sie noch immer da, an eine Tanne gelehnt, und blickte ihm nach, sie lächelte ihm zu und winkte mit dem Taschentuch – doch da bogen die Pferde um einen Felsen, und dieser Felsen, verdeckte sie ihm. Aber er hatte ja ihr Bild mit den Augen und dem Herzen aufgenommen; so nahm er es mit sich, und so steht es wohl vor ihm, sobald er die Augen

schließt. Doch nun müssen wir an die Arbeit; das übrige will ich dir ein andermal erzählen; es ist noch eine lange Geschichte!“

Die Frauen erhoben sich, und bald darauf sah man sie, mit großen Bündeln von Grünfutter beladen, heimwärts eilen. Andere Leute holten sie ein oder begegneten ihnen, sie grüßten nach rechts und nach links, als ob es lauter Verwandte wären. So ist es auf dem Dorf, wo die Leute von der Wiege an miteinander aufwachsen; aber es gibt auch solche darunter, die jeder noch ganz besonders grüßt, mit denen man gerne stehen bleibt. Zu diesen gehörte Suska Uher und die erst seit wenigen Wochen mit Suskas Neffen verheiratete Dora Milov. Die Frauen eilten, denn von weitem hörte man das Klingeln der Glöckchen, das Knallen der Peitsche. Die Herde des Dorfes kehrte heim, alle Hoftore standen weit offen.

Die Sonne versank hinter den Bergen; nach und nach erlosch das Abendrot und bald konnte man singen:

Abend wird es wieder,
Leise kommt die Nacht;
An dem Himmel funkelt
Goldne Sternenpracht.

Jesus, gib den Müden,
Sanfte, süße Ruh;
Alle nassen Augen
Schließe segnend zu!

Kapitel 2

„Tante, könnten wir nicht am Nachmittag in die Wiesen gehen? Ihr sagtet gestern, dass Ihr sie Euch mal ansehen wolltet!“ bat Dora, als sie am Sonntag aus der Kirche heimkehrten.

„Meinetwegen“, lächelte die Frau. „Ich weiß ja doch, was du willst.“

„Wahrlich, nur das Ende möchte ich gerne erfahren. Ich hatte heute gar nichts von der Predigt, denn sowie der Nachbar in die Bank trat, konnte ich nichts anderes denken, als nur das eine, was aus seinem Mariechen geworden ist?“

„Gelt, mir ging es auch so! Auch ich habe heute Nacht an all das zurückdenken müssen, als sei die ganze Geschichte aus dem Grab auferstanden, in dem sie seit 18 Jahren ruht. Sorge aber dafür, Dora, dass Joschko[1] nicht mitgeht, denn vor ihm will ich das nicht erzählen.“

„Also, gleich nach dem Vespergottesdienst gehen wir, nicht wahr, Tante?“

„Du kannst gleich von der Kirche aus gehen, im Hag treffen wir uns, denn wenn wir zusammen durchs Dorf gingen, würden uns so viele Leute aufhalten, dass uns keine Zeit zum Erzählen bliebe. Du kannst dich noch bei den Deinen aufhalten, ich besorge daheim das Vesperbrot und sage der Großmutter Bescheid.“

Es war ein gar hübsches Plätzchen, auf dem sich die beiden Frauen gegen vier Uhr nachmittags niederließen. Hier endeten die Zorovcer[2] Krautfelder mit einer Wiese, welche von wilden Äpfel- und Birnbäumen bewachsen war und diese Felder von einem Fich-

---

[1] Abkürzung für Joseph.

[2] Sprich Sorowze.

tenwalde trennte. Die grünenden Fichten dufteten, und von ihrem dunklen Hintergrund hob sich die weiß-rosa Märchenpracht der Baumblüte ab. Von der Wiese aus überblickte man das ganze Dörfchen Zorovce mit seinem schmucken Kirchlein. Man saß unter diesen blühenden Bäumen wie in einem Paradies.

Ach, das war jedoch kein Paradies, wenn es noch solch ein Leid und Unrecht auf der Erde geben konnte, wie das, von dem Suska Uher ihrer Nichte erzählte.

„Als Matthias damals fortging, lag mein kleiner Mischko[3] gerade krank, so dass ich gar nicht aus der Stube kam; meine Mutter lobte es, dass es bei den Nachbarn fein stille sei. Sie sagte, Mariechen sei bei keiner Arbeit draußen zu sehen, die Alte habe eine Tagelöhnerin, mit der sie sehr zufrieden scheine; die Ermahnungen des Sohnes hätten also doch gefruchtet. Erst nach drei Wochen kam ich wieder zur Kirche; da sah ich gleich, dass die Nachbarin uns zürnte, denn sie sah mich gar nicht an, und als Martin und ich sie grüßten, beachtete sie es nicht. Vielleicht erriet sie, dass wir bei Matthias über sie geklagt hatten. Es verdross uns beide, denn wir hatten von jeher mit den Nachbarn in Liebe und Einigkeit gelebt; die alte Jankovitsch aber war eine Person, die, wenn sie jemandem zürnte, um keinen Preis je wieder vergeben wollte. Ich wusste, dass ich nun Mariechen ausweichen musste, damit die Alte uns nicht zusammen sähe und denken würde, dass wir über sie klatschten; aber Mariechen ging mir von selbst aus dem Wege, so dass ich sie gar nicht zu sehen bekam. Als wir zwei Wochen später wieder aus der Kirche gingen, hörte ich hinter mir die Frau des Totengräbers sagen: „Die junge Jankovitsch ist doch recht elend; heute oder morgen kommt ihre schwere Stunde, und wie soll diese schwache Person das aushalten?! Sie war

[3] Abkürzung für Michael.

wie eine Blume, als er sie herbrachte und heute ...!“ – „Du hast recht“, antwortete die Richterin, „mir tut die Ärmste so leid, und ich denke immer, wer sie nur pflegen wird! Die Alte redet schon seit Wochen kein Wort mit ihr. Der Sohn soll sie ihretwegen ermahnt haben; seitdem zürnt sie ihr.“ Ich wandte mich schnell dahin, wohin die Frauen blickten. Unweit von uns, auf der anderen Seite des Weges, schritt Mariechen. Nun erinnerte sie nicht mehr an eine Apfelblüte. Das Gesichtchen war so schmal, die Röte ihrer Wangen war dahin, die dunklen Augen lagen so tief in den Höhlen! So bleich und schön, wie sie jetzt war, malt man wohl die Engel, die nicht mehr dieser Welt angehören. Ihr einst so leichter Schritt war schwer und langsam, wie der eines Menschen, der einfach nicht mehr weiter kann. Am liebsten wäre ich ihr nachgeeilt! Aber ein paar Frauen hielten sie auf, und ich lief schnell heim, um mich irgendwo auszuweinen. Am nächsten Nachmittag kam die Tagelöhnerin der Alten zu uns, um irgendetwas zu leihen. Doch das war nur ein Vorwand; sie wollte bei meiner Mutter ihr Herz ausschütten. „Ich habe mich mit der Alten erzürnt“, erzählte sie, „die schindet einen Menschen bis aufs Blut. Sie denkt, dass sie mit jedem so umgehen kann, wie mit ihrer armen Schwiegertochter. Wenn Matthias wüsste, was sie seinem jungen Weibe antut! Aber wenn er nun erst da wäre – ich werde ihm das nicht verschweigen, ich kann das Unrecht nicht länger mit ansehen!“

„Wir dachten, dass jetzt Friede im Haus sei, weil man die Alte nicht fluchen hört“, sprach meine Mutter verwundert. „Ja, ein Friede wie auf dem Kirchhof, wo keiner dem anderen mehr ein Wort gibt. Wenn die Junge aus der Stube kommt und höflich grüßt, bekommt sie keine Antwort; die Alte befiehlt ihr keine Arbeit, sie muss sich selbst eine im Haus suchen. Nur gerade waschen lässt sie sie, aber auch da sondert sie ihr Zeug ab. Brot bäckt die Alte nur für sich

und ihre Tagelöhner, wenn sie welche hat; die Junge muss für sich selbst backen, aber, was die bäckt, ist nicht viel. Einmal nahm sie Mehl für zwei Brote, weil es sich gerade traf, dass sie ihrem Mann ein Brot schicken konnte – und schon erzählte uns die Alte mit großem Geschrei, sie wisse nicht, wo ihr Mehl hinkomme; sie habe erst kürzlich die volle Truhe gehabt und nun sei diese bis zur Hälfte leer. Das komme davon, dass alles offen stehen müsse, da könne sich jede Zigeunerin in ihrem Haus nehmen, was sie nur wolle. Seitdem hat die Junge kein Brot mehr gebacken, sie kocht sich höchstens einmal ein paar Kartoffeln. Milch haben sie zwar genug im Haus, aber darüber schaltet nur die Alte, sie verkauft süße und saure, außerdem Käse, Butter, Eier und Geflügel. Aber wenn auch noch so viel da wäre, die Junge nimmt nichts von selbst, und die Alte bietet ihr nichts an. Sie hatte von daheim eine Henne, die gut legte, so dass sie sich doch ab und zu ein Ei kochen konnte, aber dann führte diese Küchlein, und die Alte war ganz erbost, dass diese Hungerleider ihren Hühnern alles wegfräßen. Sie jagte sie beständig und schlug zwei davon mit dem Besen tot, so dass die Junge die übrigen Hühnchen verkaufte, um ihr nicht länger Ärgernis zu geben. Doch da hättet Ihr sehen sollen, was die Alte trieb. Sie schrie, dass es Hungerleidern gut sei, bei den Garben Ähren zu lesen. – Wovon die junge Frau lebt, das weiß ich wirklich nicht – na, sie sieht danach aus. Sie näht und näht den ganzen Tag und staffiert ihren Mann aus. Unlängst hat sie sogar der Alten eine Schürze geflickt, aber diese hat sie gleich der erstbesten Bettlerin geschenkt. Es muss wohl jemand Matthias die Sache zugetragen haben; er hat seiner Mutter ins Gewissen geredet, und nun glaubt sie, dass die Junge sie verklagt habe, und darum quält sie sie bis zur Verzweiflung. Gut, dass der Kontrakt des Bauern bald abläuft, hoffentlich wird er dann daheim bleiben

und seine Frau ein wenig beschützen. Möchte es nur nicht zu spät sein!“

Wir waren über die Rede der Frau sehr betrübt.

„Ach, Mütterchen, wir haben es so gut gemeint und so böse gemacht“, weinte ich, als die Tagelöhnerin fort war.

„Sehr böse, meine Tochter! Aber wer hätte das gedacht, dass die Nachbarin solch eine furchtbare Frau sei?“

Am Dienstag gegen drei Uhr nachts hatte ich bei Mischenko Licht, als es plötzlich an mein Fenster klopfte. Ich öffne, und vor mir steht Mariechen. „Susanka, ich habe gehört, dass ihr große Wäsche habt, gehst du damit zur Waag? Ach bitte, dann nehmt auch meinen Korb mit Wäsche mit; ich habe so viel.“

Früher hatten wir oft zusammen gewaschen und abwechselnd die Wäsche hinunter an den Fluss gefahren, wo wir sie bei gutem Wetter auch zu trocknen pflegten. „Ach, Mariechen“, entgegnete ich traurig, „wir haben erst nächste Woche große Wäsche; wir haben nur ein paar Stückchen gewaschen und beim Brunnen gespült. Aber warte ein wenig, ich will mich gleich zurechtmachen und dir die Wäsche forttragen helfen. Vielleicht können wir Simons einholen, die, wie ich hörte, heute waschen wollen. Ich will nur meine Mutter bitten, mir den Jungen zu hüten.“ – „Du kommst mit?“ rief sie erfreut: „Ich danke dir vielmals.“

Ich lief zu meiner Mutter, und eine halbe Stunde später waren wir schon zum Dorf hinaus. Simons hatten wir noch bei der Schule eingeholt und ihnen alles mitgegeben, so dass wir frei und leicht dahinschritten. „Nimm Milch und ein tüchtiges Stück Brot und Käse mit“, hatte mir die Mutter geraten, „Mariechen wird kaum gegessen haben und hat sicher nichts bei sich.“ Das tat ich sehr gern. Ich hätte nun bei der Schule umkehren können, aber ich brachte es nicht über mich. Ich war froh, dass wir endlich wieder zusammen sein durften,

und hier unter dem Sternenhimmel, in dieser stillen Nacht, wo nur da und dort ein Hahnenschrei den nahenden Morgen verkündete, konnte ich ihr endlich bekennen, was wir, ohne zu wollen, Übles getan hatten und sie um Verzeihung bitten.

„Also du hast ihm dies verraten, Susanka?“ fragte sie traurig. „Ich weiß, dass du es aus Liebe getan hast und danke dir für diese Liebe, trotzdem es mir jetzt so schlecht ergeht, dass es nimmer übler sein könnte. Aber wäre das nicht gewesen, so hätte ich auch nicht diese glücklichen Wochen mit Matthias verlebt, wo es mir war wie im Paradies, weil ich ihn für mich allein haben durfte. Noch in meiner Todesstunde werde ich mich dessen getrösten und dir danken, dass du mir dazu verholfen hast; obwohl es nur ein kurzes Glück war, kann es mir doch niemand mehr nehmen. Ich bitte dich, Susanka, sage Matthias nie, wie die Schwiegermutter mich behandelt hat; es würde ihn schmerzen und könnte weder mir noch ihm nützen. Ach, ich möchte ihm am liebsten jeden Schmerz ersparen; denn ich liebe ihn so sehr, wie ich es mit Worten nicht sagen kann; aber er liebt mich auch, und das ist meine ganze Freude auf dieser Welt. Auch ich habe oft gedacht, er hätte nicht Fuhrmann werden sollen, aber der Arme wollte seiner Mutter die Augen auswischen, damit sie meine Armut nicht so sehen und mir dieselbe vorwerfen möchte. Er hat ja viel dabei verdient und schon einige Hunderte auf der Bank zurückgelegt; aber das befriedigte die Mutter doch nicht! Hätten wir zusammen daheim gearbeitet, dann hätten wir uns unter Gottes Segen emporarbeiten können, denn wir sind noch jung. Aber das ist vorbei und kehrt nicht wieder!“

Ich sah, dass sie sehr müde war; darum setzten wir uns ein wenig; dabei bemerkte sie, dass ich Brot und Käse im Körbchen und eine Kanne Milch hatte. Da bekannte sie mir unter Tränen, dass sie seit gestern Mittag noch nichts im Munde gehabt habe. Wir aßen,

sie zwar nur wenig; nur die Milch trank sie mit großem Appetit. Das übrige ließ ich ihr dort, als wir an der Waag Abschied nahmen. Wir hatten dort unser besonderes Plätzchen, wo wir gewöhnlich wuschen; an den Sträuchern rechts und links hingen wir stets die dünneren Sachen auf, wie wir noch heute zu tun pflegen. Ich half ihr noch ein wenig waschen; dann bat sie, ich möchte mich nicht länger aufhalten; auch meiner Mutter ließ sie noch herzlich danken. „Gott der Herr möge es euch reichlich vergelten!“ sagte sie, als wir uns zum Abschied die Hände schüttelten. Ich habe stets ihr Gesicht vor Augen, so bleich und schön, die Augen voller Tränen. So sehe ich sie bei Tag und bei Nacht vor mir, denn auf der Erde habe ich sie niemals wiedergesehen.“

„Wie, Ihr habt sie nicht wiedergesehen, Tante?“ Die junge Frau hielt die Hände der älteren fest. „Was ist aus ihr geworden?“

„Ja, wenn ich das wüsste, meine Dora! Aber die Wahrheit werden wir erst vor Gottes Richterstuhl erfahren, wo alles Verborgene offenbar wird, es sei gut oder böse. Gegen Abend brachten Simons die Wäsche von Mariechen, einen vollen Korb trockener Wäsche, einen anderen mit nassen Bettbezügen, auch ihre eigenen Sachen. Sie sagten, Mariechen sei noch dageblieben, um ein paar kleine Stückchen zu spülen. Es war sicher die Kinderwäsche, die sie sich vorbereitete. Am nächsten Morgen höre ich bei den Nachbarn ein großes Gerede und ein Hin- und Herlaufen, die Alte schickte jemand an den Fluss. Ich verstand, dass von Mariechen die Rede war und trat an den Zaun heran. Was war geschehen? Mariechen war nicht heimgekommen. Ich dachte, sie habe sich in ihrer Müdigkeit irgendwo am Ufer hingelegt und sei eingeschlafen; mehrere von uns eilten an die Waag, aber dort hing als einzige Spur von ihr ein weißes Tüchlein an einem Strauch. Ach, sie selbst war nirgends zu finden! Wir konnten nicht anders denken, als dass das Wasser sie in

seine Tiefe hinabgezogen habe. Nachdem sie so viel Wäsche gewaschen, hatte sie bei ihrer Schwäche wohl einen Schwindelanfall bekommen, war ins Wasser gefallen und, da niemand ihre Hilferufe hörte, untergegangen. Zwei Tage lang suchte das ganze Dorf nach ihr; die Fischer warfen ihre Netze aus, um wenigstens ihren Leichnam zu bergen; es kam eine Kommission, sowie der arme Matthias, den der Herr Pfarrer telegraphisch heimgerufen hatte – ach, alles vergeblich! Die Kommission nahm die Simons und mich ins Verhör, da wir als die letzten mit ihr gesprochen hatten, denn die alte Tagelöhnerin sagte öffentlich aus, dass die alte Jankovitsch durch ihre Quälereien die Schwiegertochter in den Tod getrieben habe. Dem widersprach ich. Mariechen war gut und geduldig wie ein Engel, sie hätte ihrem Mann niemals solch ein Leid angetan, dazu hatte sie ihn viel zu lieb! Ich erzählte ihm, wie schwach sie gewesen, aber um die Alte nicht noch mehr anzuklagen, verschwieg ich ihm, dass sie ihr vom Mittagbrot bis zum nächsten Tage nichts zu essen, ja, auch keinen Imbiss für den Waschtag mitgegeben hatte. Der Ärmsten hätte es ja doch nichts mehr geholfen, und mir tat Matthias so furchtbar leid, der mehr tot als lebendig dastand. Wozu sollte er das auch noch erfahren? Es war genug an dem, was die Zabuschka aussagte! Simons erzählten, wie froh und dankbar Mariechen gewesen, als sie ihnen die Wäsche übergab, dass so viel schon trocken war. Sie sagte, sie wolle nur noch ein paar kleine Stückchen spülen, dann ein wenig ausruhen und nach Hause gehen. Sie habe dabei weder traurig noch unglücklich ausgesehen, durchaus nicht wie ein Mensch, der böse, sündige, verzweifelte Absichten hat. Nun, Matthias glaubte mir und ihnen, am meisten aber seinem eigenen Herzen, das ihm versicherte, dass sein Lieb niemals solch eine Sünde begangen hätte, zwei Leben zu vernichten und ihm solch ein Herzeleid zu bereiten! Auch die Kommission glaubte endlich uns, da auch der Herr

Pfarrer Mariechen das beste Zeugnis ausstellte. Zum Schluss fand Matthias in der Tischlade einen angefangenen Brief, in dem Mariechen ihn bat, heimzukehren, da sie sich so schwach fühle und öfters Schwindelanfälle habe, so dass sie fürchte, sie könnte bei der Geburt des Kindes sterben. Mit keinem Wort klagte sie in dem Brief über die Alte, sie bat ihn nur, er möge, falls Gott sie abberufe, ihr Kind zu ihrer Pflegemutter bringen, damit seine Mutter sich damit nicht quälen müsse, da sie schon alt sei. Dort war der Brief zu Ende, sie hatte wohl nicht weiterschreiben können, aber gerade dieser Brief half der Alten, dass das Gericht die Sache ruhen ließ. Es wurde eine Leichenfeier veranstaltet, das ganze Dorf war in der Kirche, und wir weinten alle. Aber es gibt bis heute Leute, die eben doch glauben, dass Mariechen in die Waag gesprungen sei. Wenn die alte Jankovitsch mit irgendjemand im Dorf Streit hatte – und sie wurde mit der Zeit immer zanksüchtiger –, dann warf man ihr gleich vor, dass sie Schwiegertochter und Enkelkind umgebracht hätte. Aus dieser Person wurde auch kein Mensch klug. Als die Kommission und die Leichenfeier war, da ging sie wie gebrochen herum, und zwei bis drei Tage später schritt sie wieder einher wie ein Pfau, und mehr als einem sagte sie, es sei schade um diese Begräbniskosten, denn sie glaube nicht an den Tod der Schwiegertochter. Als aber ihr Sohn noch in derselben Woche nach Amerika ging, ließ sie wieder den Kopfhängen. Nun, ob sie es glaubte oder nicht, Mariechen kam nicht wieder. Die Wasser der Waag gaben sie uns weder lebendig noch tot heraus; sie werden es wohl erst tun, wenn auch das Meer seine Toten wiedergibt, wie es in der Heiligen Schrift heißt.

Matthias hatte seinen Besitz auf sechs Jahre verpachtet, bevor er mit Raschos nach Amerika ging. Als die Zeit um war, kehrte er zurück, aber man merkte ihm an, dass er seine Frau weder vergessen noch verschmerzt hatte. Einmal versuchte seine Mutter, ihn wieder

zu verheiraten; aber da blickte er sie nur an und ging aus der Stube; in der Tür wandte er sich um und sprach: „Ich habe an dem Tod einer Frau genug!“ Sie wagte es nie wieder, ihn zu überreden, denn er hatte ihr damit zu verstehen gegeben, dass er ihr, wie wir alle, die Schuld an Mariechens Tod beimaß; aber auch sich selbst, weil er sie in dies Haus gebracht hatte.

Es vergingen einige Jahre, da kam mit einem Mal der furchtbare Krieg, der uns unsere Männer und Söhne nahm. Von Zorovce war Matthias wohl der einzige, der gerne und ohne Klagen ging, denn der Arme hatte ja nichts zu betrauern. Er hoffte, und wir mit ihm, dass ihn dort der Tod finden würde, um ihn mit Mariechen zu vereinen – aber wie wunderlich sind oft die Wege Gottes! So viele Väter kleiner Kinder mussten dort bleiben, und er kehrte heim! Er kehrte gemeinsam mit meinem Martin aus der russischen Gefangenschaft zurück. Aber er kam so verändert wieder! Er war stets ein guter, freundlicher Mensch gewesen, aber seitdem er zurück ist, erscheint er mir oft wie einer jener Heiligen, von denen wir in der Schrift lesen. Unsere Männer haben in dem furchtbaren Krieg und dort in Russland allerlei Böses angenommen, das sie sich nur schwer abgewöhnen; nur er hat sich etwas von dort mitgebracht, was keiner von uns hat. Seine Mutter erwartete ihn noch; aber sie siechte dahin. Allein du hättest sehen sollen, mit welcher Kindesliebe er sie pflegte, wie gern und freundlich er ihr diente, wiewohl sie vor ihrem Tod fortwährend Mariechens gedachte. In der letzten Nacht, als sie nicht mehr klar reden konnte, rief sie Gott zum Zeugen an, dass sie an ihrem Tod unschuldig sei und sprach immerzu von einem Bienenstock und von irgendeinem Brief, und als sie sah, dass wir sie nicht verstanden, da rang sie die Hände und weinte. Nun, Gott möge ihr gnädig sein! Sie hat ihres Sohnes Leben zerstört und zwei Leben vernichtet.

Matthias Schwester, die in der Ferne verheiratet ist und längst ihr Teil erhalten hatte, kam zum Begräbnis der Mutter, und der Bruder gab ihr, was sie nur begehrte. Ein anderer wäre zu Gericht gegangen, denn sie hatte auf nichts mehr ein Anrecht; er gab es ihr freiwillig, so dass sich ihr eigener Mann und alle darüber verwunderten. Er nahm so freundlich Abschied von ihr, als ob sie ihn nicht ganz gründlich aus- geplündert hätte. Mein Martin sagte ihm: „Dir ist von deinem väterlichen Erbe nichts geblieben, du hast gerade nur, was du dir in Amerika erarbeitet und daheim erspart hast.“ – Da blickte er ihn ernst an und sagte: „Sie braucht mehr, sie hat Kinder! Sie soll nicht auf meinen Tod warten, sondern es früher genießen; mir bleibt genug. Weißt du, Martin, hätte ich in meiner Jugend nur meine beiden Hände gehabt, dann hätten Mariechen und ich besser zusammengepasst, und vielleicht wäre mir dies große Unglück nicht begegnet!“ Seitdem lässt ihn Martin mit Ermahnungen in Ruhe; er konnte lange nicht diese traurige Stimme vergessen. Ach, trotzdem wir in den 18 Jahren, die seit dem Unglück vergangen sind, allerlei erlebt haben und die ganze Welt sich wohl verändert hat, so hat sich die Liebe zu Mariechen bei uns, die wir sie liebten, nicht gewandelt. Als sie nach Zorovce kam, war sie uns fremd; im Leben haben sie wenige gekannt, seit ihrem Tod hat sie bis heute viele Freunde – aber ihre beste Freundin bin ich geblieben.“

Im Hag wurde es still; selbst die Nachtigall, die auf einem Strauch über dem kleinen Brünnlein gesungen hatte, schwieg, nur die Kronen der Tannen rauschten im Wind, als wollten sie derjenigen ein Trauerlied singen, die so lieblich und zart wie eine Apfelblüte gewesen, und die der liebende Gatte nicht einmal in die geweihte Erde betten durfte. Statt dessen flossen wohl seit 18 Jahren die Wasser der Waag über sie dahin, auf denen die Flößer mit ihren Flößen

schwimmend, so manche Nacht verbrachten – und wenn sie wollten, so wüssten sie allerlei zu erzählen ...

Kapitel 3

Unterdessen saß Matthias Jankovitsch in seiner Stube hinter dem Tisch und las in der großen Bibel. Um ihn her lagerte die traurige Stille der Einsamkeit. In Gedanken versunken, merkte er nicht, dass es schon zweimal schüchtern an die Türe geklopft hatte. Erst beim dritten Klopfen rief er: „Herein!“ Er hatte gerade ein Kapitel zu Ende gelesen und schloss das Buch, als sich die Türe auftat und ein junges Mädchen eintrat; der Tracht nach war sie nicht von hier. Zwei Augenpaare blickten sich an: die des Mannes verwundert, die des Mädchens, als ob sie um etwas bitten wollten.

„Bin ich hier recht bei Jankovitsches?“ fragte der rosige Mund schüchtern, nachdem man den gewöhnlichen Gruß getauscht hatte.

„Ich bin Jankovitsch; was bringst du mir?“ entgegnete der Mann freundlich und schritt dem unerwarteten Besuch entgegen. Sie legte ihre kleine Hand in seine dargebotene Rechte. „Kommst du von weit?“

„Zu Fuß nur von der Eisenbahn, die ist nahe.“ Sie nahm den angebotenen Platz auf der Bank an und legte ein kleines Bündel neben sich.

„Ihr habt mich gefragt, was ich Euch bringe?“ begann sie nach einem Weilchen. „Einen schönen Gruß von meiner Taufpatin, Anna Skala. Ich musste ihr auf dem Totenbett versprechen, dass ich nach ihrem Tod zu Euch gehen würde, um Euch zu fragen, ob Ihr mich nicht brauchen könntet. Sie hat Euch sehr bedauert, weil Ihr so allein seid. Und da ich auch niemanden auf der Welt habe, solltet Ihr mich zu Euch nehmen, sei es auch in den Dienst, damit ich Euch pflege.“

„Hast du weder Eltern noch Angehörige?“ fragte er.

„Ich hatte nur meine Pflegeeltern; nachdem beide gestorben sind, stehe ich allein auf der Welt.“ In den Augen des Mädchens glänzten Tränen.

„Also Anna Skala ist gestorben?“

„Vor vier Monaten.“

„Und ihr Mann?“

„Der Pflegevater musste auch im Jahre 1915 auf Vorspann gehen; von da kehrte er sehr krank zurück und wurde nicht mehr gesund.“

„Also der Arme war auch dort? Und nun sind sie beide tot? Und Anna hat dich mir gesandt? Nun, wir würden schon zusammenpassen, da du auch niemanden hast; nur weiß ich nicht, was du bei mir machen wolltest? Es würde dir hier bange sein, denn du bist noch fast ein Kind, und ich bin solch ein Einsiedler, wie die Leute sagen.“

„Mütterchen sagte, ich sei noch jung, und die Welt sehr böse; aber Ihr würdet mich vor dieser bösen Welt beschützen, und ich könnte Euch dafür im Alter pflegen.“

„Ich wusste nicht, dass Frau Skala solch eine gute Meinung von mir hatte und meiner jemals im Guten gedachte.“

„O, Mutter hat Euer oft gedacht und Euch bedauert.“

„Bevor wir weiterreden, musst du dich ein wenig von der Reise ausruhen.“

„Ach ja, Onkel, darf ich Euch um ein wenig Wasser bitten? Ich habe Durst.“

Eine Weile später stand ein gläserner Krug und ein Glas Milch sowie frisches Brot und Butter auf dem Tisch. „Auch Milch löscht den Durst und sättigt zugleich, greife nur zu!“ nötigte Jankovitsch. Das Mädchen langte mit der kindlichen Einfalt jener Naturen zu, die keine Scheu kennen, weil sie den Menschen noch vertrauen, und sättigte sich an den guten Speisen. Als sie gegessen und gedankt

hatte, räumte der Mann die Sachen fort und setzte sich wieder an den Tisch. „Also, nun sage mir noch einmal ausführlich, wie du dir das gedacht hast, bei mir zu bleiben!“

„Wenn Mütterchen sich nicht geirrt hat, und Ihr mich brauchen könnt, bleibe ich gerne bei Euch. Meint nicht, dass ich schwach bin! Es ist wahr, schwere Arbeit kann ich noch nicht leisten, aber im Haus besorge ich alles. Ich kann auch schon kochen und Brot backen, waschen und plätten und verstehe mich aufs Geflügel. Das Vieh brauchte ich daheim nicht zu besorgen; auch auf dem Feld habe ich noch nicht gegraben; nur bei der Heuernte war ich dabei, aber Grasschneiden kann ich! Unseren Blumen- und Gemüsegarten habe ich schon zweimal allein angepflanzt, und was ich noch nicht kann, das könnt Ihr mich lehren!“

Jankovitsch blickte auf das ernsthaft erklärende Mädchen; ihre Stimme erklang in der ein wenig düsteren Stube wie ein goldenes Glöckchen, welches den Frühling verkündigt. Ein seltenes, gütiges Lächeln überflog sein Antlitz.

„Wenigstens für kurze Zeit, auf Probe könntet Ihr mich dalassen, Onkel“, bat sie besorgt, da er nichts sagte. „Nachdem ich es meiner Mutter versprochen habe, würde es mir schwerfallen, mein Wort zu brechen. Ich habe zwar nur ein Arbeitskleid bei mir. Die übrigen habe ich im Koffer auf der Bahn, falls Ihr mich nicht aufnehmen könntet oder wolltet.“

Er schüttelte den Kopf. „Hat dich die Skala zur Schule geschickt?“ fragte er ernst.

„Ich habe unsere Dorfschule besucht, und als nach dem Umsturz in K. eine Bürgerschule eröffnet wurde, bin ich dahin gegangen.“

„So? Da hättest du wohl gerne weiterstudiert, wie es jetzt üblich ist, und der Tod deiner Pflegemutter hat dich daran gehindert?“ Er blickte sie forschend an.

„Mütterchen wollte mich aufs Lehrerinnenseminar schicken, aber ich wollte nicht.“

„Und warum denn nicht? Gefällt dir der Lehrberuf nicht? Der ist doch, gerade hier bei uns, so hochwichtig!“

„Mutter war kränklich, und ich fühlte, wenn ich ihr ihre Liebe nicht jetzt vergelte, später würde ich es nicht mehr können. Ich bin ihr dankbar dafür, dass sie mich in die Bürgerschule geschickt hat, denn ich habe gerne gelernt. Ich kann lesen, schreiben, rechnen; ich weiß, wie es dereinst gewesen und wie es heute in der Welt zugeht, wo die verschiedenen Völker wohnen, wie es in ihren Ländern aussieht und auch sonst allerlei. Ich habe meine Bücher; da kann ich alles wiederholen, um es nicht zu vergessen, und kann über manches Gute nachdenken, das genügt mir. Denn, um Euch die Wahrheit zu sagen, Onkel, ich will kein Fräulein werden. Ich schätze meine Tracht und möchte gerne ein Bauernmädchen bleiben. Einst hat uns der Herr Lehrer so schön erzählt, wie die Sachsen in Siebenbürgen ihrem Volkstum treu blieben. Sie gingen in die Schulen, um sich zu bilden, aber sie blieben fernerhin Bauern. Und solche gebildeten Bauern und Bäuerinnen brauche unser slowakisches Volk, weil es so zurückgeblieben und absichtlich vernachlässigt worden sei. Nun, zu diesen möchte ich gleichfalls gehören und Ihr wohl auch, Onkel, nicht wahr?!“

„Das wohl, mein Kind. Ich habe mich drüben in Amerika gar fleißig bemüht, um in den Abendschulen all das nachzuholen, was mir in der Kindheit hier nicht geboten wurde. Aber fürchtest du dich nicht, dass du bei unserer harten, landwirtschaftlichen Arbeit das Gelernte mit der Zeit vergessen könntest?“

Sie schüttelte den Kopf. „Was ich mal im Kopf und im Herzen habe, das ist mein, das kann mir niemand mehr nehmen!“

„Du hast recht! Doch, um zu Ende zu kommen: Wir bleiben also beisammen. Versuche, ob du im Haus eines solchen Einsiedlers leben kannst. Ich habe zwei Mitbewohner auf dem Hofe, namens Zwara, rechtschaffene Leute. Die Frau hat bis heute das Haus besorgt und uns verpflegt, doch sie ist schon alt und kann eine Hilfe wohl gebrauchen. Der Mann hilft mir bei der Landwirtschaft. Schwere Arbeit habe ich nicht für dich, doch wenn du fleißig bist, findest du leichtere Arbeit mehr als genug. Du kannst in der hinteren Stube wohnen. Hier habe ich immer mit meiner Mutter gewohnt, dort nur ganz kurze Zeit, solange meine Frau lebte.“ Die Stimme des Mannes zitterte ein wenig. „Hat dir Frau Skala nie erzählt, wie es ihr bei mir ergangen ist?“

„Ihr redet von Eurem Mariechen, das so jung gestorben ist? Mutter sagte nur, dass Ihr sie sehr lieb gehabt hättet, und sie Euch noch viel mehr; aber sie sprach nicht gerne von ihr, denn sie musste dann immer so viel weinen. Während ihrer Krankheit redete sie im Fieber viel, was wir nicht verstanden, und konnte sich nur beruhigen, wenn ich ihr immer wieder versprach, zu Euch zu gehen: „Mach es gut, was ich verschuldet habe“, sagte sie mir.“

„Sie hatte nichts gutzumachen, aber ich! Sie hatte mir das Liebste gegeben, und ich habe diesen Schatz nicht gehütet. Ich bereue, dass ich nicht doch noch vor meiner Abreise nach Amerika zu ihr gegangen bin; aber da sie mir auf den Brief, in dem ich ihr Mariechens Tod anzeigte und sie um Vergebung bat, keine Antwort gab, dachte ich, dass sie mir zürnte, und schämte mich, ihr unter die Augen zu treten.“

„Wie aber, wenn sie Euch geantwortet hat und der Brief verlorengegangen ist?“ fragte das Mädchen besorgt. „Das kommt doch vor!“

„Du hast recht!“

„Ach, Onkel, da fällt mir etwas ein! In ihren Fieberphantasien sprach meine Pflegemutter immer von einem Brief, als ob sie jemandem versprochen hätte, ihn ganz gewiss abzusenden.“

„Das war wohl so: Frau Skala zürnte mir – und sie hatte triftige Gründe dafür –, aber ihr Gewissen trieb sie, mir zu vergeben und mir in meinem großen Jammer ein gutes Wort zu schreiben. Sie tat es nicht, und dieses Versäumnis quälte sie vor dem Tode. Darum hat sie dich dann zu mir geschickt; nur schade, dass sie mir durch dich nicht jenes gute Wort gesandt hat; es würde mich getröstet haben.“

In die Wangen des jungen Mädchens stieg ein jähes Rot, das sogleich wieder verschwand. Sie sah aus, als ob sie über etwas nachdächte und sich keinen Rat wüsste. Sie bewegte die Lippen und schloss sie wieder.

„Also, es bleibt dabei: Du versuchst, dich bei uns einzuleben. Und wenn du dich fortsehnst, dann will ich mich bemühen, dir mit Gottes Hilfe eine gute Stelle zu verschaffen. Inzwischen sei in meinem Haus willkommen und sieh es als dein Heim an! Frau Skala hat meine Frau erzogen; sie war ihr und dir eine Mutter; folglich bist du mir eine liebe, nahe Angehörige, komm, ich führe dich in deine Stube!“

Kalter, dumpfer Modergeruch, wie er lange unbewohnten Räumen entströmt, umwehte das junge Mädchen, als Jankovitsch die Türe zur hinteren Stube öffnete. Alles schien hier zu erzählen: „Es war einmal – es ist nicht mehr!“ Die Fenster der kleinen Stube gingen nach dem Obstgarten; es standen zwei hochaufgetürmte Betten darin; ferner ein Schrank, eine bemalte Truhe, ein Tisch von Eichenholz, eine Bank mit Lehne, an der Wand befand sich ein ziemlich großes Bücherschränkchen, ein hübscher Kachelofen, um den gleichfalls ein Bänkchen lief; auch zwei Stühle waren da. Alles war mit Staub bedeckt und von der Decke hingen Spinnengewebe herab. Der Mann trat an die Fenster, um sie zu öffnen. Das Mädchen blick-

te in der Stube umher, die ihr wie verwunschen erschien, und ein Ausdruck banger Scheu trat in ihr Gesicht: „Onkel, darf ich hier erst sauber machen?“ fragte sie so leise, wie in einem Sterbezimmer.

„Freilich, gleich morgen muss dir Frau Zwara helfen. So kannst du hier nicht wohnen. Auch die Betten müssen erst gelüftet werden.“

Die alte Frau Zwara wunderte sich nicht wenig, als ihr der Bauer das junge Mädchen herbeiführte und als sie erfuhr, dass Frau Skala ihre jüngste Pflegetochter zu Jankovitsch gesandt habe, damit dieser sich der Waise annehme, und dass das Mädchen gekommen sei, um ihn zu pflegen, da schüttelte sie den Kopf: „Es geschehen doch noch unerhörte Dinge auf der Erde!“ Aber das Mädchen gefiel ihr auf den ersten Blick. „Wie heißt du denn, mein Töchterchen?“

„Hannchen Skala.“

„Da bist du also aus der Familie deiner Taufpatin“, nahm Zwara das Wort. Alsbald führten die beiden ihre neue Hausgenossin im ganzen Haus umher. Die Zwara erklärte sogleich, dass sie Hannchen auf dem Vorboden für einige Tage ein Lager bereiten wolle, bis die hintere Stube frisch getüncht und gereinigt sei. Zwara trug das Stroh hinauf. Bis zum Abend erfuhr das junge Mädchen die traurige Geschichte von Mariechen Jankovitsch, die ihr bis dahin noch unbekannt gewesen und weinte über sie, aber auch über Jankovitsch.

„Da bin ich nur froh, dass Mutter mich zu dem armen Onkel geschickt hat. Ich will mich bemühen, dass er mit mir zufrieden ist und mich nicht wieder fortschickt“, versicherte sie eifrig. „Sagt mir nur, Tante, wie ich alles machen soll und ermahnt mich, wenn ich etwas verkehrt mache! Mir tut der arme Onkel so leid.“

„So wie uns allen. Ich will dir helfen, Hannchen, und freue mich, wenn du mir die Sorge um ihn ein wenig abnimmst. Du musst nicht fürchten, dass du ihm nicht genügest; er ist mit allem zufrieden. Reinlichkeit und Ordnung liebt er sehr, das weiß ich. Aber gerade da

konnte ich nicht mehr so recht nachkommen. Die Stube freilich durfte ich nicht so verkommen lassen, aber er hatte den Schlüssel dazu, und ihm darum sagen und ihn dadurch erinnern, wie sein irdisches Glück von hier in den dämmernden Morgen hinausgeschritten, um weder tot noch lebend wiederzukehren – das hätte ich nicht übers Herz gebracht.“

„Ach, Tante, da sollte ich lieber auch nicht dort wohnen! Ihr könnt mir mein Bett auch in der Küche aufstellen. Ich schlafe da ebenso gut.“

„Das würde der Bauer kaum erlauben; nachdem er dir die Stube mal übergeben hat, will er auch, dass du darin wohnst. Fürchte dich nicht, wir wollen alles umstellen, und wenn sie wieder bewohnt ist, wird es für ihn nicht so traurig sein, wenn er die Türe sieht. Ich wünschte so sehr, dass Gott selbst ihn trösten möchte, denn seinesgleichen ist im ganzen Dorf nicht zu finden. Er scheint so schweigsam wie das Grab, aber wenn er mal zu reden anfängt, o, wie viel weiß er da! Er erzählt wie ein Buch – o, und wie er die Heilige Schrift versteht! Jeden Abend gehen wir in seine Stube, und er liest uns vor und legt sie uns aus. Er allein hat ja meinen Alten auf den rechten Weg gebracht! Der war solch ein Trunkenbold, dass wir um alles gekommen waren. Als Jankovitsch aus Russland heimkehrte, wollte man uns beide nicht einmal mehr in einem Stall aufnehmen, solch elende Bettler waren wir, eine Schande für das ganze Dorf! Ich konnte das nicht länger aushalten und ging zur Waag, um mich zu ertränken. Dort fand mich durch Gottes Fügung unser Bauer; der redete mir solange ins Gewissen, bis ich vor Entsetzen zitterte; dann führte er mich in sein Haus und holte meinen Alten. Er fand ihn im Graben beim Friedhof, er lag dort – mit Vergebung zu sagen – wie ein Stück Vieh. Er spannte seine Ochsen an, denn er hatte keine Pferde, und lud ihn mit Onkel Uhers Hilfe auf den Wagen. Er selbst

reinigte und badete ihn, schor ihn und gab ihm reines Unterzeug. Auch ich musste mich reinigen. Er ließ uns ein paar Tage auf dem Dachboden, bis wir uns bei guter Kost ein wenig erholt hatten. Dabei sprach er alle Tage so freundlich mit uns, wie wohl nur der Sohn Gottes mit armen Sündern geredet hat. Wir mussten ihm versprechen, dass wir keinen Tropfen Alkohol mehr trinken würden. Er betete für uns und mit uns, dass der Herr Jesus Christus uns helfen möge; und da wir Tag für Tag zu Ihm beteten, hat Er uns auch geholfen, unser Gelübde bis heute zu halten. Freilich, wenn uns der Bauer dann fortgeschickt hätte, dann hätte man uns, wo immer wir im Tagelohn gewesen wären, etwas zu trinken gegeben. Aber er behielt uns bei sich und gab uns auf lange hinaus Arbeit. Damals lebte seine Mutter noch; sie war schon krank, aber sie legte ihm nichts mehr in den Weg; denn es war, als fürchtete oder schämte sie sich vor ihm. Er befahl uns zuerst, Ziegel zu machen, und als wir damit fertig waren, Steine zu führen. Mein Mann ist ein wenig Maurer und auch Zimmermann, und so hieß er ihn, die Hälfte des großen Schuppens umzubauen. In kurzer Zeit entstand daraus eine hübsche Stube samt Küche; der kleinere Teil blieb Schuppen. Als die Wohnung fertig war, schenkte er sie uns auf Lebzeiten, ja, er gab uns etwas von seinen Feldern in Pacht, und als Pachtzins müssen wir ihm, wenn es nötig ist, arbeiten. Nach und nach haben wir uns eine Kuh erwirtschaftet, auch für die hat er uns einen Platz in seinem Stall gegeben. Ja, mein Kind, so ist er! Er glaubt und gehorcht dem Herrn Jesus Christus aufs Wort! Viel Gutes hat er uns erwiesen, aber das Beste ist doch, dass wir den Sohn Gottes und sein heiliges Wort erkannt haben. Bis dahin hatte niemand für unsere Seelen gesorgt, wir selbst am wenigsten. Er aber hat uns gelehrt, wie wir Gott fürchten und sein heiliges Wort bewahren sollen.“ Weiter kam die Alte in ihrem Berichte nicht, da ihr Mann sie auf den Hausboden rief.

So befand sich Hannchen Skala in dem neuen Haus.

In Zorovce wunderten sich die Leute nicht wenig, als das Gerücht erscholl, dass die verstorbene Anna Skala die Pflegemutter von Mariechen Jankovitsch, noch eine Pflegetochter erzogen und sie der Obhut von Matthias Jankovitsch anbefohlen hatte. Sie sei auch eine Waise, wie einst die Verstorbene gewesen. Verschieden urteilten die Leute darüber, gut und böse, wie das gewöhnlich der Fall ist; aber als das fremde Mädchen am Sonntag zum ersten Mal in der Kirche erschien, so lieblich wie ein Frühlingsmorgen, da ruhten die Augen aller jungen Leute voller Bewunderung auf ihr. Bescheiden wie ein Veilchen stand sie zwischen den anderen jungen Mädchen. Wohl war alles an ihr hübsch; aber das Schönste waren ihre Augen. Sie glichen zwei großen, dunkelblauen Enzianen, und wem sie so freundlich und liebevoll entgegenstrahlten, dem wurde ganz warm ums Herz. Es gab in Zorovce viele hübsche Mädchen, denn die Mädchen des Dorfes waren wegen ihrer Schönheit bekannt, aber obwohl manche Hannchen übertraf, kam ihr doch keine an mädchenhaftem Liebreiz gleich.

„Seht mal her, was für eine Tochter sie ihm da gesandt hat“, sprachen die Frauen untereinander. „Beinahe würde sie Mariechen ähnlich sehen; aber jene war viel größer und blond, und diese trägt eine kastanienbraune Flechtenkrone auf dem Köpfchen.“ – „Und Mariechen war wie eine scheue Taube; diese ist zutraulich wie ein Vöglein. Kaum ist sie gekommen, da lacht sie schon mit unseren Mädchen.“ – „Vielleicht wird sie auch den armen Matthias aufheitern; es wäre ihm zu gönnen.“ – „Höre, Dora“, flüsterte Joschko Uher seiner kleinen Frau zu, „es ist gut, dass wir schon verheiratet sind, wer weiß, ob ich dir treu geblieben wäre.“ Sie gab ihm einen leichten Schlag in das glücklich lachende Gesicht, denn sie wusste, dass er ihr zuliebe die Waag durchschwimmen würde. Auch fürchte-

te sie sich nicht vor Hannchen Skala, denn sie kannte sie schon besser. Am letzten Dienstag hatte sie der Nachbar zu ihnen gebracht und Tante Suska und sie, Dora, gebeten, sich ihrer anzunehmen. Sie hatten es gerne versprochen, denn sie freuten sich, dass Onkel Matthias nicht mehr so verlassen war.

„Du hast recht getan!“ sagte Großmutter Uher zu dem jungen Mädchen, „dass du gekommen bist, um deiner Pflegemutter Wort zu halten; einem Verstorbenen sollen wir es niemals brechen, damit seine Seele Ruhe hat. Es wird dir bei dem Onkel nicht schlecht gehen, denn er ist ein guter Mensch, und wenn es dir mal zu einsam ist, so läufst du schnell zu uns herüber! Bei uns ist es, gottlob, immer fröhlich. Suska hat einen guten Mann, und die Frau meines Enkels ist ein richtiges Singvöglein. Mein ältester Enkel, der nächstens heimkommt, ist auch ein ordentlicher Jüngling, und Suskas Mischko, der ist die ganze Mutter. Bei uns hörst du kein böses Wort, und was du noch nicht kannst, wollen wir dich lehren; auch wollen wir dir gerne mal helfen. Die Wäsche kannst du immer mit uns waschen, wir führen sie gemeinsam zur Waag, und wenn du dir irgendetwas ausleihen musst, dann weißt du, wo wir wohnen. Ein guter Nachbar ist wie die eigene Familie, darum sagt auch die Heilige Schrift: „Besser ein naher Nachbar, als ein Bruder, der ferne ist.“

Gleich am Donnerstag hatten Suska und Dora Uher Hannchen geholfen, die Federn umzuschütten. Die Zwara hatte alle Bettbezüge gewaschen. Die liebe Maiensonne hatte ihnen dabei geholfen, und nun waren Mariechens Federbetten wieder so schön wie einst, als der glückliche Bräutigam sie heimgefahren hatte. Sie passten in die sauber getünchte Stube, wo die Decke, die Möbel und die Fenster um die Wette glänzten. Es war jetzt ein schönes Stübchen, wenn die Sonne durch die spiegelblanken Fenster mit den durchsichtigen, weißen Vorhängen blickte. Jankovitsch hatte seit seiner Rückkehr

aus Amerika überall gedielten Fußboden; in der Küche stand ein Sparherd; frisch gereinigt, sah sie wie eine Stube aus. Die Frauen baten ihn um Erlaubnis, auch seine vordere Stube reinigen zu dürfen; er widersprach nicht. „Es wird gut sein, wenn Ihr auch bei mir ein wenig reinmachen wollt“, sagte er dankbar; „die Stube würde neben den anderen Räumen ganz schwarz aussehen; oft sieht der Mensch gar nicht, dass etwas schmutzig ist, bis er etwas Reines danebenstellt. So erkennen auch wir nicht, was für Sünder wir sind, solange wir uns nicht neben den heiligen Gottessohn stellen.“ Als sie am Freitag die Sachen aus Mariechens Schrank und Truhe lüfteten, da konnte Suska Uher ihre Tränen nicht zurückhalten und war nur froh, dass Matthias mit Zwara auf dem Feld war und die Sachen nicht zu sehen brauchte. In der Truhe hatte Mariechen Leinen- und Baumwollzeug für ein ganzes langes Leben aufbewahrt; im Schrank waren Arbeits- und Sonntagskleider, Sommer- und Wintersachen – und sie hatte so wenig davon gebraucht. Nicht einmal ihr Brautkleid hatte sie für die letzte Reise angelegt. – Einzelnes war von Schimmel belegt, zwei Betttücher waren ein wenig zerfressen; aber das übrige war noch gut, es wurde gelüftet und getrocknet. Als Schrank und Truhe inwendig gescheuert waren, glänzten sie wieder von Sauberkeit. Hannchen hatte Dora gesagt, dass sie in der Bürgerschule Weißnähen gelernt hatte; darum riet Suska Jankovitsch, er möge sie aus den Vorräten Leibwäsche und Bettbezüge nähen lassen, damit dieselben doch nicht ganz zugrunde gehen möchten. Es fiel ihm schwer, seine Einwilligung zu geben. „Ich habe es immer aufgehoben, falls Frau Skala es eines Tages zurückholen würde“, sagte er traurig. „Aber da sie nicht mehr kommt, wäre es ja schade, die Sachen liegen zu lassen. Am liebsten würde ich alles Hannchen geben, denn sie ist ja auch ihre Tochter.“

„Mir, Onkel?“ fragte das Mädchen verwundert. „Aber ich brauche doch nichts; ich habe lauter neue Sachen und noch viel von meiner Pflegemutter. Eure Bettbezüge hingegen sind so durchsichtig wie ein Sieb und Eure Wäsche lauter Flicken. Erlaubt mir, Euch neue zu nähen! Wenn Euer Mariechen uns sehen könnte, würde sie sich sicher freuen, dass es niemand Fremdes bekommt.“

Also, wie gesagt, Dora wusste mehr von Hannchen als irgendjemand im Dorfe. Als Hannchen zu nähen anfing, da hatte sie vor allem Dorkas neues Kopftüchlein gesäumt, das Joschko ihr vom Jahrmarkt mitgebracht hatte. Zwaras hatten die Nähmaschine von der Jüdin Stein abgeholt, die Jankovitsch ihr während der großen Judenplünderung abgekauft hatte, als man ihre Tochter in der Stadt ausgeplündert hatte, und die nun bei den Eltern stand. Als Jankovitsch sie für Hannchen ausleihen ließ, sagte die Jüdin: „Sie gehört ja doch Euch, ich weiß, dass Ihr sie für uns gekauft habt. Wer weiß, wann unsere Resi wiederkommt. Die Maschine kann bei Euch bleiben, solange Ihr sie braucht. Bei uns würde sie höchstens verrotten.“ So konnte Hannchen fleißig nähen, und alle wunderten sich, wie schnell das ging. Bevor zwei Wochen um waren, kam es niemandem mehr in den Sinn, dass das Mädchen nur auf Probe hier sei und wieder fortgehen könnte, denn es gibt Menschen, an die man sich so rasch gewöhnt wie an den Frühling, wenn er nach langem Winter einkehrt, um die Erde mit Blumen zu schmücken und die Menschen zu erwärmen.

Kapitel 4

Doch es wird Zeit, dass wir uns auch ein wenig in dem Dorf umsehen, in das Hannchen so unversehens hereingeschneit war, ohne zu wissen, ob sie aufgenommen oder fortgeschickt werden würde. Am oberen Ende von Uhers wohnten Simons. Sie heißen eigentlich Rascho, aber jedermann nannte sie so. Dort hatte jahrelang eine baufällige Hütte mit einem uralten Strohdach gestanden, welche das ganze Dorf verunstaltete; ihre Besitzer wohnten längst in Amerika und niemand kümmerte sich um dieselbe, bis eines Nachts das ganze Dach unter großem Gepolter einstürzte. Ein halbes Jahr später kehrte Rascho aus Amerika zurück, und da in jener Zeit der Dollar in der Slowakei 90–100 Kronen galt, konnte er sich ein gar prächtiges Haus aufbauen. Mit seinen großen Fenstern und den Spiegelscheiben, mit dem gusseisernen Gitter um das zierliche Vorgärtchen hätte es in jeder Stadt stehen können. Als das Haus fertig war, kam auch seine Frau. Sie kleidete sich schon nach amerikanischer Art und so richtete sie auch das Haus ein. Hinter dem Haus hatten sie einen Blumengarten mit den herrlichsten Rosen, auf dem Hof allerlei seltenes Geflügel. Rascho hatte sich einen hübschen Wagen und ein Pferd angeschafft und war Fuhrmann. Wenn er in seinem abgetragenen Anzug auf dem Kutschbock saß, dann hätte man kaum geglaubt, dass er der Besitzer eines prächtigen Hauses, zahlreicher Felder und eines Gartens voll eigenhändig okulierter Rosenstöcke sei. Raschos waren kinderlos; vor einigen Jahren hatten sie die Witwe ihres Onkels Simon ins Haus genommen, die jedermann nur „Großmutter Simon“ nannte. Sie gaben ihr ein Stübchen im Hofe, damit sie doch wenigstens in ihrem Heimatort ihren Lebensabend beschließen konnte. Sie hatte ja bei aller Bescheidenheit, soviel sie

zum Leben brauchte; ihre Kinder waren da und dorthin verstreut, und so war sie ganz allein. Sie gaben es ihr darum, weil der verstorbene Onkel Simon Rascho ihnen einst das Reisegeld nach Amerika geliehen hatte, ohne Zinsen oder Sicherstellung zu verlangen. Heute kam das der Großmutter zugute. Aber auch sie konnten mit ihr zufrieden sein. Sie hütete das Haus und spann, was nötig war ... Solch ein alter Mensch kann oft sehr nützlich sein, wenn er das Herz auf dem rechten Fleck, wenig Ansprüche und viele Lebenserfahrungen hat, und das hatte Großmutter Simon. Sie hatte von Kind auf in guten Häusern gedient, und was sie daselbst gelernt, auch im Alter nicht vergessen. Sie hatte Söhne, Töchter und Enkel erzogen, und nachdem sie ihren liebsten Enkel begraben, war sie zu Raschos gekommen. So wohnten bei Raschos in dem großen schönen Haus nur drei Leute; dafür lebte in Uhers Haus heute wie immer eine zahlreiche Familie.

Die alte Uher hatte ihre Tochter mit einem entfernten Vetter verheiratet. Ihr Sohn hatte die Tochter des benachbarten Richters[4] zur Frau genommen, aber beim dritten Kind war sie gestorben und hatte auch ihr kleines Töchterchen mitgenommen, so dass die Erziehung der beiden Knaben Stephan und Joschko der Großmutter und Tante Suska zugefallen war. Martin Uher, ihr Onkel, hatte schon zu Lebzeiten ihres Vaters Vaterstelle an ihnen vertreten, denn dieser war von Kind auf sehr kränklich und konnte sich nicht um die Knaben kümmern. Als aber Martin in den Krieg zog, musste der arme Jurko[5] die ganze Wirtschaft übernehmen; das ging über seine Kräfte und er starb nach kurzer Zeit. Sein ältester Sohn war nach beendetem Militärdienst in Böhmen geblieben; als Schlosser war er

---

[4] Dorfschulzen.

[5] Georg.

beim Militär zu den Fliegern gekommen; er hatte viel zugelernt, die Prüfung als Mechaniker abgelegt und wollte sich einen Motor anschaffen, um sich als Mechaniker niederzulassen. Sein Bruder Joschko hingegen wollte nur bei der Landwirtschaft bleiben. Wegen seines kranken Vaters war er vom Militär freigekommen und hatte alles selbständig besorgt, bis sein Onkel heimkehrte. Da ihn Dora Milov, des Richters Einzige, genommen, um die ihn alle Burschen des Dorfes beneideten, hatte er nebst seinem väterlichen Anteil noch ein reiches Erbe zu erwarten. Susanka Uher war von drei Kindern nur ihr ältester Sohn Mischko am Leben geblieben. Da er gut lernte, hatten ihn die Eltern studieren lassen. So stand es bei Uhers.

Jankovitschs Nachbar am unteren Ende war Senianek. Von diesem Haus sang die Dorfjugend das Spottlied:

„In die alte Bude
scheint die Sonne hinein ...“

Vor dem Krieg war Senianek das Schuhmacherhandwerk gut gegangen. Dann hatte er einrücken müssen; als er zurückkehrte, war aus ihm, der zuvor mäßig getrunken, ein ausgemachter Trunkenbold geworden. Er hatte das Seine schon vertrunken, nun vertrank er das Vermögen seiner Frau. Einst, als er noch ordentlich gewesen, obwohl er schon damals einen guten Tropfen nicht verschmähte, hatte sie ihm die Hälfte desselben zuschreiben lassen. Sie hatte ihn gegen den Willen ihrer Eltern geheiratet, weil sie ihn sehr liebte. Ihr Vater hatte ihr zum Abschied gesagt: „Was du dir erwählt hast, das hast du, aber der Segen Gottes wird nicht auf euch ruhen. Wenn es dir dereinst sehr schlecht ergehen wird auf der Erde, dann komm nicht zu mir, um zu klagen!“ Sie war auch nicht gekommen, solange er lebte, dafür bat sie jetzt oft unter lautem Schluchzen und bitteren

Selbstanklagen die Eltern um Verzeihung, die schon längst unter dem grünen Hügel auf dem stillen Gottesacker schliefen. Ach, das half nichts mehr! Nur eines war gut, dass die alte Senianek der Schwiegertochter nichts zuleide tat; sie deckte nur noch die Missetaten ihres Sohnes vor den Leuten zu, so wie sie es in seinen Kindertagen getan, wenn der Vater den Knaben wegen böser Streiche züchtigen wollte: „Wie ich bin, so bin ich“, pflegte er ihr zu sagen. „Ihr habt mich ja erzogen!“ Und er hatte recht. Darum ging die Frau stets mit gesenktem Kopf umher, als ob sie etwas Verlorenes suche. Ach, sie hatte ja all die kostbaren Gelegenheiten verpasst, in Herz und Gemüt des Knaben die Grundlagen für ein ordentliches Leben zu legen. Andererseits, wie konnte sie diese Grundlagen legen, die sie selbst nicht besaß? Ihr Sohn war für sie von Kind auf der Götze gewesen, vor dem sie sich bei Tag und Nacht gebeugt hatte; wenn dieser Sohn jetzt das Gespött der Kinder und der übermütigen Dorfjugend war, die dem Betrunkenen nachrief, dann schämte sie sich an seiner Stelle. Es ist ein schweres Wort: „O, hätte ich doch ...! Ach, hätt’ ich doch nicht ...!“

So gab es von jedem Haus etwas zu erzählen, jedes hatte einen Nachbar. Es wohnten in diesen Hütten und Häusern ordentliche und unordentliche, anständige und unanständige, gute und böse Menschen. Manche von ihnen kamen empor, andere verarmten; es gab Geizhälse darunter, die ihren eigenen Kindern nicht satt zu essen gaben, und Verschwender, die ihr väterliches Erbe in alle vier Winde zerstreuten. Manche trieben sich selbst, ihre Frauen und Kinder Tag und Nacht zur Arbeit an, andere hatten immer noch Zeit! Wenn die anderen schon Garben banden, dann schärften sie erst die Sensen. Kam es vor, dass in der Ehe solch ein Fleißiger mit solch einem Langsamen in ein Joch gespannt war, dann gab es Geschrei und Verdruss ohne Ende. Eines aber war allen diesen Leuten gemeinsam: völlige

Gleichgültigkeit und Sorglosigkeit in Bezug auf ihre Seele und das Leben jenseits des Grabes. Obgleich sie einer wie der andere evangelisch waren und eine Bibel im Haus hatten, so lasen sie doch nicht darin, noch viel weniger richteten sie ihr Leben danach ein. Dennoch glaubten sie alle, dass es nach dem Tod mit ihnen schon gut und recht werden würde. Sie nahmen großen Anstoß an denjenigen, die so gottlos aus dem Krieg heimgekehrt waren, dass sie zu sagen wagten: „Es gibt keinen Gott, es gibt weder Himmel noch Hölle, noch ein Leben nach dem Tode. Die Hölle bereiten wir uns selbst auf der Erde; wir wollen lieber dafür sorgen, dass wir schon hier den Himmel schaffen!“ Auch über jene, die da sagten, Christus sei nicht auferstanden, das sei alles nur ein Märchen, er sei nur ein edler Mensch, der erste Sozialist und Kommunist gewesen, ärgerten sie sich. Denn die wollten nur immerzu teilen, aber nicht das Ihrige, sondern das, was ein anderer hatte, und wenn sie zusammenkamen, dann konnte man sich vor ihren Reden fürchten.“ Aber schlafende Menschen sind einander gleich, sie sind in diesem Schlaf weder Gott noch Menschen nütze. So lag auch in Zorovce alles im tiefen, geistlichen Schlaf versunken; der Unterschied war nur, dass die einen ruhig schliefen und niemand etwas zuleide taten, während die anderen im Schlaf auffuhren und um sich schlugen.

So sah das Dörflein aus, in welches Hannchen Skala gekommen war und in dem sie auch ruhig weitergeschlafen hätte, wenn nicht etwas dazwischen getreten wäre.

Kapitel 5

Bei dem Lüften von Mariechens Truhe hatte das Mädchen in einem Seitenfach eine etwas verschimmelte Bibel kleinen Formates mit Mariechens Namen entdeckt. Man merkte es dem Buch von innen an, dass viel darin gelesen worden war. Sie erbat sich von Jankovitsch die Erlaubnis, ob sie die Bibel behalten und jeden Tag darin lesen dürfe, so wie er in der seinigen. Er erlaubte es gerne und sah das Buch nur von innen und außen so traurig-forschend an, als wollte er es fragen, ob es seiner geliebten Frau das gebracht habe, wozu es der heilige Gott auf die Erde gesandt hatte. „Lies nur, Hannchen“, sagte er, „aber vor dem Lesen bete mit dem Psalmisten: „Öffne mir die Augen, dass ich sehe die Wunder an deinem Gesetz!“ Dieses Buch hat der Heilige Geist selbst den Schreibenden diktiert, darum kann nur er es den Lesern erklären und erleuchten!“

„Wenn ich etwas nicht verstehe, darf ich Euch fragen, Onkel?“

„Freilich! Was ich weiß, will ich dir gerne erklären.“

So las Hannchen die Bibel und war eine sehr aufmerksame Schülerin; sowohl am Morgen, wo sie allein beim Lesen nachdachte, wie am Abend, wo sie Jankovitsch ihre Fragen vorlegte und er dieselben beantwortete. Alle drei Zuhörer hatten davon Gewinn. So kam der 20. Mai, der Vorabend des Himmelfahrtsfestes. Bei Jankovitsch war alles für den Festtag bereit gemacht, dann ruhte die Arbeit. Hannchen saß im Obstgarten unter dem abblühenden Apfelbaum, von rosa-weißen Blumenblättern übersät, und war so in ihr Buch vertieft, dass sie nichts um sich her beachtete. Feierlich erklangen die Abendglocken, als wollten sie sich emporschwingen, wohin er, der Sohn Gottes, der Erlöser der Welt gegangen war. Plötzlich blickte sie zum Himmel empor. „Dort ist er hingegangen“, grübelte sie.

„Die Wolken haben ihn mitgenommen und vor den Augen der ihm nachschauenden Jünger davongetragen. Und dort oben öffnete sich wohl die regenbogenfarbige Himmelspforte, um sich hinter ihm zu schließen. Auf der Erde standen die Jünger allein, aber nicht lange. Wie mochten wohl jene beiden Engel ausgesehen haben, die ihnen erschienen? Sicherlich himmlisch schön; und sie bezeugten ihnen, dass dieser Jesus so wiederkommen würde, wie sie ihn auffahren gesehen hatten. Also würden ihn die Wolken wiederbringen! Wie, wenn sich jetzt diese Pforte öffnete und er herniederkäme?! Dann müsste ja auch ich vor ihm stehen. Er ist der heilige, allwissende Gott – und ich? Wie könnte ich bestehen?“ – Hannchen wusste, dass es eine Auferstehung der Toten gab; sie betete ja täglich das Glaubensbekenntnis, worin es heißt: „Aufgefahren in den Himmel, sitzt zur Rechten Gottes, von dort wird er kommen, zu richten die Lebenden und die Toten.“ Aber plötzlich war es ihr wie einem Kind, das jäh aus dem Schlaf geweckt wird. Vor ihr stand die bestimmte Wahrheit, dass er wirklich wiederkommen werde, wie die Engel es bezeugt hatten, und dass sie dann vor ihn hintreten müsse! Eine nie gefühlte Angst vor Gott ergriff sie und erfüllte sie ganz, wie wenn ein Mensch um Mitternacht erwacht und scheu umhersieht; woher jenes Furchtbare kommt, das ihm Entsetzen einflößt.

„Wohin blickst du denn so erschrocken, mein Kind?“ erklang es da über ihr. Sie atmete auf und ergriff wie schutzsuchend die Hand der neben ihr stehenden Greisin.

„Großmutter Simon, Ihr seid es?“

„Ja. Liest du die Bibel?“ Die Alte setzte sich neben das Mädchen.

„Ich habe gelesen, Großmutter, und dann ist mir so bange geworden.“

„Warum, Kind?“

„Weil hier steht, dass dieser Jesus wiederkommen wird. Großmutter, wie, wenn er schon morgen käme?! Was würdet Ihr da machen?“

„Ich, meine Tochter? Ich würde ihm zu Füßen fallen, wie jene Maria dort im Garten und würde ihn so willkommen heißen, wie wir den willkommen heißen, den wir längst erwarten.“

„Würdet Ihr Euch nicht fürchten, Großmutter?“

„Vor wem? Vor dem Sohn Gottes? Ist er denn nicht mein Heiland? Ist er nicht das Lamm Gottes, das auch meine Sünden hinweggenommen, vor dem die Ältesten im Himmel ihre Kronen niederwerfen und von dem der Apostel schreibt: „Der uns geliebt hat und gewaschen von den Sünden in seinem Blut.“ Auch mir gilt seine Verheißung: „Und wenn ich hingehe, euch die Stätte zu bereiten, so will ich wiederkommen und euch zu mir nehmen, auf dass ihr da seid, wo ich bin.“ Also warum sollte ich mich vor ihm fürchten? Er ist aus Liebe zu mir in den Tod gegangen, und wenn er wiederkommt, sollte er mich verwerfen? O nein, ich vertraue ihm!“

„Ihr seid sicher sehr gut und fromm, Großmutter, dass Ihr so glauben könnt! Ihr kennt ihn sicherlich anders, als wir. Aber ich bin nur ein sündiges Mädchen!“ Hannchen fing bitterlich zu weinen an.

„Weine dich nur aus, mein Kind; auch ich habe einst so geweint, als mir der Herr die Augen öffnete, bevor ich zu ihm kam und er mir meine Sünden vergab. Ich würde gerne mit dir weiterreden, aber ich sehe dort den Nachbarn und habe ihm etwas zu bestellen. Doch, wenn du über diese Dinge nachdenkst, so komme zu mir. Vielleicht kann ich dir so dienen, wie mein verstorbener Enkel mir gedient hat. Du fängst an, den Herrn Jesus zu suchen; o, du wirst ihn auch finden, nachdem er dich schon erweckt hat!“ Die Greisin streichelte die Wangen des Mädchens und ging den Gartenweg hinab. Bei der Gartenpforte begegnete sie Jankovitsch.

„Es tut mir leid, Euch zu stören, Herr Nachbar“, entschuldigte sie sich. „Aber die Unseren sagen, Ihr hättet einmal Bienen gehabt und lassen anfragen, ob Ihr die Stöcke schon verkauft habt. Rascho möchte sie Euch gerne abkaufen.“

„Sie stehen noch wohl verwahrt auf dem Boden. Am Freitag will ich sie herabnehmen und scheuern lassen, dann kann der Nachbar sie besehen.“

„Das freut mich, da will ich Euch nicht länger aufhalten. Wie ich sehe, habt Ihr schon Feiertag und ich muss eilen, damit wir daheim mit allem fertig werden. Gehabt Euch wohl!“

„Gott mit Euch, Tante!“ Der Bauer begleitete die Greisin, und als sie schon um Uhers Haus bog, blickte er ihr noch nach. Dann ging er mit gesenktem Kopf in die Stube, setzte sich an den Tisch und stützte die Stirn in die Hand: „Sie ist so alt und verlassen, hat so viele begraben müssen und sieht doch stets so glücklich aus. Gar oft denke ich, dass du, Sohn Gottes, ihr Leben sein musst. Ach, warum habe ich nicht die Freiheit, sie danach zu fragen? Ich quäle mich in dieser geistlichen Einsamkeit wie einst Elias, der mit 7000 Getreuen lebte und dachte, dass er der einzige Gläubige im ganzen Lande Israel sei. Wenn du, o Sohn Gottes hier, wo alles schläft und im Tode liegt, Geschwister für mich hast, o dann zeige sie mir!

Zur gleichen Zeit saß bei Uhers die Familie beisammen. Der Bauer war gerade aus der Stadt zurückgekehrt und hatte einen Brief von Stephan von der Post mitgebracht, den Joschko der Familie vorlas. Der Schluss desselben lautete:

„Also zum Pfingstfest komme ich ganz bestimmt. Ich freue mich schon darauf, Euch alle wiederzusehen. Die Großmutter soll nur recht gute Krapfen backen; denn solche wie sie backt niemand sonst auf der Welt. Doch halt, dass ich das Wichtigste nicht vergesse!

Liebe Pflegeeltern, es trifft sich mir hier eine gute Partie; darüber möchte ich mich gerne mit Euch beraten. Ich habe weder mit dem Mädchen noch mit den Eltern gesprochen, denn ich möchte erst hören, was Ihr dazu sagt. Das Mädchen gefällt mir, ich ihr wohl auch. Die Eltern sind wohlhabend und haben nur die einzige. Ich habe mir beim Photographen ihr Bild gekauft und schicke es Euch, damit Ihr sie Euch ansehen könnt; sie ist kein Bauernmädchen, aber ich werde ja auch kein Bauer mehr sein! Das übrige wollen wir uns sagen, bis ich komme. Ich freue mich schon darauf, wieder das Wasser aus unserem Brunnen zu trinken."

Der Brief schloss mit Grüßen an alle einzelnen Glieder der Familie. Nach dem Vorlesen herrschte für ein Weilchen Stille in der Stube.

„Ei, ei, was hat er sich da ausgedacht?" schüttelte Vater Martin den Kopf. „Sich dort zu verheiraten! Solch eine Großstädterin wird sich doch nimmer in dem Dorf eingewöhnen!"

„Hi, hi, ist das eine Dame", kicherte Joschko, das Bild betrachtend. „Ich bitt' Euch, wo würde die sich bei uns niedersetzen?"

„Joi, joi", entsetzte sich Dorka, die ihrem Mann über die Schultern blickte; „aber die hat doch fast nichts an und ist ja barfuß, und die Pantöffelchen scheinen ihr auch noch zu klein, denn die Füßchen stecken ja kaum darin!"

„Das sind solche Strümpfe aus Spinnengewebe; ich sah kürzlich in Trentschin Damen, die sie trugen. Das soll wohl gegen die Fliegen sein."

„Zeige her!" Tante Suska streckte die Hand aus. Doch kaum hatte sie einen Blick darauf geworfen, da schob sie es entsetzt ihrer Mutter hin: „Was denkt der Junge? Das ist ja wohl eine von der Straße? Nein, dass sich ein Frauenzimmer nicht schämt, sich so vor den Leu-

ten sehen zu lassen; und was muss das für eine Mutter haben, die so etwas erlaubt! Was sagt Ihr dazu, Mütterchen?“

„Na, du hättest uns für eine saubere Schwiegertochter gesorgt, Söhnchen“, seufzte die Großmutter. „Die Welt ist heute wirklich wie Sodom und Gomorra, wenn die Frauen sich so kleiden dürfen: nackt fast bis zum Gürtel, bloße Beine, denn dies Spinngewebe bedeckt doch nichts; keine Ärmel, dafür auf dem Kopf einen nach oben gekehrten Topf, der so tief aufgestülpt ist, dass man weder Stirn noch Augen sieht und auf den nackten Schultern einen Pelz; und dann schreibt er noch, sie sei hübsch! Ja, hat denn der Junge den Kopf verloren?“

„Na, lasst mich doch auch sehen!“ Der Schwiegersohn hob das fortgeworfene Bild auf. „Wisst Ihr, Mutter, das scheint nur Euch hier so seltsam. Hättet Ihr gesehen, was wir zur Kriegszeit und dann in Russland zu sehen bekamen, Ihr würdet Euch über nichts mehr wundern. Einer der gefangenen Offiziere, der in Zivil Professor war, sagte: „Ihr werdet sehen, wenn die Russen Frieden schließen, dann werden sie sich daheim im eigenen Blut baden. Die Weltgeschichte lehrt, dass ein Volk, dessen Frauen sich zu schämen aufgehört und dessen Männer ihnen darin nicht gewehrt haben, hinweggefegt wird und an innerer Fäulnis zugrunde geht.“ Ich habe mir diese Worte gut gemerkt; dort haben sie sich wahr bewiesen, aber als ich diesen Winter auf der landwirtschaftlichen Ausstellung in Prag war und in den Gast- und Kaffeehäusern die Frauen und Fräuleins sah, da fiel mir aufs neue der Professor ein und ich musste mir voll Besorgnis sagen, dass wir von diesen Zuständen nicht ferne sind. Aber das Übel findet sich nicht nur in den Großstädten; auch unsere slowakischen Bäuerinnen auf den Dörfern haben ihre Volkstracht weggeworfen und ziehen diese engen Kittel an und das alles nur, um die Männer zu reizen und anzulocken. Nun, auch unser Stefko hat sich

anlocken lassen. Das Mädel hat ein Paar schöne Augen, sie brauchte nur damit zu winken, da hatte sie ihn schon.“

„Nicht doch, Martin, sie hat ihn noch nicht“, bemerkte Suska ernst; „er schreibt doch, dass er weder den Eltern noch ihr sein Wort gegeben habe, da er sich zuvor mit uns beraten wolle. Wir werden ihm diese Frau hübsch ausreden!“

„Du hast recht, Suska“, atmete die Großmutter auf. „Wir dürfen nicht hart gegen ihn sein, sondern müssen es nur im Guten und mit aller Liebe versuchen. Gott gebe nur, dass er sich raten lässt und nicht sich selbst und auch uns unglücklich macht.“

„Ich will ihm aber doch sagen, was ich mit Dora machen würde, wenn sie sich so kleiden würde“, brummte Joschko.

„Nun, was würdest du machen?“ Die junge Frau schmiegte sich an ihren Mann.

„Zur Hütte würde ich dich hinauswerfen! Wenn du dich so kleiden willst wie jene, die des Nachts in den Straßen umherlaufen, dann gehe nur gleich zu ihnen!“ Dabei drückte er aber sein Frauchen fest an sich.

„Ich würde auch nichts anderes verdienen. Mutter, ich bitte Euch, hebt das Bild auf, damit es niemand bei uns bemerkt. Es ist ja eine Schande, das nur anzusehen.“

So gelangte die Photographie samt dem Brief in die Truhe und die Familie sah mit banger Sorge der Ankunft ihres geliebten Gliedes entgegen. Denn wenn Stephan sich nicht raten lassen würde, was dann ...?

Kapitel 6

Am Himmelfahrtsfeste musste Großmutter Simon den Nachmittagsgottesdienst versäumen, denn heute fielen die kleinen Gänschen aus, da musste sie sich mit Frau Rascho abwechseln. Als das letzte aus dem Ei heraus und wohl versorgt war, ging die alte Frau in ihr Stübchen, um das Evangelium des heutigen Tages zu lesen. Da fiel ein Schatten auf ihr Fenster und draußen stand – Hannchen Skala. „Seid Ihr daheim, Großmütterchen?“

„Ja, mein Töchterchen, komm nur herein!“ Ein Weilchen später saßen die beiden schon am Tisch.

„Ach, Großmutter, ich weiß wirklich nicht, was ich mit mir anfangen soll! In der Nacht habe ich kein Auge zugetan“, klagte das Mädchen. „Am Abend las uns Onkel Matthias das heutige Evangelium vor; er sagte dabei, wie der Herr Jesus Christus uns geliebt habe, wie viel er gelitten, wie herrlich er auferstanden und noch herrlicher gen Himmel gefahren sei. Aber dann erwähnte er auch, dass er für die Seinen wiederkommen werde und dass so, wie damals nur seine Jünger bei ihm waren, auch dann nur seine heutigen Jünger, die ihn lieben und erwarten, ihn willkommen heißen dürften. Ach, liebstes Großmütterchen, da wusste ich mit einem Male, dass er mich nicht zu sich nehmen könne. Onkel Matthias und Ihr, Ihr werdet ihm entgegengehen, wenn Er kommt; ich nicht! Auch heute in der Kirche musste ich immer an sein Kommen denken, und als der Herr Pfarrer denselben Text verlas, da wurde mir vor Entsetzen so schwindlig, dass ich beinahe umgefallen wäre. Ach, Großmutter, ratet, helft mir doch; was soll ich tun? Ihr habt gesagt, dass er mich finden wird; ich bin wirklich verloren.“

„Mein Töchterchen, wenn sich ein Kind im Wald verirrt hat und es kommt ein Mensch ihm nach, der all diese Wege gut kennt und ruft es, was soll das Kind wohl tun?“

„Was es tun soll?“ entgegnete das Mädchen überrascht.

„Nun, sich zu dieser Stimme hinkehren.“

„Dort auf dem Fleck, wo es steht, soll es sich hinkehren oder noch ein Stückchen weiterirren?“

„Freilich gleich auf demselben Fleck!“

„Also, mein Kind, nun denke dir, dass du das bist, und du gehst immer weiter und weiter durch diese Welt, immer mehr fort von Gott, und plötzlich erkennst du, dass der Weg, den du gehst, nicht in den Himmel führt, dass du den, der dich allein gerecht machen kann, nicht bei dir hast, dass du auf diesem Weg so allein bist, wie das verlorene Schäflein. Und da mit einem Male scheint es dir in deiner Seele, als ob jemand dich rufe, zu Gott zurückzukehren. Sag', was sollst du dann tun?“

„Mich zu der Stimme hinwenden, das ist sicher; aber ich habe sie noch nicht gehört!“

„Nicht? War es dir nicht, als ob dich jemand zu mir schickte; bist du nicht gekommen, etwas bei mir zu suchen?“

„Das wohl!“

„Nun also, warum bist du zu mir altem Weiblein gekommen? Was willst du bei mir?“

„Weil er Euer Freund ist!“

„Das hast du schön und wahr gesagt, mein Mädchen! Er, mein Heiland wohnt bei mir!“ Indem ich ihn aufgenommen habe, gab er mir Macht, ein Kind Gottes zu werden, wie der heilige Johannes schreibt, und so sind wir in der engsten Freundschaft; denn sein himmlischer Vater ist zugleich mein Vater und er selbst ist nicht nur mein Herr, sondern auch mein Bruder. Wenn du wirklich zu ihm

kommen willst, dann kannst du noch in dieser Stunde hier bei mir ihm alles sagen. Dass du ihn dabei nicht siehst, tut nichts zur Sache, wenn nur er dich sieht und hört. Er sagt: „Kommet her zu mir alle ... Ich will euch erquicken“, und: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen.“ Der Mensch kann nur dann Ruhe finden, wenn ihn keine Sünde mehr drückt noch betrübt. Dich drückt sie jetzt, nicht wahr?“

„Ach, sehr, Großmütterchen!“

„Auch mich hat die meine dereinst gedrückt, aber da hat mein lieber Enkel, der schon Vergebung der Sünden hatte, mir zugerufen, was ich dir heute sage: „Komm zu Jesu, er ist das reine, fleckenlose Gotteslamm, welches der Welt Sünde getragen hat!“ Und ich ging; er betete für mich, dass mir der himmlische Vater den Mund auftun möge, dass ich auch selbst bitten könne; ach, er hat es getan. Kaum hatte ich alles gesagt, was mir auf dem Herzen lag, da kam der Friede; meine Last sank herab und ich war wie um zwanzig Jahre verjüngt und so glücklich! Auch dir wird es so gehen; komm nur! Warum willst du dich noch länger quälen?“

„O, ich will ja auch kein Weilchen länger auf dem Weg irren, der nicht zum Himmel führt. Aber wollt Ihr mit mir beten? Ich weiß nicht, wie ich es dem Heiland sagen soll.“

„Der Glaube ist eine Gabe Gottes, so wie das Heil eine Gabe Gottes ist. Wenn du betest, dann bitte ihn wie ein Kind, das mit seiner Mutter redet, vor allem, dass er dir Glauben schenke, dass du glauben könnest, dass Gott gegenwärtig ist und dich zu sich ruft, dass er auf dich wartet und dir alles das geben will, worum du ihn bittest.“

Die Frauen von Uhers, ja auch manche anderen wunderten sich darüber, dass Hannchen beim Vespergottesdienst fehlte; am meisten wunderte sich Jankovitsch. Bei der Heimkehr aus der Kirche traf

er Frau Zwara allein an; sie sagte, Hannchen habe über Kopfschmerzen geklagt und sich wohl ein wenig im Garten hingelegt.

„Arbeitet das Mädchen nicht zu viel?“ fragte der Mann besorgt. „Sie ist noch so jung und hilft uns doch so fleißig.“

„Das wohl, sie ist zwar nicht sehr kräftig, aber sehr geschickt und denkt bei der Arbeit. Dabei hilft sie jedermann so bereitwillig, dass es eine Freude ist, sie um etwas zu bitten. Dennoch denke ich nicht, dass sie sich überarbeitet. Am Morgen sah ich, dass sie verweint war, als sie aus ihrem Zimmer kam; vielleicht hat sie das Heimweh befallen, da sie ja doch so allein in der Welt steht. Auch in der Kirche sah ich sie zweimal an; sie sang nicht mit und war so bleich. Vielleicht ist es ihr doch zu traurig bei uns!“

Jankovitsch ging in den Garten. Die Worte der Frau hatten ihn ein wenig betrübt. Er gewöhnte sich nicht leicht an fremde Menschen. An Hannchen hatte er sich in der kurzen Zeit so gewöhnt, dass ihn der Gedanke, sie könne fortgehen, geradezu schmerzte. Er hatte sie zwar nur auf Probe genommen, trotzdem er ihr gerne bis zum Tod eine Zuflucht und ein Heim geboten und alles mit ihr geteilt hätte, was er besaß. Allein er hatte ihr Wohl im Auge; wenn sie sich nicht einleben konnte, dann wollte er ihr gerne eine gute Stelle besorgen, obwohl er nicht wusste, wo. Dienst ist eben Dienst, aber kein Heim, und was solch ein zartes, junges Geschöpf brauchte, war vor allem ein Heim. Als er Hannchen im Garten nicht fand, setzte er sich auf das Brett, auf dem sie gestern gesessen, und blickte in die Ferne, auf die Berge. Lange grübelte er vor sich hin, da vernahm er plötzlich rasche, leichte Schritte und eine Stimme rief ihm einen Gruß zu.

„Du hier, Hannchen?“ rief er sichtlich erfreut und blickte forschend in das Gesicht des Mädchens. Dieses sah durchaus nicht aus, als ob sie etwas schmerze, vielmehr als wüsste sie nicht, wie sie den

Reichtum an Freude und neuem Glück verbergen sollte, den ihr kleines Herz kaum fassen konnte. „Wo bist du gewesen?“

„Bei Großmutter Simon, Onkel.“ „Was wolltest du dort?“

„Ich habe das Heil gesucht.“

Er erbleichte vor innerer Bewegung. „Hast du es gefunden?“

„Ja , Onkel. Erlaubt mir, dass ich Euch alles sage!“

„Sage es nur, Kind, aber von Anfang an!“

Sie setzte sich auf den Rasen zu seinen Füßen und indem sie ihre dunkelblauen Augen vertrauensvoll auf ihn richtete, begann sie zu erzählen, wie es gestern und heute mit ihr gewesen. „Aber Ihr, Onkel, irrt schon lange nicht mehr? Euch hat der Heiland schon vor Jahren gefunden?“ fragte sie am Ende.

„Er hat mich in zweifacher Gefangenschaft gefunden, mein Kind, und auch befreit; aber leider bin ich noch immer kein rechter Nachfolger Christi, da ich dir mit nichts zum Heil gedient habe, obwohl du schon seit Wochen unter meinem Dach lebst und ich doch gut wissen musste, dass du noch zu den verlorenen Schafen gehörst, solange du noch nicht gefunden bist. Doch, wie dem auch sei, wenn dich mein Herr nur gerettet und zum Leben erweckt hat! Jahrelang habe ich täglich gebetet, dass Gott sich über unser Dorf erbarmen möge; ich habe nicht geahnt, dass du meine erste Gebetserhörung sein würdest. Ihm sei die Ehre!“

Jankovitsch nahm seinen Hut ab, faltete seine Hände, umschloss die Hände des Mädchens und betete innig für dasselbe. Es war, als wollte er mit diesem Gebete das neugefundene Schäflein dem guten Hirten in die Arme legen, damit dieser es durch die Wüste dieses Lebens heimtragen möge. Dann entspann sich ein Gespräch zwischen ihnen, wie es noch gestern, solange sie an zwei verschiedenen Ufern standen, nicht möglich gewesen wäre. Die Jugend hat ja gewöhnlich so viele Fragen, und wenn sie zum Glauben kommt, erst

recht! Und die bisher so schweigsamen Lippen des Mannes lösten sich und von ihnen floss die Weisheit, von der geschrieben steht: „Sie werden alle von Gott gelehrt sein“; und zwar so, dass sie imstande sind, andere zu lehren. Feierlich erklangen die Abendglocken; es war, als riefen sie: „Amen, Amen!“

Kapitel 7

Durch Zorovce jagte ein Auto, zur Wonne der hinterdreinlaufenden Kinder und zum Ärger der Hunde, die sich noch immer nicht an diese Neuordnungen der Nachkriegszeit gewöhnen konnten. Obgleich seit dem Umsturz mehr als eines an ihnen vorbeigesaust war, bellten sie doch, sobald es sich nur ankündigte und dann noch lange hinterher, wenn es schon verschwunden war. In der Umgebung gab es jetzt viele neue Herrschaften. Die alte Herrlichkeit war zwar dahin; die Geschlechter, die jahrhundertelang hier geherrscht, waren verschwunden, die einen nach Budapest, die anderen nach Wien und die jüdischen Barone und Gutsbesitzer mit ihnen. Was hier durchfuhr, waren die neuen Obrigkeiten und die neuen Reichen, welche die Welle des Umsturzes, die die alten weggespült, an die Oberfläche emporgetragen hatte. Und obgleich die Großväter der meisten von ihnen wohl schlichte Bauern gewesen, die diesem armen, slowakischen Volk angehört hatten, blickten die Enkel in den Autos gerade so auf dies Volk herab, wie die alten Adeligen und Großgrundbesitzer, die vor ihnen dagewesen.

Nachdem sich die Hunde von Zorovce beruhigt hatten und die Kinder weiterspielten, kam abermals ein Auto herangesaust. Und – o unerhörte Sache! Es hält vor Uhers Haus. Heraus springt ein eleganter, junger Herr; der Chauffeur reicht ihm den hübschen Reisekoffer, kurbelt an, das Auto beginnt aufs neue zu pusten, die darinsitzenden Herren erwidern die kurze Verbeugung des Ausgestiegenen und im Nu geht es die Dorfstraße weiter.

Aus dem Hof aber ertönt der Freudenruf: „Stephan, du bist es?“ und die Familie begrüßt den erwarteten und doch überraschend ankommenden Gast. Dorka betrachtet ihn verstohlen; er ist ein richti-

ger Herr mit Überzieher, städtischem Anzug und Lackschuhen, wie der Herr Lehrer! Freilich, ihrem Joschko kommt er nicht gleich, denn einen Schmuckeren als Joschko gibt es nicht, nicht umsonst wird sie von allen beneidet.

Ja, es war eine große Überraschung. Die Familie führt den Gast durch die frisch getünchte Küche in die Wohnung. Vor allem zur Großmutter, dann in seine eigene Stube. Fröhlich erzählt er, dass ihn von der Bahnstation ein Chauffeur mitgenommen habe, mit dem er von der Fliegerschule her bekannt sei.

„Nun, mein Söhnchen, ich würde mich nicht in solch ein Ungetüm hineinwagen“, meint die Großmutter, „aber, Gott sei Dank, dass du ganz und wohlbehalten angekommen bist und schön willkommen daheim!“

„Das ist also deine Dorka? Na, du hast dir eine hübsche Frau ausgesucht“, der Schwager reicht der errötenden Dora die Hand.

„Eine hübschere als deine Zukünftige“, denkt Joschko. Dabei schmunzelt er behaglich. Dass seine Dorka hübsch ist, weiß er am besten; dennoch freut es ihn, dass sein Bruder sie lobt.

Kaum eine halbe Stunde ist vorbei und in Zorovce weiß jedermann, dass der älteste Enkel von Frau Uher heimgekehrt ist. Schade, dass die Frauen gerade so viel Arbeit haben, sie würden gerne ein wenig stehen bleiben, um über dieses Ereignis zu reden. Bundasch, der alte Hofhund, der sein Tagewerk schon getan hat, geht lässig vors Haus und ist bald von einem Rudel vierbeiniger Genossen umringt. Ein wenig von oben herab erklärt er ihnen, dass der, den sie vorhin so angebellt haben, als er durchs Dorf fuhr, sein alter Kamerad Stephan sei, den er, Bundasch, in seinen jungen Jahren oft auf dem Rücken getragen habe. Er habe es gerne getan, denn er habe dafür so manche fette Speckrinde und so manches Stück Brot bekommen. Diesen Herrn habe man künftighin im Dorfe nicht anzubel-

len, das möge sich namentlich das junge Hundevolk, das noch keine Manieren kennt, merken! Darauf gingen die Hunde ernst und würdig auseinander, denn sie wussten mehr, als alle Leute von Zorovce miteinander.

Am Sonntagmorgen ging Stefan Uher in den Garten; er fühlte sich ein wenig unbehaglich. Wohl freute er sich, dass er die Seinen frisch und gesund angetroffen und dass sie ihn liebhatten, aber er war das Dorfleben nicht mehr gewohnt. Es war so still hier; so, als ob selbst die Bäume beteten – und er hatte doch längst aufgehört zu beten; gleich damals, als er ein wenig in der Kaserne heimisch geworden war! Dann war er auf die Schule gekommen. Wer hätte dort ans Beten gedacht? In den Zeitungen und Büchern, die er seither gelesen, stand auch kein Wort von Gott, dafür war es ihm hier an diesem Sonntagmorgen, als sei der ganze Garten voll von Ihm! Der Jüngling ging schneller, um dies unliebsame, unbekannte Gefühl zu verscheuchen. Unsinn, wer glaubt denn heutzutage noch an dergleichen? Er bemerkte, dass er schon die Grenze des Nachbargartens überschritten hatte, von wo aus ein Fußpfad zu dem kleinen Fichtenwäldchen führte, das der alte Jankovitsch um sein Brünnlein herum gepflanzt hatte. Gar oft hatte er sich als Knabe dort herumgetrieben, obwohl die alte Jankovitsch von allen Kindern gefürchtet war. Heute würde er sie nicht mehr fürchten, selbst wenn sie noch lebte, und ihn wandelte die Lust an, aus dem Brünnlein zu trinken. Er lief den Fußweg hinan und blieb stehen. Seitdem er ihn nicht gesehen, war der kleine Hag dichter geworden, die Fichten waren wie Weihnachtsbäume voller Kerzen, die man nur anzuzünden brauchte, die anderen standen da, wie mit kleinen Röslein übersäet. Und jeder dieser Bäume war anders. Es war, als ob die warme Pfingstsonne diese Kerzen entzündet und die Röslein geküsst habe. Der moosbewachsene Felsen, der in seinem unteren Teile einem teppichbeleg-

ten Diwan glich, war unverändert; nur die Quelle, die dem Felsen entsprang, war mit einem silberglänzenden Röhrchen aus Zinn versehen und ergoss sich in ein steinernes Becken. In demselben stand ein zum Überlaufen voller, geblümter Krug. Das Wasser floss in einem winzigen Bächlein, das von Vergißmeinnicht und wilden Rosen umwachsen war, die Obstgärten hinab. Ach, alles hier war so duftig, so schön und rein: Die Bäume, die Blumen, das Wasser. Aber am schönsten war doch das Mädchen, das auf dieser Moosbank saß. Sie hatte die slowakische Festtracht an, das Mieder aus dunkelblauem Tuch, mit den reich gestickten Ärmeln und der weißen Schürze. Sie passte gut in diese Frühlingswelt, denn sie selbst glich einer Blume. Am schönsten an ihr waren die Augen, die in tiefem Sinnen ins Wasser blickten. Sie beachtete nicht, was um sie her vorging, und der Jüngling wagte nicht, sie zu stören, denn sie hatte die kleinen Hände im Schoße gefaltet, als ob sie betete. Die Sonne wob einen Strahlenkranz um das mit kastanienbraunen Flechten geschmückte Köpfchen. Da kam ein unscheinbares, graues Vöglein dahergeflogen, und da sie es durch keine einzige Bewegung störte, setzte es sich auf einen wilden Rosenstrauch und ließ seiner kleinen Kehle einen schönen, langgezogenen Triller entströmen. „Eine Nachtigall!“ rief der Jüngling unwillkürlich aus; seit langem hatte er die Königin des Gesanges nicht mehr gehört. Das Mädchen blickte sich um; ein zartes Rot stieg in ihr Gesicht. Einen Augenblick sahen zwei Augenpaare einander an. Dann grüßte der junge Mann. Das Mädchen sah in dem dunklen Rahmen der Fichten wie eine verzauberte Prinzessin aus; unwillkürlich verneigte er sich vor ihr. Sie erwiderte durch ein leichtes Neigen des Kopfes und lächelte dabei. Eine silberhelle Stimme dankte für seinen Gruß. Sie hatte sich nach dem Krug gebückt, goss etwas davon ab und stellte ihn neben sich auf die Bank. Der Jüngling hielt es für nötig, ihr den Zweck seines Kommens zu erklären. „Sie

wollen von unserem Wasser trinken? Wie gut, dass ich einen Krug bei mir habe. Bitte, wenn es gefällig ist ...?“ sagte sie freundlich.

Er nahm dankend an und es schien ihm, als habe er noch nie besseres Wasser getrunken. Er goss das übrige aus, spülte den Krug und reichte ihr ihn, erneut gefüllt.

„Bitte“, begann er, ein wenig verlegen, denn er wusste nicht recht, wie er sie anreden sollte. Bauernmädchen duzt man, sie trug zwar die Tracht und sprach in dem weichen, singenden Tonfall der Trentschiner Gegend, aber ihre Manieren hatten durchaus nichts Bäuerisches. Heutzutage trugen auch viele junge Damen die Tracht; darum wollte er lieber „Sie“ sagen. „Sie fragten, ob ich aus Ihrem Brunnen trinken wolle? Wir sind auf Jankovitschs Grund und der hat doch niemanden. Oder sind Sie vielleicht eine Verwandte?“

„Ich heiße Hannchen Skala und bin eigentlich nicht mit Onkel Matthias verwandt“, entgegnete sie ein wenig verwirrt. „Meine Pflegemutter war zugleich die Pflegemutter seiner verstorbenen Frau und hat mich, bevor sie starb, zu dem Onkel geschickt, weil er so allein ist.“

„Ist es Ihnen nicht bange bei ihm?“ forschte er, damit sie noch nicht fortgehe und er sie noch länger sehen und hören könne.

„Bange war es mir kein Weilchen, und jetzt schon gar nicht.“

„Warum jetzt nicht?“

Sie lächelte ihn an wie die Sonne, in deren Strahlenkranz sie standen. „Wenn der Mensch den Himmel im Herzen hat, dann könnte ihm selbst in der Wüste nicht bange sein, wie viel weniger in solch einem Paradies, wie wir ringsum es haben. Gelt, diese Welt ist schön und es ist, als ob alles darin betete: die Blumen, die Fichten, das Wasser, die goldene Sonne auf dem blauen Himmel, kurz alles. Wie könnte es auch anders sein? Es ist ja Pfingstsonntag. Der Herr Jesus hat sich auf den Thron im Himmel gesetzt; dort herrscht er

und hat uns Seinen Heiligen Geist gesandt. – Aber ich muss eilen, damit Tante Zwara nicht länger auf das Wasser warte; ich habe mich schon lange aufgehalten.“

„Ich trage Ihnen den Krug, wir gehen zusammen“, bot er an. „Also Sie sind noch nicht lange hier?“ begann er das Gespräch.

„Erst seit einigen Wochen. Aber es ist mir, als wäre ich seit jeher in Zorovce gewesen.“ Sie nahm ihm dankend den Krug ab. „Nun muss ich wirklich laufen.“ Er blickte ihr nach, bis sie seinen Augen entschwunden war. Als die Bäume sie seinen Blicken entzogen, eilte auch er heim, aber ihre Worte tönten ihm nach. –

Großmutter Uher hatte sich gesorgt, ob ihr Enkel wohl zur Kirche gehen würde, denn die aus den Städten kamen, wollten meistens von Gott nichts mehr wissen. Darum freute sich die ganze Familie, dass er ungerufen mitging und sich sogleich unter die alten Kameraden auf die Empore setzte. Die Jünglinge wussten es zu schätzen, dass er sich nicht von ihnen absonderte. „Sieh nur, Stefko“, stieß ihn sein Kamerad Adam an, „jene dort ist Hannchen Skala, Jankovitschs Mündel oder wie man das nennt. Schade, dass sie bei dem Einsiedler ist; da wagt unsereiner nicht, mit dem Mädel anzufangen. Er ist zwar sonst ein guter Mensch, der keiner Fliege etwas zuleide tut und jedem hilft, wo er nur kann, aber doch so wunderlich.“ Der Jüngling hörte dem ehemaligen Kameraden nicht länger zu, aber im Verlauf des langen Gottesdienstes blickte er wie zufällig mehrmals auf das Mädchen herab und dachte, dass keines der Zorovcer Mädchen ihr gleichkam. Das waren hübsche, vollblütige Bauernmädchen; sie hingegen war wie der Frühling draußen. Er wusste nicht, warum es ihn freute, dass sie bei diesem Einsiedler wohnte, so dass keiner der Burschen etwas mit ihr anfangen konnte.

Zu Mittag hatten Uhers Gäste; es waren die alten Milovs und noch einige entfernte Verwandte da. Als sie fort waren, erwarteten

die Hausgenossen, dass Stephan endlich von seiner Braut anfangen würde, aber er erwähnte nichts, weder heute noch am folgenden Tag. Darum nahm die Großmutter, als sie am Montag mit ihm allein war, das Bild aus der Truhe und reichte es ihm. „Damit es nicht irgendwo verkramt wird. Du wirst es sicher gern bei dir haben wollen“, sagte sie liebevoll.

Er errötete. „Was sagt Ihr zu ihr?“

„Soweit eine hübsche Person!“

Er öffnet den Umschlag, blickt auf das Bildchen – und plötzlich, er weiß nicht, woher es kommt – sieht er ein anderes daneben: das Mädchen am Brunnenrand, schön wie der Sonntagmorgen, an dem alles betet. Und wie er die beiden Bilder im Geist vergleicht, hüllt er das eine wieder ein und steckt es zu sich. „Euch hat wohl etwas an ihr nicht gefallen, Großmutter?“ fragt er beinahe schüchtern.

„Wenn ich dir die Wahrheit sagen soll, Söhnchen, so gefällt es mir nicht, dass sie nichts anzuziehen hat.“

„Ach, Großmutter, was denkt Ihr?! Die hat alle Tage ein anderes Kleid“, beruhigte er sie eifrig.

„So, hat sie? Und nur lauter solche?“

„Beinahe; das ist in den Städten so Mode.“

„Das Mädchen ist ja hübsch; aber wenn du sie herbrächtest, was würde sie hier auf dem Dorf machen? In diesen Kleidern könnte sie nicht an die Sonne gehen, denn sie würde sie braten. Die Ärmel würden sie zwar nicht bei der Arbeit hindern, da sie keine hat, aber wenn sie in unserem Krautgarten eine Furche überspringen sollte, würde sie in diesem Röckchen das nicht können! Und die Leute hier würden wirklich denken, dass sie nichts anzuziehen habe. Bei uns müsste sie sich wahrhaftig anders kleiden, aber ob sie das auch wollte?“

Es war gut, dass Onkel Martin den Neffen rief, um ihm das kleine Fohlen zu zeigen, denn er wollte jetzt nicht darüber nachdenken, das hatte noch Zeit! Aber als er mit dem Onkel in den Garten ging, blieb dieser unter dem alten Nussbaum stehen:

„Hast du mit Großmutter über deine Auserwählte gesprochen?“

„Ja, Onkel. Was sagt Ihr dazu? Wie gefällt sie Euch?“

„Ich kenne sie nicht, mein Sohn; aus dem Bild kann ich nichts herauslesen. Aber habt ihr beide euch auch richtig lieb? So wie Suska und ich uns liebhaben?“

„Nun, das Mädel gefällt mir. Von solch einer Liebe, wie sie zwischen Euch ist, kann ich nicht reden, die kommt wohl, wenn wir uns besser kennenlernen, bis wir verheiratet sind.“

„Wie aber , wenn sie nicht kommt?! Die Ehe, mein Junge, ist keine Militärparade, nur für das Auge! Wir beide sind aus großer Liebe hineingegangen und doch ist es uns mitunter schwer gefallen, uns aneinander zu gewöhnen. Ich habe meine Mucken, Suska hat die ihren; aber wenn zwei sich wirklich liebhaben, dann vergeben sie leicht und tragen einander nicht jede Kleinigkeit nach. Solch einer Liebe schadet selbst der Krieg nicht; aber wenn zwei Leute sich erst in der Ehe liebgewinnen sollen, wie werden sie einander vergeben? Hat das Mädchen Eltern? Sind sie schon alt?“

„Sie leben beide; alt sind sie noch nicht. Ich habe bei ihnen gewohnt. Alles, was ich während dieser Zeit sehen konnte, hat mir gefallen. Sie haben sich gut vertragen. Der Vater trinkt zwar ein bisschen viel Bier und die Mutter geht gerne ins Kino und ins Theater. Übrigens sind es ordentliche, anständige Leute. Die Tochter geht immer nur mit den Eltern aus. Ich weiß, dass diese für sie einen reicheren Bräutigam wünschen, aber wenn sie etwas will, setzt sie stets ihren Willen durch.“

„Würden sie ihr auch erlauben, aufs Dorf zu heiraten?“

„Das weiß ich nicht, aber das ließe sich ja ändern. Ich bin kein Bauer. Ein Mechaniker kann sich auch in der Stadt niederlassen, und ich würde auch dort eine Stellung finden.“

„In Böhmen? Das glaube ich nicht. Dort haben sie auf allen Gebieten ihre eigenen Leute mit guten Schulen. Aber lassen wir die Sache noch ein wenig ruhen, mein Sohn, werde nur erst daheim wieder warm! Du stirbst nicht vor Liebe, das sehe ich schon, also wozu solltest du so schnell deine Freiheit aufgeben? Wenn dir das Mädchen bestimmt ist, denn entgeht sie dir nicht. Du hast ein Vaterhaus, wo du dein Haupt niederlegen kannst: Wenn du daheim wohnst, so reicht dein väterliches Erbe für deinen Lebensunterhalt, und wenn du dir eine Maschine kaufst, kannst du deinen Verdienst schön zurücklegen: Groschen zu Groschen, macht volle Taschen. Es ist nicht geraten, ohne Geld in die Ehe zu treten, besonders, wenn man in der Stadt anfangen will. Und dann: Wer eine hübsche Frau haben will, muss etwas daran wenden! Aber zuvor wollen wir noch das Zusammenleben genießen. Der Krieg hat uns um Jahre unseres Lebens verkürzt. Und wenn du uns dereinst um deiner Frau willen verlässest und als Städter zu leben anfängst, so sind wir ja doch füreinander so gut wie verloren.“

Der Onkel klopfte seinen Neffen auf die Schulter und dann brachte er das Gespräch auf seine Militärzeit und die Fliegerschule, was in dem jungen Herzen regen Widerhall fand. Alsbald waren sie in ein lebhaftes Gespräch vertieft.

Kapitel 8

Drei bis vier Wochen, welch eine kurze Spanne Zeit ist das, und doch, was kann sich während derselben alles ereignen, Böses und Gutes! So waren seit dem Himmelfahrtsfest vier Wochen verflogen und in Zorovce hatte sich allerlei ereignet, was die Leute nicht so schnell vergessen sollten.

Am Pfingstfest hatte sich der Herr Pfarrer von Zorovce von seiner Gemeinde verabschiedet. Zehn Jahre war er ihr Pfarrer gewesen und hatte, besonders während der Umsturzzeit, manchen wertvollen Dienst geleistet. Er war ihr ein treuer Ratgeber, ein wohlmeinender Freund gewesen. Aber da seine Kinder heranwuchsen und studieren sollten, hatte er sich ihnen zuliebe um eine Pfarrstelle in der Stadt beworben. Der Gemeinde Zorovce empfahl er einen Bekannten, der ihm über die Festtage ausgeholfen, einen jungen Menschen, der soeben sein Studium beendigt hatte. „Was wollen wir lange herumsuchen“, meinten die Gemeindeglieder, nachdem sie am zweiten Festtag seine Predigt angehört hatten: „Er ist von hübscher Gestalt, ein guter Redner und Sänger; folglich wählen wir ihn.“ Gesagt, getan! Am Trinitatisfest fand die einstimmige Wahl statt und die Zorovcer schätzten sich glücklich, dass sie, während andere Gemeinden oft ein halbes Jahr auf einen Pfarrer warten müssten, so rasch und gut versorgt waren. Seit Herbst hatten sie auch einen neuen Lehrer. Mit dem war besonders die Jugend zufrieden; im Winter hatte er einen nationalen Turnverein gegründet und nun hatten sie häufig Unterhaltungsabende, so dass die jungen Leute nun wenigstens wussten, wozu der Sonntag da war, auch wenn sie nicht zur Musik gingen!

Das zweite Ereignis war die Wahl des Richters[6]. Die Gemeinde erwählte Milov, Doras Vater. Der passte gut dazu. Er war beim Militär Zugführer gewesen und verstand zu kommandieren; er hatte auch viele Zeitungen und war nach dem Urteil seiner Dorfgenossen welterfahren. Solch einen Mann brauchten sie gerade, denn als Notar[7] hatten sie einen neugebackenen Slowaken bekommen, der beim Reden noch immer wieder ins Magnarische zurückfiel und in ihren Augen überhaupt nicht viel verstand.

So hatte sich denn allerlei in den Wochen ereignet, die für Hannchen Skala wie ein schöner Traum verflogen waren.

Der letzte Tag im Mai war herangekommen, sonnig und strahlend. Leichtfüßig lief Hannchen quer über die Wiese, um dem Hausvater und Zwaras das Frühstück zu bringen. Ein paar Minuten später saß Jankovitsch auf dem grünen Feldrain, sie ein wenig tiefer zu seinen Füßen. Die Äste des abgeblühten, wilden Apfelbaumes neigten sich zu ihnen herab. Mit Freuden bemerkte das Mädchen, wie gut ihm die Mehlspeise schmeckte, die, wie Frau Zwara ihr verraten, sein Lieblingsgericht war. Er meinte, sie hätte so viel gebracht, dass es für sie beide genüge, aber sie wehrte eifrig ab: „Esst nur, Onkel, ich habe daheim gegessen und Zwaras haben ihr Teil.“

„Ich habe dir den Willen getan“, sprach er nach einem Weilchen, die kleine Schüssel beiseite stellend; „es hat mir sehr gut geschmeckt; kein Wunder, wenn du mir das Essen so gut zubereitest.“

„Wie froh bin ich, dass Ihr zufrieden seid“, rief sie erfreut aus; „Mütterchen hat auch oft gesagt, dass alles gut sei, was ich koche.“

„Da hatte sie recht. So gut, wie du mich verpflegst, habe ich schon lange nicht gegessen. Ach, nur einmal in meinem Leben.“

---

[6] Schulzen.

[7] Landrat.

Das Gesicht des Mannes wurde traurig. Er zog ein Neues Testament aus dem Rock hervor: „Zwaras wollen noch fertigmachen; darum wollen wir allein ein Wort lesen, das am besten hierher passt: Psalm 104.“

„Lobe den Herrn, meine Seele! Herr, mein Gott, du bist sehr herrlich; du bist schön und prächtig geschmückt.“

Als Hannchen eine Viertelstunde später heimkehrte, war ihr Herz voll Glück und Bewunderung darüber, wie weise Gottes Allmacht alles auf der Erde geordnet hat. In stille Anbetung versunken, merkte sie gar nicht, dass sie, um sich den Weg zu verkürzen, den uneingefriedeten Gottesacker betreten hatte und zwischen Gräbern dahinschritt. Auch hier blühten die Blumen, die Vöglein sangen und die Bienen summten, als wollten sie die stillen Schläfer noch besser in den Schlummer wiegen. Plötzlich blieb sie stehen. Ach nein, die Erde war kein Paradies, wenn hier noch solche Klagerufe zu vernehmen waren, wie sie über einem der Gräber ertönten: „Mein Vater, mein Väterchen!“ Im nächsten Augenblick beugte sich das Mädchen zu der Frau herab, die über ein Grab geworfen, mit gerungenen Händen jene herzzerreißenden Klagen ausstieß. Ihr Kleid war zerrissen, die Ärmel hingen in Fetzen herab und waren mit Blut befleckt. Dennoch erkannte Hannchen die Frau.

„Tante Senianek, was ist Euch geschehen?“

Die Frau hob den Kopf nicht aus dem hohen Gras. „Was mir geschehen ist?“ jammerte sie verzweifelt. „Ich bin meinem Vater ungehorsam gewesen. Ei, wie recht hat er gehabt, als er mich warnte, als er mir wehrte. Es ist alles gekommen, wie er es mir vorhergesagt hat. Ach, mein lieber, guter Vater, wie wohl ist es Euch in der schwarzen Erde, aber ich Unglückliche ..., ach, nehmt mich zu Euch!“

„Ich bitte Euch, Tante, steht auf und kommt nach Hause“, redete Hannchen ihr zu.

„Nach Hause?“ Die Frau schüttelte sich. Nie wieder betrete ich dies Haus, nie wieder! Dabei sprang sie auf und stand nun in ihrer ganzen Erniedrigung vor Hannchen. Sie war bloßen Kopfes, ein Büschel schwarzer Haare hing ihr vom Scheitel herab, ganz blutig, als ob eine rohe Hand sie samt der Haut ausgerissen hätte. Unter den vom Weinen verschwollenen Augen bildeten sich schon blau-grüne Flecken. Das Kleid hing unordentlich an der Gestalt herab, die Schürze war zerrissen, die bloßen Schultern und Hände zeigten Striemen. Man sah es der Frau von weitem an, dass sie misshandelt worden und ihrem Peiniger entgangen war.

„Siehst du, wie er mich zugerichtet hat? Ich weiß wirklich nicht, warum ich davonlief, als er mich erschlagen wollte. Hätte ich's nur geschehen lassen, dann wäre jetzt wenigstens alles vorbei.“

„War der Nachbar wieder so betrunken?“

„Ja! Er fing schon am Abend an und gab die ganze Nacht keine Ruhe. Als ich ihm mein Letztes nicht geben wollte, da übermannte ihn der Zorn. Vergeblich bat ich ihn, mich nicht an den Bettelstab zu bringen. Er versprach, wenn er die Schulden fürs Leder und im Wirtshaus bezahlt hätte, würde er zu trinken aufhören, aber ich wollte ihm nicht mehr glauben. Denn das hatte er noch immer versprochen, wenn er etwas haben wollte, aber niemals gehalten. Als er in der Truhe die Papiere nicht finden konnte, trotzdem sie ihm unter den Händen lagen, begann er mich zu misshandeln. Er riss mir die Kleider herab, er schleppte mich an den Haaren, er schlug mich wie einen Hund. Mein Kind, glaube keinem Mann! Ich hätte für den meinigen die Waag durchschwommen. Gegen den Willen meiner Eltern habe ich ihn genommen und sie durch meinen Ungehorsam ins Grab gebracht. Ich war ja ihre Einzige, die sie wie einen Schatz hüte-

ten – und was hat er aus mir gemacht? Mein ganzer Körper ist zerschlagen, mein Kopf ist wund; und du sagst, ich solle nach Hause gehen?“

„Nein, Tante, dorthin könnt Ihr nicht gehen! Aber auch hier könnt Ihr nicht bleiben. Denn wenn Euch die Leute so fänden, so würde das Euren Vater im Grabe schmähen. Kommt mit mir; der Fußweg führt, wie Ihr wisst, zu unserem Garten, die Leute sind auf dem Feld; niemand wird uns begegnen. Dort will ich Euch waschen und umkleiden.“

Die Frau blickte ratlos und verzweifelt über die Gräber hin; dann begann sie so schnell auszuschreiten, dass das Mädchen ihr kaum folgen konnte. Es trieb sie die Sehnsucht, sich vor den Augen der Menschen zu verbergen. Und sie begegneten wirklich niemandem. Das Mädchen war sehr froh, dass sie morgen waschen wollte und daher viel warmes Wasser bereit hatte. Sie goss es schnell in den Zuber und wusch die arme Frau und verband ihr die blutende Wunde. Zwar hatte sie das niemand gelehrt, aber die Liebe ist eine gute Lehrmeisterin. Die linden Hände des jungen Mädchens waren wie geschaffen, Wunden zu verbinden! Die Frau hinderte ihr Samariterwerk auch nicht durch Schreien oder Stöhnen, sie war für den Schmerz wie abgestumpft. Als sie gereinigt und verbunden war, wollte sie sich nicht in Hannchens Bett legen, darum bereitete diese ihr schnell ein Lager auf dem kleinen Sofa in der Küche. Sie hatte der Armen ein älteres Gewand von Mariechen angezogen in der Zuversicht, dass der Hausherr damit einverstanden sein würde. Sorglich hüllte sie die Leidende in ihr warmes Wolltuch. Die Frau gehorchte ihr wie im Traum. Als sie ihr ihre Milchsuppe brachte, aß sie dieselbe gierig, in großer Schwäche; ach, wie wohl tat es dem armen Körper, als ihn das weiche, warme Lager aufnahm. Ein Gefühl von Geborgensein zog in die von Entsetzen erfüllte Seele, und die Frau schlief

so schnell und so fest ein, dass sie gar nicht hörte, wie Hannchen die in Unordnung geratene Küche aufräumte. Über dem Zuber mit dem schmutzigen, blutigen Wasser stand das Mädchen ratlos da, denn in Eimern wollte sie es nicht hinaustragen, um die Frau nicht zu wecken, und allein konnte sie den schweren Zuber nicht fortschaffen. „Herr Jesu“, seufzte sie. Mit einem Male schaute Joschko Uhers fröhliches Gesicht durchs Fenster. „Ist der Onkel daheim?“ fragte er durch die Fensterscheiben.

Sie gab ihm ein Zeichen, nicht zu rufen und hereinzukommen. Verwundert trat er ein und blickte gar finster, als sie ihm das Geschehene in aller Kürze mitteilte und ihn bat, ihr beim Hinaustragen des Wassers zu helfen.

„Das ist viel zu schwer für dich“, wehrte er entschlossen ab und rannte fort. Nach einer Weile kam er mit Onkel Martin zurück; beide trugen den Zuber hinaus und wuschen ihn am Brunnen aus. Dort erst erzählte ihnen das Mädchen, was der Nachbarin begegnet war. Sie zeigte ihnen auch das Kleid und die Haare der armen Frau. Beide waren entrüstet über den Mann.

„Diese unselige Trunksucht; wenn sie nur nicht auf der Welt wäre!“ seufzte Martin Uher. Hannchens Dank nahmen sie nicht an.

„Danke nicht“, sagte Joschko, ihre Hand ergreifend, „was haben wir denn, im Vergleich zu dir, an der Nachbarin getan? Rufe uns nur immer, wenn du Hilfe brauchst; wir kommen gerne, so wie du den Leuten gerne dienst.“

Als Hannchen sich endlich zum Frühstück setzte, um mit einem Töpfchen Milch den erwachten Hunger zu stillen, fiel ihr ein, was ihr die Nachbarin während des Ankleidens erzählt hatte. Sie meinte, ihr Mann habe sicher die Truhe zerspalten und ihre Kleider zerrissen, denn er sei um die Axt gelaufen und inzwischen sei sie ihm entkommen. Dann habe er sicher auch das Bündel mit den Papieren

entdeckt, und nun würde sie weder Geld noch Kleider besitzen. Hannchen tat die Frau so leid, sie begann nachzudenken, wie sie ihr helfen könnte. Gestern hätte sie zu Senianek gehen und fragen sollen, ob er dem Bauern ein Paar Stiefel besohlen wolle. Wie, wenn sie heute ginge?! Ihr zürnt der Nachbar nicht, selbst wenn er betrunken ist. Der Wunsch, der Frau zu helfen, kämpfte mit der Furcht vor diesem tierischen Menschen. Bei dem Gedanken, dass die Frau wirklich nichts anzuziehen hatte, siegte die Liebe. Ein Weilchen später überschritt sie Senianeks Schwelle; ein Schauer erfasste das Mädchen, als sie in die Hinterstube eintrat, in der Senianek zu arbeiten pflegte, denn sie hatte von Kind auf eine große Furcht vor Betrunkenen. In der Stube war keine lebende Seele! Daher wagte sie es, die nur angelehnte Tür zur vorderen Stube zu öffnen. Auf der Türschwelle blieb sie entsetzt stehen: sie sah ein zerwühltes Bett, auf dem der Nachbar lag und schnarchte; er wäre wohl nicht aufgewacht, selbst wenn man neben ihm geschossen hätte. „Er weiß nicht, was er getan hat“, denkt sie, „und wie furchtbar er aussieht – wie ein wildes Tier!“ Furchtsam blickte sie umher. Die Truhe war geöffnet, die Kleidungsstücke auf dem Boden verstreut und zerknüllt, aber doch unversehrt. Obgleich ihr Herz in wilder Angst klopfte, stahl sie sich doch zur Truhe heran, breitete ein am Boden liegendes Tischtuch aus und packte so viele Kleider ein, wie sie nur konnte. Die übrigen warf sie rasch in die Truhe zurück. Da entfiel ihr etwas und rollte bis zum Fußende des Bettes. Sie schloss leise die Truhe, drehte den Schlüssel um und steckte ihn zu sich. Schon wollte sie das Bündel aufheben, da fielen ihre Augen auf jenen Gegenstand, der ihr entfallen war. Es war ein kleines Päckchen, das in ein Taschentuch eingebunden war. Sie ahnte wohl, was es enthielt, und stürzte voller Freude darauf los. In diesem Augenblick gab der Schnarchende ein lautes Grunzen von sich. Dem Mädchen fuhr der

Schreck in die Füße: wie, wenn er die Augen öffnete und sie mit dem Bündel dastehen sähe, was würde er denken? Wie kam sie in sein Haus, was wollte sie mit dem Bündel? Wenn er aufspränge, wie könnte sie das Bündel verteidigen?! Unwillkürlich schloss sie die Augen und hielt den Atem an. Aber der Mann brummte ein Schimpfwort und schnarchte weiter. Hannchen hätte nicht zu sagen gewusst, wie sie mit ihrem Bündel ins Freie gekommen war, noch wie sie unter dieser Last so laufen konnte! Sie wusste nur, dass sie der Nachbarin so viel wie möglich gerettet hatte. Als sie in der Küche das Bündel abwarf und selbst atemlos auf einen Stuhl sank, musste sie erst eine Weile ausruhen, um Atem zu schöpfen. Sie zitterte am ganzen Leib. Hannchen war eben keine Heldin; sie konnte nur aus Liebe etwas wagen. Sobald die Tat gelungen war, verließ sie ihre Entschlossenheit. Sie legte die gefalteten Hände auf den Tisch, stützte den Kopf darauf und weinte.

„Hannchen, was ist dir geschehen?“ erklang es besorgt über ihr.

„Ach, Onkel, Ihr seid da?“ Sie atmete tief auf. „Gott sei Dank!“

„Joschko schickt mich. Aber, was hast du da und warum weinst du?“

„Ich weine ja nicht mehr!“ Sie lächelte unter Tränen. „Bitte, kommt in die Stube, damit wir die Nachbarin nicht aufwecken.“

Sie gingen in die vordere Stube. Dort erzählte Hannchen alles.

„Ich schäme mich, dass ich solch ein Hasenfuß bin; er hat ja geschlafen“, schloss sie ernst. „Aber wenn er aufgewacht wäre und mich so geschlagen hätte wie die Tante ...“ Sie zitterte.

„Der Herr hat dich beschützt“, sprach der Mann tief aufatmend. Er strich dem Mädchen über Stirn und Haare. Der Gedanke war ihm furchtbar, dass jemand dies schöne, seidenweiche Haar so ausraufen könnte. „Also du hast nicht nur die Kleider, sondern auch die Papiere der Nachbarin gerettet?“

„Ich denke, dass sie es sind.“ Das Mädchen holte das Päckchen und reichte es dem Hausvater. Er öffnete und prüfte es. „Sie hat schon wenig, die Arme!“ Dann schloss er es wieder und legte es in den Schrank zu seinen Papieren. „Es wird wohl Zeit, das Mittagessen zu kochen“, sprach er nach einem Weilchen. „Doch, damit die Nachbarin nicht gestört werde, gehe lieber zu Uhers und bitte die Großmutter, dass sie es dort für uns bereite. Ich gehe, um nach dem Nachbarn zu sehen; für seine Frau hast du ja mit Gottes Hilfe gesorgt, aber was ist mit seiner elenden Mutter?! Am Ende hat er ihr auch irgendein Leid zugefügt? Ich warte nur, bis du von Uhers zurückkehrst.“

Hannchen kam bald wieder. Die Großmutter war nicht nur bereit, für sie zu kochen, sondern, da sie gerade für Stephan eine Hühnersuppe bereitete, hatte sie versprochen, auch für die arme Nachbarin einen Teller voll zu schicken. Dennoch fand sie Jankovitsch nicht mehr allein. In der vorderen Stube saß die alte Senianek auf der Bank und weinte. Sie teilte mit, wo sie sich bisher verborgen gehalten, dass sie die Schwiegertochter flüchten gesehen und den Sohn toben gehört hatte. Auch, als drinnen alles still geworden, hatte sie nicht gewagt, nachzusehen; dann hatte sie Hannchen kommen und mit dem Bündel fortgehen sehen und sie ob dieser Kühnheit sehr bewundert. Sie dachte sich, dass ihre Schwiegertochter wohl hier sei; dann hatte sie gewartet, ob ihr Sohn Hannchen nicht nacheilen würde; als er nicht kam, hatte sie es endlich gewagt, ihr Versteck zu verlassen und war hergeeilt. In solchem Jammer ist es schwer trösten, wenn die Mutter zugeben muss, dass sie durch ihre törichte Nachgiebigkeit, durch den Götzendienst, den sie mit ihm getrieben, ihren Sohn verdorben und zu dem gemacht hatte, was er heute war. Die alte Senianek beschönigte und entschuldigte das Tun ihres Sohnes nicht mehr. All das Böse, was er auch jetzt begangen,

war ihre Schuld; sie sah es an, als ob sie selbst es getan hätte, und das machte ihr Herzeleid noch größer. Jankovitsch las ihr aus dem 55. und dem 1. Kapitel des Propheten Jesaja vor und zeigte ihr, dass, ob ihre eigenen und ihres Sohnes Sünden auch blutrot wären, das Blut des Herrn Jesu doch genüge, um sie reinzuwaschen und schneeweiß zu machen, vor allem zu vergeben. Hannchen bot der betrübten Mutter das Töpfchen Kaffee an, das man ihr bei Uhers für die Kranke mitgegeben hatte. Sie wusste, dass Kaffee für solch ein armes Menschenkind, das vor lauter Jammer nicht essen kann, die beste Erfrischung ist.

Dann erst ging Jankovitsch zu seinem Nachbarn. Als er die Stube betrat, saß Senianek schon auf dem Bettrand, dehnte und streckte sich. Sein Haar hing wüst herab, er gähnte mit offenem Mund. Seine Nase glänzte blaurot; sein Gesicht war bleich und aufgedunsen, die Augen hatten einen gläsernen Blick; betrunken war er nicht mehr.

Jankovitsch grüßte: „Ihr steht wohl erst auf, Nachbar?“

„Jaa“, stotterte der Schuster, „bin gestern lange aufgewesen. Was wollt Ihr von mir?“

„Könnt Ihr mir diese Stiefel besohlen?“

„Ja, heute noch.“

„Das ist gut; ich kann sie morgen schon brauchen. Die Sohlen habe ich daheim.“

„Sowie ich fertig bin, hole ich sie mir ab.“

„Kommt sobald wie möglich“, sprach Jankovitsch nach kurzem Zögern, „denn ich gehe auf die Wiese.“ Dann ging er fort.

Senianek setzte sich an den Tisch und begann zu denken; er hatte zuvor gerufen, aber niemand hatte sich gemeldet; man merkte es der Stube an, dass noch keine der Frauen sie heute betreten hatte. „Ich war betrunken, sie sind davongelaufen; aber sie werden schon kommen!“ Er wusch und kämmte sich, dann ging er in die Kammer;

sie hatten dort noch etwas Sauerkraut; er trank das saure Krautwasser; es kühlte ein wenig seine innere Hitze. Dann eilte er zu seinem Nachbarn.

Auf dem Hof kam ihm Jankovitsch mit den Stiefeln entgegen. „Es wird Euch vielleicht lieber sein, wenn Ihr nicht hineingehen müsst!“

„Warum denn?“ fragte der Schuster verwundert.

„Setzen wir uns auf diesen Balken; ich will Euch den Grund sagen.“

Sie setzten sich und Jankovitsch begann zu erzählen, wie Hannchen auf dem Friedhof eine gewisse Frau gefunden und sich ihrer angenommen habe, dass diese Frau jetzt halbtot bei ihnen in der Küche liege und schlafe. Jankovitsch brauchte die Frau nicht zu nennen, Senianek erkannte, von wem die Rede war; denn er erinnerte sich mit einem Mal an alles, was in der Nacht und am Morgen geschehen war. „Ich will sie sehen und mich überzeugen, ob das so ist, wie Ihr sagt“, rief er, zornig aufspringend.

„Gut, aber vergesst nicht, dass Ihr in mein Haus eintretet, wo Ihr niemandem etwas zuleide tun dürft!“ Der ungewöhnlich strenge Ton schüchterte den Mann so ein, dass er ohne Lärm die Küche betrat, gerade als Hannchen den Umschlag auf dem Kopf seines armen Opfers erneuerte. Er sah das entstellte, verschwollene Gesicht, er hörte das schwere, schmerzliche Stöhnen und wie alle Trinker begann er sogleich, seine nichtswürdige Tat zu entschuldigen. Er sei betrunken gewesen und habe nicht gewusst, was er tue, sie habe ihn durch ihren Widerspruch gereizt. Und warum sie nicht früher davongelaufen sei, wenn sie hernach flüchten konnte. Aber Jankovitsch führte ihn in die Stube und schloss die Türe hinter ihm zu.

„Eure Ausreden sind vergeblich“, sprach er so streng wie zuvor, „Ihr habt gehandelt wie ein Tier, ja ärger als ein Tier. Eure Frau ist ganz zerschlagen, der Kopf an mehreren Stellen wund, die Haare mit

der Haut ausgerissen. Natürlich muss der Doktor kommen. Uhers haben das blutige Wasser im Waschtrog hinausgetragen. Joschko, der an ihrem Tod nicht mitschuldig sein will, hat sogleich angespannt; der Arzt muss alsbald hier sein. Der wird Eure Entschuldigungen nicht anhören. Es sind zu viele Zeugen da, als dass man die Sache totschweigen könnte, besonders, wenn am Ende Brand hinzukäme und Eure Frau in Qualen stürbe. Schon jetzt seid Ihr vor Gott ihr Mörder, dann würdet Ihr es auch vor den Menschen sein. Die törichte Welt billigt zwar einem Trunkenbold Milderungsgründe zu, aber vor Gottes Richterstuhl werdet Ihr Euch nicht mit Trunksucht entschuldigen können, denn dort ist das eine Sünde, von der geschrieben steht: „Die Trunkenbolde werden das Reich Gottes nicht ererben. – Und warum habt Ihr eigentlich Eure Frau, die Euch zuliebe liebende Eltern verlassen hat, so misshandelt? Weil sie Euch nicht den letzten Groschen geben wollte, den Ihr ihr nehmen wolltet, um ihn durch die Gurgel zu jagen! Habt Ihr nicht genug daran, dass Ihr Eure eigene Mutter an den Bettelstab gebracht habt? Ihr selbst werdet, wenn Ihr nicht zu trinken aufhört, Euer Leben als abgerissener Landstreicher beenden, den der Wirt, wenn er den letzten Groschen bei ihm vertrunken hat, auf die Straße werfen lässt. Wäre Eure Frau bereit, vor den heiligen Gott hinzutreten, dann würde ich es ihr gönnen, wenn sie in dieser Krankheit stürbe, denn da bekäme sie wenigstens noch das ehrenhafte Begräbnis einer anständigen Mitbürgerin, bevor sie durch Eure Schuld zur Bettlerin wird, die man irgendwo auf Gemeindekosten begräbt. Aber ich kann es ihr nicht wünschen, denn in dieser Stunde seid Ihr ihr Mörder.“

Senianek, der bisher, die Hände in den Kopf gestützt, dagesessen, sprang bei den letzten Worten auf:

„Sagt das nicht, dass sie sterben wird und dass ich sie getötet habe, sonst gehe ich gleich hin und tue mir etwas an!“

„Ihr werdet Euch nichts antun“, sprach Jankovitsch kalt und vertrat ihm den Weg. „Bittet Eure Mutter, dass sie mit Euch heimkehre und Eure Hütte in Ordnung bringe, denn dort sind dieselben blutigen Spuren Eurer Tat, die Euch verklagen. Wenn der Doktor kommt, werden wir Euch rufen. Ihm werdet Ihr die Wahrheit sagen, wir gedenken Euch nicht anzuzeigen, Eure Mutter auch nicht, Eure Frau kann es nicht tun. Wenn die Wunden nicht tödlich sind, dann lässt Gott es Euch nochmals durchgehen.“

Als die beiden Männer in die Küche zurückkehrten, bat der Sohn wirklich seine Mutter, mit ihm heimzukehren. Am Nachmittag kam der Arzt, der den Zustand der armen Frau für sehr gefährlich erklärte. Er war froh, dass Jankovitschs sie dabehalten wollten, besonders als Hannchen ihm die Stube zeigte, in welche sie sie betten wollten. Mit Senianek sprach er sehr streng, denn er selbst war Abstinent und halber Tolstojaner; daher war er sehr erzürnt über ihn und bekräftigte unwillkürlich Jankovitschs Worte. Er sagte, wenn die Frau am Leben bleibe, sei dies nur Hannchens praktischer, reinlicher Pflege zu verdanken. Sollte sich der Zustand der Kranken verschlimmern, so müsste sie sofort ins nächste Krankenhaus gebracht werden, damit man feststellen könne, ob sie innere Verletzungen erlitten habe. Für Hannchen fand der Doktor eine Hilfe; es war die Schwägerin von Lehrer Gal, eine geprüfte Krankenpflegerin aus dem Kreis der Sozialen Fürsorge. Das Fräulein war gerne bereit, sich mit Hannchen in die Pflege der Kranken zu teilen und erstere alles zu lehren, was sie noch nicht kannte. Ihrer Schwester gegenüber lobte sie das junge Mädchen und sagte, sie sei die geborene Krankenpflegerin. Sie habe die Bürgerschule und es sei schade, dass sie hier verbauern müsse. Aber, wenn Hannchen auch keinen Kursus durchmachte, konnte sie doch viel von dem Fräulein lernen. Es war schwer, festzustellen, welche von beiden durch dieses Zusammen-

arbeiten mehr gefördert wurde. Hannchen verschwieg nicht, welch ein Glück sie bei ihrem Heiland gefunden hatte. Das Fräulein war ein oberflächliches, aber gutmütiges Weltkind; sie hatte nur ein mitleidiges Lächeln für das unmoderne, rückständige Bauernmädchen; dennoch konnte sie sich einer gewissen Rührung nicht erwehren. Aus Neugierde nahm sie am Abend an der Hausandacht teil. Dieser Jesus, den sie hier anriefen, war ihr etwas vollständig Neues, besonders der Gedanke, den Jankovitsch aussprach: dass er zwar unsichtbar, aber persönlich bei ihnen lebe und alle ihre Bitten erhöre. Das Fräulein schätzte Jankovitsch als einen ungewöhnlichen Bauern, der sich durch Geist und Verstand hoch über seinen Stand emporgeschwungen hatte. Sie bemühten sich in diesem Haus wirklich, so zu leben, wie Christus befohlen hatte: der armen Kranken hatten sie sich angenommen, als ob sie ihre Schwester wäre, ja, nicht nur ihrer, sondern auch des elenden Trinkers. Als der Richter Milov ihn durch die Gendarmerie abführen und einsperren lassen wollte, hatte sie gehört, wie Jankovitsch sagte: „Wir wollen doch unseren Mitbürger nicht verklagen, wenn er aufhören will, zu trinken, sondern ihm lieber Arbeit geben, damit er sein Brot verdiene. Ihr, die ihr mäßig trinkt, seid alle in derselben Gefahr. Auch er hat einst nur mäßig getrunken, aber er hatte einen Vater, der es ihm zuvortat und dessen Blut er geerbt hat. Und so steht auch ihr in Gefahr, auf seine Stufe herabzusinken. Der Keim des Bösen, das andere getan haben, liegt in jedem von uns, denn da ist keiner, der gerecht sei, auch nicht einer; wir alle waren verirrt wie die Schafe, ein jeglicher sah auf seinen Weg, der Herr aber hat unser aller Sünden auf den Herrn Jesus geworfen.“ Nun, die Leute von Zorovce ließen es sich sagen und erhoben keine Anklage. Sie brachten Senianek viel Arbeit, so dass er Tag und Nacht nähte und sich gar nicht auf der Straße zeigte; nur durch den Garten kam er mitunter gelaufen, um zu fragen,

wie es mit seiner Frau stände. Er war einer von den Menschen, die, wenn sie eine Zeitlang nicht trinken, nicht mit Gold zu bezahlen sind. In den wenigen Wochen schien er schon seinem Äußeren nach ein neuer Mensch zu werden. Seine Nase glänzte nicht mehr so, das Gesicht war nicht mehr aufgedunsen und er kam jeden Abend so, dass er zur Andacht bleiben konnte. Er saß auf der Bank neben der Tür und hatte den Kopf gesenkt; sobald sie vom Gebet aufstanden, verlor er sich aus der Stube. Er kam sicherlich nur deswegen, weil sie seine Frau am Leben erhalten wollten, aber es wäre gut, wenn etwas von Jankovitschs Christentum an ihm hängen bliebe.

So grübelte das Fräulein, als sie nach mehreren Wochen zugleich mit Frau Senianek Jankovitschs Haus verließ. Sie und der Doktor brachten die Kranke ins Bezirkskrankenhaus in B., wo die Ärzte zwar innere Verletzungen konstatierten, zugleich aber feststellten, dass dieselben infolge rechtzeitigen Einschreitens und guter Pflege in Heilung begriffen seien; freilich würden noch Wochen vergehen, bevor die Frau ganz gesund würde. Das Fräulein lief, wie man zu sagen pflegt, von Pontius zu Pilatus, und ihr, der Arbeiterin der Sozialen Fürsorge, gelang es auch, der Frau für längere Zeit einen Freiplatz im Krankenhause zu sichern. Sie wollte an Liebe nicht hinter Hannchen zurückstehen, der die Senianek ihre Lebensrettung verdankte. Es ist immer so auf der Welt. Wenn einer einen guten Gedanken ausspricht, werden andere ihn zur guten Tat gestalten; wenn einer eine gute Tat vollbringt, werden andere ihn darin übertreffen wollen! Denn nicht nur das Böse, auch das Gute geht auf, wenn es zur rechten Zeit gesät worden ist. So war es auch mit dem guten Samen, den Hannchen in Frau Senianeks Herz gelegt hatte. Wohl hatte die Frau weder sprechen noch denken können, aber was sie gesehen, gefühlt, gehört hatte, würde sie nicht mehr vergessen! Dankbar nahm sie das von Jankovitsch geschenkte Neue Testament

entgegen, als dieser eine Viertelstunde vor ihrer Abreise ernst mit ihr sprach und dann ihren Mann hereinführte, der sie um Verzeihung bitten wollte. Als sie sah, wie bitterlich ihr Mann weinte, da schmolzen seine heißen Tränen die Eisesrinde, die Verzweiflung und Bitterkeit um ihr Herz gelegt hatten. Sie wiederholte nicht mehr: „Niemals vergebe ich ihm!“ Sie sagte: „Wenn Gott gibt, dass ich gesund werde und ich höre, dass du in dieser Zeit kein einziges Mal betrunken warst, dann kehre ich zu dir zurück. Wirst du aber weitertrinken, dann erwarte mich nimmer in deinem Haus! Mit einem Trunkenbold, der ärger ist als ein Tier, will ich nicht wohnen.“

An dem Tag, da Frau Senianek im Morgengrauen das Tal von Zorovce verließ, hatten Uhers große Wäsche. Sie hatten auch Hannchens Wäsche in ihren Kessel getan und Raschos Korb auf den Wagen geladen, den Großmutter Simon hütete. Das gab ein fröhliches Waschfest unten an der Waag! Das Wasser half Dora und Hannchen bei der Arbeit und beim Singen.

Unterdessen war es in Jankovitschs Haus gar einsam und still, denn auch Frau Zwara war an die Waag gegangen, um fleißigen Wäscherinnen das Frühstück zu bringen. Auf dem Hofe schichtete Zwara das gestern eingefahrene Holz auf. Dabei fiel ihm der alte Bienenstock in die Hände, den Jankovitsch beiseitegelegt, als er nach dem Himmelfahrtsfest die übrigen an Rascho verkauft hatte. Von diesem hatte der Bauer gesagt, dass er nur noch fürs Feuer tauge, darum machte sich Zwara ans Werk, ihn zu zerspalten. Da begannen die Schweine im Stall zu grunzen; er musste ihnen Futter geben, um sie zu beruhigen. Unterdessen war Jankovitsch aus dem Garten zurückgekehrt; er nahm die Axt und stieß in das wurmstichige Holz; aber als die alten Bretter sich lösten, fiel auch ein Briefumschlag heraus; er war nicht leer – ein alter, vergilbter Brief steckte darin. Der Bauer hob ihn auf, besah ihn ein Weilchen, dann steckte

er die Axt in den Hackstock und ging mit dem Brief in seine Stube. Ach, er kannte ja die Schrift auf der Adresse gut! So hatte nur eine Hand, die teuerste auf der Erde, geschrieben! – Es war nicht viel, was er von ihr gelesen, aber jedes Zettelchen hatte er aufbewahrt und hundert- und aberhundertmal gelesen. Aber wie war nur einer von diesen Schätzen in den alten Bienenstock geraten? Beim Tisch sitzend, betrachtete er zuerst den Briefumschlag; doch, was war das?! Der Brief war nach M. adressiert, von dort hatte ihn die Post nach Zorovce gesandt. Er konnte sich nicht erinnern, jemals auf solche Art von seiner geliebten Frau Nachricht erhalten zu haben! Etwas wie heilige Scheu bemächtigte sich seiner, als er den Brief entfaltete. Dieser war wirklich von Mariechen und so lang! Sie hatte nie vergessen, Ort und Datum zu schreiben, aber das Datum hier stimmte nicht, denn von daheim hatte sie ihm nur geschrieben, als sie miteinander versprochen waren! Und hier stand das Jahr, jenes unvergessliche Jahr ihres Todes und ein Tag, an dem sie nicht mehr unter den Lebenden weilte! Für einen Moment sank die Hand des Mannes, die den Brief hielt, herab; dann aber begann er, begierig zu lesen:

„Mein teurer, geliebter Matthias!

Du wirst Dich gewiss wundern, woher Du diese meine Zeilen erhältst. Ich bin hier bei meiner guten Pflegemutter und bitte Dich so herzlich: Komm, sowie Du dieses Schreiben erhältst, hierher zu mir, damit ich, falls mich der liebe Gott bei der Geburt unseres Kindes abberufen sollte, von Dir, mein teurer Mann, Abschied nehmen kann. Ich kann nicht fortgehen, ohne Dir für Deine treue Liebe zu danken. Es ist wahr, wir haben einander so wenig angehören dürfen, aber jene letzten drei Wochen waren mein Himmel auf der Erde. Noch in meiner Todesstunde werde ich daran denken, wie wir

miteinander unter jenen Fichten gesessen und gegessen haben, wie Adam und Eva im Paradies! Komm, dass ich noch einmal meinen Kopf auf Deine Brust lehnen, Deine Stimme hören und in Deine lieben, treuen Augen blicken kann! Ich habe sie lieber gehabt als die Sterne am Himmel. Es ist mir nicht leid, dass ich so jung sterben muss, nur um Dich tut es mir leid; aber ich glaube, dass ich Dir unser Kind zum Trost zurücklassen darf. Nur *eines* möchte ich Dich bitten: Lass es bei meiner Pflegemutter, damit sie es Dir mit Liebe großziehe. Denn was wolltest Du mit dem armen Würmchen beginnen? Deine Mutter ist schon alt; da sie mich nicht liebgewinnen konnte, würde es ihr zur Last fallen. Bei meiner Mutter wird es ihm so gut ergehen, wie es mir daselbst ergangen ist. Du kannst es da jederzeit besuchen und Dich daran erfreuen. Doch ich will Dir nicht länger darüber schreiben, denn ich hoffe doch, Dich noch zu sehen und Dir alles selbst sagen zu dürfen. Ich will Dir lieber schreiben, wieso ich hierhergekommen bin. Darüber wirst Du Dich auch wundern.

Ich hatte an der Waag gewaschen, alles war so schön trocken geworden, dass ich es mit dem Wagen heimsenden konnte; nur das Bündelehen mit der Kinderwäsche war mir geblieben, die ich, als alle fort waren, mit den Händen wusch. Es war ja einerlei, wann ich heimkehrte, es wartete niemand auf mich. So legte ich mich, während der Wind die Wäsche trocknete, ein wenig ins Gras. Ich war früh aufgestanden und darum schläfrig, auch schmerzten mich die Füße und der Rücken. Es war, als sänge mich die Waag in den Schlummer; ich schlief in der Tat fest ein. In diesem Schlaf höre ich Stimmen und fühle plötzlich, dass mich jemand aufweckt. Ich öffne die Augen, über mir leuchten die Sterne und der Mond; dieser ist so groß, als ob er aus der Waag emporstiege. Aber es ist noch ein anderes Licht da. Ich reiße die Augen auf, blicke umher und sehe am Ufer ein Floß angebunden, auf dem ein Feuerchen brennt; rings

umher sitzen die Flößer und einer von ihnen steht vor mir. „Mariechen, was machst du hier, wo schläfst du?“ Ich erkannte ihn, es war Istvan Ulitschny, mein Schulkamerad, von dem ich Dir oft erzählt habe, dass wir so gute Freunde waren wie Du mit Susannchen Uher. Der Arme hatte wohl gedacht, dass ich die Seine würde, aber als es anders kam, zürnte er mir nicht. Nun stand er vor mir, ganz erschrocken und doch auch erfreut, mich wiederzusehen. Er reichte mir die Hände, dass ich aufstehen könnte. Ich erzählte ihm, was ich hier machte. Er fragte auch nach Dir, und als er erfuhr, dass Du nicht daheim seist, schlug er mir vor, mit den Flößern zu fahren. Sie wollten gleich weiter, sowie sie das Floß wieder in Ordnung gebracht hätten. Sie kämen an unserem Haus vorbei, über Nacht könnte ich bequem mit ihnen fahren, da es stromabwärts ging. Ach, Matthias, ich kann Dir gar nicht sagen, wie froh ich war! Ich hatte mich bei Tag und bei Nacht nach meinem Mütterchen gesehnt, denn in meiner Verlassenheit sah ich dem, was kommen sollte, mit solcher Angst entgegen. Deine Mutter hatte, seitdem Du fort bist, nicht mit mir gesprochen. Zu Fuß oder per Wagen konnte ich nicht mehr reisen. Gott selbst hatte meine Gebete erhört und mir in dieser großen Not geholfen. Ach, war das dann eine wundervolle Fahrt, stromabwärts! Die Flößer nahmen mich gerne mit. Onkel Holly hatte auch seine Schwiegertochter bei sich, die eine ältere Mitschülerin von mir gewesen. Die bereitete mir sogleich ein Lager unter dem Zeltdach. Doch erst musste ich mit ihnen Abendbrot essen. Da es schon kühl war und ich den ganzen Tag nichts Warmes gehabt hatte, schmeckte mir die warme Hammelsuppe so gut. Und die freundlichen Gesichter der Flößer, ihre Sorge um mich tat mir so wohl! Meine alte Schulfreundin bettete und deckte mich so sorgsam zu und alsbald trugen uns die Wellen der Waag fort. Gar oft hatte ich als Kind den Flößern nachgeblickt, wenn sie an Hollys Haus vorbeiglitten und ge-

dacht, wie wundervoll solch eine Fahrt doch sein müsste, und nun durfte ich das auch noch kennenlernen. Es war wirklich fein! Ach, Matthias, es war solch eine schöne Nacht! Die Sterne leuchteten; ich konnte ein Stück des Himmels sehen, denn das Dach unseres kleinen Zeltes war nicht herabgelassen. Das Floß wiegte sich leise unter den Ruderschlägen, es war, als ob auch das Wasser sänge. Ein Weilchen saß auch Istvan bei mir; er erzählte mir, dass er nur noch dies Floß hinabbegleiten und dann nach Wien reisen wollte; sein Bruder habe ihm eine Schiffskarte gesandt, er wolle nach Amerika auswandern, darum freute ihn dieses Zusammentreffen sehr. Wir nahmen für immer Abschied voneinander; denn wer weiß, ob er glücklich übers Weltmeer hinüberkommt, und auch ich muss ja durchs Meer der Trübsal hindurch. Ich bat ihn, als er wieder rudern ging, sie möchten doch unsere schönen Trentschiner Lieder singen, welche die Flößer so gerne singen. Sie taten mir den Willen; ach, es war so schön; die Wellen trugen das Lied weiter, das Feuerchen, zu dem Eva angelegt hatte, knisterte und beleuchtete die Gesichter der Flößer, besonders Istvankos, dessen Stimme man am besten heraushörte, als sie sangen:

Ei, wenn ich wüsst',
wann der Tod mich wird fällen,
würd' ich mir ein Särglein
aus Marmor bestellen;
Aus Marmor ein Särglein,
mit goldenen Spangen
Zum Zeichen, dass ein Junger
von hinnen gegangen.

Ich musste bei dem traurigen Lied weinen. Dann schlossen sich meine Augen und im Traum sah ich ein großes Wasser – das war nicht mehr unsere Waag – und dies Wasser trug mich weit vom Ufer fort. An diesem Ufer sah ich Dich stehen; Du strecktest die Arme nach mir aus; ich wollte mich den Wellen entgegenstemmen und konnte nicht. „Wenn ich sterbe“, dachte ich im Traum, „dann wird der Tod mich so von Matthias forttragen; aber wohin?“ – Da sah ich irgendwo in der Ferne ein großes Licht; plötzlich teilte es sich wie eine geöffnete Pforte und aus dieser trat der Sohn Gottes. Ich wusste, dass er es sei, aber ich konnte ihm nicht ins Antlitz sehen. Ich muss Dir bekennen, Matthias, dass es mir sehr schwer ums Herz war, wenn Du fortgingst und mich so einsam zurückließest und dass mich in meiner Verlassenheit nur das Wort Gottes trösten konnte. Einst, als ich noch daheim war, kam öfters ein Bibelkolporteur zu uns; die Bibel, die ich habe, hat mir meine Pflegemutter von ihm gekauft. Das war ein sehr guter, noch junger Mensch. Aber der kannte den Herrn und sein heiliges Wort! Er lehrte uns, wie wir den Herrn Jesus lieben und zu ihm beten sollten; er ermahnte mich, ich solle mich ganz dem Heiland übergeben, der mich am Kreuz mit seinem Blut erkauft habe und mein Herz in diesem unschuldigen Blut rein waschen lassen. Aber in mein Herz war in jener Zeit schon die Liebe zu Dir gedrungen; ich hatte keinen Raum für Jesus, ja, ich vergaß seiner! Freilich, als ich dann so allein und in solcher Trübsal war, da fielen mir all die guten Worte wieder ein. Ich zog meine Bibel hervor und suchte den Herrn Jesus, obwohl das verlorene Schaf den Hirten wahrlich nicht finden kann. So konnte auch ich ihn nicht finden, obwohl es mir oft beim Lesen zumute war, als stünde er selbst vor mir. Weil ich so oft an ihn dachte, wusste ich auch im Traum sogleich, dass er es war, der mir entgegenkam. Aber es war nur ein Traum; er verflog und ich erwachte auf der Erde. Das Feuer war erloschen, der Mond

hinter schwarzen Wolken verschwunden. Eva neben mir schlief, auch die Flößer schlummerten. Die Wellen trugen das Floß leise weiter und über mich kam plötzlich solch ein Entsetzen. Ich musste an den Tod denken, und dass ich dann vor Gott hintreten müsse; alles, was ich je Böses getan und gedacht, verklagte mich plötzlich. Nur eines freut mich, dass von all diesen Übertretungen keine einzige gegen Dich geschehen war. Ja, gegen Dich hatte ich mich mit nichts versündigt. Am meisten quälte es mich, dass ich Deine Mutter so gar nicht lieben konnte, dass ich ihr zürnte und ihr durchaus nicht vergeben konnte, wie sie mich behandelt hatte. Mit einem Mal wusste ich, dass, wenn ich nicht vergebe, mir der heilige Gott auch nicht vergeben könne. In dieser Angst begann ich zu beten, wie uns jener Kolporteur geraten hatte. Ich bat den Heiland um Gnade, um Hilfe. Und er hörte und erhörte mich wirklich, denn plötzlich fiel die ganze Last von mir ab. Ich konnte vergeben und weiß es, dass auch mir vergeben worden ist. Ich fühle das auch heute, wo ich Dir schreibe. Der Herr Jesus hat gesagt, wer nicht von neuem geboren ist, der kann das Reich Gottes nicht sehen. Nun verstehe ich es schon; ich weiß, dass in jener schönen und doch so furchtbaren Nacht meine Seele zum neuen Leben geboren wurde. Ich liebe Dich sehr, mein Matthias, aber den Herrn Jesus noch viel mehr; darum bitte ich Dich, suche auch du ihn! Lies treulich in seinem Wort, er wird sich von Dir finden lassen wie von mir.

Ich habe mehrere Stunden mit dem Schreiben aussetzen müssen, denn es war mir sehr unwohl. Nun, wo es vorbei ist, beeile ich mich, den Brief zu beenden, damit er zur Post komme. Gegen Mittag kamen wir mit unserem Floß glücklich an. Die Flößer legten am Ufer an und nahmen Abschied von mir; Istvan begleitete mich bis zu unserem Garten und trug mir mein Bündelehen. Unterwegs erzählte ich ihm, was ich diese Nacht erlebt hatte. Er sagte, dass er ein Neues

Testament bei sich habe und versprach mir, dass er alle Tage darin lesen und meine Worte niemals vergessen wolle. Meine Lieben kamen mir im Garten entgegen und dankten Istvan vielmals, dass er mich mitgebracht hatte; dann nahmen wir herzlich Abschied voneinander; der Arme weinte, denn auf der Erde werden wir uns wohl nimmer wiedersehen! Als dann mein Mütterchen sah, dass ich kaum auf den Füßen stehen konnte, legte sie mich sogleich ins Bett. Ach, Matthias, das war eine Wohltat, dass ich daheim war, wo ich niemandem im Weg bin und auch in meiner schweren Stunde nicht allein bleiben werde. Aber als ich schon zu Bett lag und die Augen geschlossen hatte, so dass sie meinten, ich schliefe, hörte ich, wie mein Pflegevater sagte: „Sie liegt so still da wie eine Heilige; solche Leute leben nicht lange; sie wird es wohl nicht überleben. Aber, wenn sie sterben muss, ist es gut, dass sie wenigstens daheim sterben kann.“ Dann weinten beide. Aber nachdem ich mich ausgeruht hatte, stand ich auf und seitdem schreibe ich an diesem langen Brief; ich musste dazwischen öfters ausruhen, doch nun muss ich schließen. Noch einmal bitte ich Dich, mein Matthias: Komm! Sollte ich Dich aber nicht wiedersehen, dann vergelte Dir der Herr Jesus alle Deine Liebe und gebe, dass wir uns dort, wohin er den Schächer am Kreuz genommen, in seinem Paradies wiedersehen und miteinander leben dürfen, wo es keinen Tod mehr gibt. Küsse mein liebes Kind an meiner statt, es wird Dich trösten.

Gott mit Dir, mein lieber Matthias! Es küsst Dich Dein treues Mariechen.“

Der dreimal durchgelesene Brief lag auf dem Tisch und der arme Mann saß davor und hatte den Kopf in den Händen verborgen. Der Vorhang, der jahrelang über dem geheimnisvollen Verschwinden seiner geliebten Frau gelegen, hatte sich gelüftet. Er hatte die

Wahrheit gesehen und diese hatte ihn beinahe getötet. Alles Blut strömte ihm zum Herzen und zum Kopfe.

„Sie ist dort gelegen so gut wie eine Heilige“, sprach er halblaut, „und hier glaubte und glaubt man noch, dass sie sich selbst ertränkt habe. Die Wellen der Waag haben sie wohl fortgetragen, aber nicht verschlungen. Vergeblich habe ich alle die Jahre am Ufer gesessen und in diese Tiefen geblickt; sie hat niemals darin geruht, die Wasser sind nicht über sie geflossen. Unverhofft ist ihr Hilfe gekommen, der heilige Gott hat sie ihr in ihrer Not geschickt, sie ist heimgekommen, wohin sie sich gesehnt hat. Vergeblich haben wir die ganze Waag abgesucht, damals lebte sie also noch. Ihr Brief hat mich nicht mehr in M. erreicht und wurde mir hierher nachgesandt.“

Als der Mann mit seinen Gedanken soweit gekommen war, hob er den Kopf. Da fielen seine Augen auf das Bett seiner Mutter – und mit einem Mal verstand er alles. Sie war so schwer gestorben, sie hatte sich so sehr bemüht, zu sprechen – vergeblich – sie hatten sie nicht verstanden. Noch immer sah er den kläglichen, entsetzten Blick, mit dem sie von dem alten Bienenstock sprach. Sie hatte ihm wohl endlich bekennen wollen, dass sie ihm diesen Brief vorenthalten und was sie mit ihm gemacht hatte, aber Gott hatte es nicht zugelassen, denn es war zu spät! Hätte sie ihm damals den Brief gegeben, als derselbe kam, so hätte er zu Skalas eilen und seine Frau noch lebend oder doch tot antreffen können, denn wer weiß, wann sie aus der Welt gegangen war? Ach, sie hatte vergeblich auf ihn gewartet – er war nicht gekommen! Aber warum hatte sie ihm auf seinen Brief, in dem er ihr Mariechens Ertrinkungstod mitteilte, nicht geantwortet und erklärt, dass die Leute sie zu Unrecht beschuldigten? Und wie war es überhaupt möglich, dass weder an die Gemeinde, noch an das Pfarramt eine Todesanzeige gekommen war? Nicht nur Mariechens, auch ihres Kindes Tod hätte ja angezeigt

werden müssen! Oder hatte es überhaupt nicht das Licht der Welt erblickt, hatte sie es also doch mit sich ins kalte Grab genommen? O, diese Ungewissheit war nicht zu ertragen; er musste sich überzeugen. Zwar lebte Frau Skala nicht mehr; dennoch wollte er gleich morgen nach G. gehen und dort nach dem Totenschein fragen. Bei dem Entschluss wurde es dem Mann ein wenig leichter ums Herz. Erneut begann er den Brief zu lesen; es war ihm dabei, als hörte er Mariechen erzählen. Plötzlich sank seine Hand samt dem Brief herab, er blickte starr vor sich hin. Jetzt erst sah er, was er bisher nicht beachtet hatte: Die Beschreibung jener schönen und furchtbaren Nacht, da sie zum neuen, ewigen Leben geboren ward. O, wie hatte er sich seit der Stunde seiner Bekehrung darüber gequält, dass der Herr Jesus sagt: „Ihr müsset von neuem geboren werden!“ Er wusste, dass sie lieb und gut gewesen, aber er wusste auch, dass sie nicht wiedergeboren war, weil auch er daheim nie etwas davon gehört hatte. Er konnte nicht glauben, dass sie verloren sei, aber diese Ungewissheit, ob er die Ewigkeit mit ihr verbringen würde oder nicht, hatte ihn namenlos gequält – und siehe da, sie war dort, wohin der Herr Jesus den Schächer am Kreuz mitgenommen hatte; ja, sie hatte noch vor ihrem Tod das ewige Leben für ihn erbeten und wartete dort auf ihn. Zuvor hatte er gefragt, warum er heute diesen Brief erhalten, wo ja doch alles verloren war; jetzt dankte er von ganzem Herzen, dass der gnädige Gott ihm denselben erhalten und ihm mit diesem die Freude geschenkt hatte, die der Gewissheit entsprang, dass sein Mariechen selig daheim war. O, wie schön war sie heimgekommen! Göttliche und menschliche Liebe hatte sie zugleich mit den sanften Wellen der Waag in jener Nacht heimwärts getragen!

Doch das war zu viel des Glücks! Der Kopf des Mannes sank zur Brust herab. Wäre nicht Martin Uher soeben zur Tür eingetreten

und rasch herzugesprungen, dann wäre der Mann zu Boden gesunken. Der Nachbar rief Zwara herbei, und beide trugen Jankovitsch auf sein Bett. Er atmete nicht und sah aus, als wäre er gestorben. Trotzdem Uher von seiner Militärzeit her, wo er einige Zeit im Sanitätsdienst gewesen, einige Erfahrung in diesen Dingen besaß, bemühten sich beide Männer lange vergeblich um den Ohnmächtigen. Endlich begann das Herz wieder zu schlagen und die Brust hob sich. Er öffnete die verschleierten Augen und wollte sie wieder schließen.

„Matthias, was ist es mit dir?“ rief ihn sein Nachbar an; „ich habe dich ohnmächtig angetroffen. Was ist dir geschehen?“

„Du bist es, Martin?“ Jankovitsch kehrte zum Bewusstsein zurück. „Ist Suska daheim?“

„Ja.“

„Rufe sie; ich muss euch etwas sagen!“

Zwara holte die Nachbarin. Die ahnte wahrhaftig nicht, wozu sie gerufen wurde. Wo wäre ihr das im Traum eingefallen! Mariechen hatte sich gemeldet! Sie selbst hatte aufgeklärt, wo sie damals hingeraten war, dass die Wellen der Waag sie zwar fortgetragen, aber nicht verschlungen hatten. Sie musste sich beim Lesen dieses schönen Briefes ordentlich ausweinen. Endlich würde Mariechens Andenken gereinigt sein und diejenigen, die bis heute glaubten, dass sie sich aus Verzweiflung das Leben genommen, mussten sich überzeugen, dass sie ihr Unrecht getan hatten.

„Ach, Matthias, wenn die Ärmste gewusst hätte, welch einen Kummer sie uns allen bereitete“, seufzte sie aufrichtig. „Sie dachte nur an deine Mutter. Die hätte sie schwerlich suchen lassen, wären wir nicht gewesen! Dich wollte sie zu sich rufen lassen und uns hat sie in ihrer Freude, dass sie so gut heimgekommen war, ganz vergessen. Aber die Skala hätte doch wirklich schreiben sollen, wenn sie bei ihr gestorben ist!“

„Das ist in der Tat seltsam“, unterbrach Martin den Redestrom seiner Frau, „dass nichts Amtliches gekommen ist! Der Herr Pfarrer und auch das Gemeindeamt hätte es dir doch sogleich bekanntgegeben!“

„So Gott will, gehe ich gleich morgen hin, um mich zu überzeugen, wie die Dinge waren“, erklärte Jankovitsch. Aber er ging nicht, denn es kam eine zweite Ohnmacht über ihn, auf welche ein Schüttelfrost folgte, und als Hannchen heimkehrte, fand sie den Hausherrn krank und den Arzt bei ihm. Sie erfuhr, dass er einen leichten Schlaganfall gehabt habe und nun ein paar Tage ganz still liegen müsse, um sich nicht aufzuregen. Zum Glück, fügte der Arzt hinzu, habe er solch eine gute Pflegerin und so gute Nachbarinnen! Nun, das Mädchen pflegte den Kranken so still wie ein guter Geist. Bei ihr konnte er sich wahrlich nicht aufregen; sie tat keine Frage, sondern las ihm jeden Wunsch von den Augen ab. Wenn er es wünsche, las sie ihm aus Gottes Wort vor und wenn Uhers die vom Doktor vorgeschriebenen Speisen sandten, dann richtete sie dieselben so appetitlich an und bat ihn so sanft, zu essen, dass er immer gehorchte. Sonst lag er meist wie im Halbschlaf da; das dauerte etwa vier Tage; am fünften sprach er zu dem Mädchen: „Dem Herrn sei Dank, es ist mir schon gut. Das Sausen im Kopf hat aufgehört, auch das Herz hat sich beruhigt. Ich danke dir, Hannchen, für deine treue Pflege, aber es ist Zeit, dass du nicht den ganzen schönen Tag bei mir verbringst. Geh ein wenig aufs Feld und sieh, wie es da steht, es scheint mir, als habe es gestern geregnet.“

„Gestern nur wenig, aber vorgestern hat es tüchtig geregnet; es ist alles ganz neubelebt. Aber ich bitte Euch, Onkel, schickt mich nicht fort“, bat das Mädchen. „Ich war ja jeden Abend draußen, wenn Ihr schlieft. Bald haben Großmutter Uher, bald die Tante oder Dora mich abgelöst. In der Nacht war immer Großmutter Simon bei

mir, so dass ich auch genug schlafen konnte. Zwaras erlaubten mir nicht zu wachen, denn sie haben für uns und für sich allein umgegraben. Also, schickt mich nicht fort, ich kann Euch nicht allein lassen.“

„Aber weißt du denn nicht, Kind; dass der Herr Jesus hier bei mir ist! Gib mir meine Bibel; ich kann schon allein lesen. Du bleibst ja nicht lange, gehorche nur! Aber bevor du gehst, sage mir. Weißt du, warum ich erkrankt bin?“

Die Augen des Mädchens leuchteten. „Tante hat mir den schönen Brief zu lesen gegeben. Ihr habt die Freude nicht ertragen können, dass Euer Mariechen nicht ertrunken ist, sondern sogar auf jenem Floß den Heiland gefunden hat, nicht wahr?“

„Ja, Kind. Es war zu viel der Freude auf einmal. Hannchen, hat deine Pflegemutter niemals erwähnt, dass Mariechen bei ihr gestorben ist?“

„Sie nicht! Nur der Pflegevater sagte vor seinem Tod: „Begrabt mich neben Mariechen!“„

„Ach, wenn mir deine Pflegemutter doch nur ein paar Zeilen durch dich geschickt hätte“, seufzte Jankovitsch und vergrub sein Gesicht in den Kissen. Er hörte das Mädchen fortgehen; aber als er nach einem Weilchen das Haupt erhob, stand sie wieder vor seinem Bett.

„Bist du noch nicht fort?“ fragte er verwundert.

„Ich gehe gleich, Onkel; doch zuvor muss ich Euch etwas übergeben und etwas sagen, was mich mitunter sehr bedrückt hat. Als meine Pflegemutter mich zu Euch sandte, gab sie mir dieses Bündelehen, das ich Euch übergeben sollte, falls Ihr mich nicht bei Euch behalten wolltet. Aber Ihr wart gleich bereit und so wusste ich nicht, was ich damit machen sollte. Jetzt denke ich, dass die Pflegemutter Euch vielleicht etwas von Mariechen schreibt und dass ich Euch die-

se Papiere geben muss. Ihr könnt sie durchsehen, bevor ich zurückkehre.“

Das Mädchen legte dem Mann das in ein weißes Tüchlein eingeknüpfte Bündel in die Hand und verschwand geräuschlos.

Als der Mann mit seinem geheimnisvollen Schatz allein war, drängte es ihn vor allem zu beten. Dann erst öffnete er das Bündel und entnahm demselben drei Dokumente, einen offenen Brief, von der Hand seiner Mutter geschrieben und einen umfangreichen Brief von Frau Skala, der kurz vor ihrem Tod datiert war. Diesem war auch noch ein amtliches Schreiben beigefügt. Jankovitsch begann den Brief Frau Skalas zu lesen. Dieser lautete wie folgt:

„Lieber Sohn!

Ich grüße Dich tausendmal und wünsche Dir, dass Dich mein Schreiben bei guter Gesundheit antreffe. Ich weiß, dass ich nicht mehr lange hier bleiben werde und vor Gottes Richterstuhl treten muss, um für meine bösen und guten Werke Rechenschaft abzulegen. Ich kann nicht aus dieser Welt gehen, bevor ich Dir nicht vergeben habe. Ich habe doch in meinem Herzen es Dir lange nachgetragen, dass Du mein Mariechen Deiner Mutter gegenüber nicht besser beschützt hattest! Ich weiß, dass Du sie lieb hattest, aber Du hättest diese Liebe anders beweisen müssen! Als sie mir heimkam, so zu Tode gequält und halb verhungert, da hätte ich am liebsten Dich und Dein ganzes Geschlecht verflucht, wenn ich mich nicht gefürchtet hätte, auch das arme, noch ungeborene Würmchen zu verfluchen. Unser Herrgott allein hat mich vor dieser Sünde bewahrt. Sie, meine gebrochene Lilie, schrieb Dir einen langen Brief und wir warteten sehnsüchtig auf Dein Kommen, aber der Brief erreichte Dich nicht und als die Post Dir ihn nachsandte, fiel er Deiner Mutter in die Hände. Hier lege ich Dir ihre Antwort bei; du magst lesen, was sie ihr

geschrieben, wie sie sie geschmäht und geschändet hat! Sie konnte es nicht mehr schmerzen, denn dort, wohin sie inzwischen gegangen, gibt es kein Leid noch Geschrei mehr – aber umso weher tat es mir. Da Du weder kamst noch schriebst, hielt ich es nicht für nötig, Dir ihren Tod anzuzeigen. An dem Tag, da wir sie in die schwarze Erde betten wollten, kam Dein Brief, in dem Du mir schriebst, dass Mariechen in der Waag ertrunken sei, zugleich aber jener hässliche Brief Deiner Mutter. Wenn Du ihn gelesen hast, wirst Du Dich nicht mehr wundern, dass ich keinem von Euch beiden eine Antwort gab. Heute schreibe ich Dir, damit Du wenigstens nach meinem Tod erfahrest, wie alles gewesen ist. Fast den ganzen Tag hatte Mariechen mit dem Schreiben jenes langen Briefes zugebracht; nur als sie sehr elend war, hörte sie für kurze Zeit auf. Dann kamen die Stunden, vor denen sie sich daheim so sehr gefürchtet hatte. Wie sollte das schwache Menschenkind sie überstehen? Aber der himmlische Vater war ihr sehr gnädig; sie brauchte sich nicht lange zu quälen; das Kind kam schnell zur Welt und war zwar mager und schwach, aber hübsch und munter; sie hatte eine große Freude daran. Weil sie so sanft und gut gewesen, während sie es getragen, war es auch schön brav und weinte gar nicht viel. Mein Alter und ich, wir waren sehr froh, dass alles glücklich überstanden war und dass sie sich den ganzen Tag an ihrem Kindlein ergötzte. Wir warteten nur sehnsüchtig auf Dein Kommen. In der Nacht schlief sie sehr fest, und als sie beim Morgengrauen erwachte, erwähnte sie Dich nicht mehr, sie sagte, der Herr Jesus habe sie gerufen, sie müsse nun zu ihm gehen. Sie dankte mir herzlich für alles und bat mich, auch ihr Töchterchen aufzuziehen. Auch meinem Mann dankte sie; dann küsste sie uns beide, zum Schluss ihr Kindchen. Wir hörten, wie sie ihm auftrug: „Tröste dein Väterchen!“ Als wir sie zurücklegten und dachten, dass sie einschliefe, öffnete sie die teuren Augen noch einmal und betete

für Dich – aber auch für Deine Mutter, und mit diesem Gebet ging sie hinüber vor Gottes Angesicht. Als wir am dritten Tag nach L. fuhren, um sie zu begraben, nahmen wir auch das kleine Waislein mit und ließen es dort taufen. Damals hatte ich schon Eure beiden Briefe. In meiner großen Betrübnis und Bitterkeit nahm ich mir vor, dass Du, solange Du nicht selbst zu uns kämest, die Wahrheit nicht erfahren solltest. Mochte sie für Euch ertrunken bleiben und vor den Leuten auf Deiner Mutter die Schuld liegen, dass sie sie in die Waag getrieben habe. Ich bat daher den Herrn Pfarrer und den Matrikführer, nicht die amtliche Anzeige an das Pfarr- und Gemeindeamt zu erstatten, sondern den Totenschein und Hannchens Taufschein mir zu geben, indem ich erklärte, dass ich Dir die Papiere samt dem Kind persönlich übergeben würde. Ich hatte das auch im Sinn, denn ich erwartete Dich mit aller Bestimmtheit. Der Matrikführer war ein Trinker, von dem man für Geld alles haben konnte und der Herr Pfarrer war gerade in Begriff, in Pension zu gehen. Das Begräbnis war seine letzte Amtshandlung; er war es zufrieden, wenn ich die Sache übernahm. So sorgte ich dafür, dass diese Kunde nicht zu Euch kam. Als ich bald darauf erfuhr, dass Du nach Amerika gegangen, tat es mir sehr leid, dass Du Dich nicht einmal verabschiedet hattest, so dass ich Dir Dein niedliches Kind nicht zeigen konnte. Aber Du warst nicht gekommen und mein Jurko sagte: „Wer weiß, ob er je wiederkehrt? Wir wollen das Kind auf unseren Namen schreiben lassen und als unser eigen erziehen, damit wir ihm einmal unser sauer Erworbenes hinterlassen können.“ Ich war sehr froh darüber, und so geschah es. In jenem Jahr vertauschten wir unsere Mühle mit der von Müller Porubek und übersiedelten von H. nach G., wo uns die Leute nicht kannten, so dass Hannchen von niemandem erfahren konnte, dass sie nicht unser sei. Erst als sie schon größer war, sagten wir ihr, dass sie nur unser Patenkind sei und beide

Eltern verloren habe. Das war damals, als Du in der Gefangenschaft warst und man Dich für tot hielt. Als dann mein Mann starb, war Dein Kind mein einziger Trost. Freilich quälte mich mein Gewissen gar oft, als die Kunde kam, dass Du heimgekehrt seiest. Was würde Mariechen dazu sagen, dass ich mir Hannchen so aneignete und nicht zu Dir sandte, um Dich zu trösten, wie sie es ihr sterbend anbefohlen hatte?! Aber wenn ich daran dachte, dass ich sie Deiner Mutter ausliefern sollte, damit diese auch sie noch quäle, dann packte mich das Entsetzen. Dann starb sie und Du bliebst allein; damals habe ich manche Nacht durchweint, so quälte mich das Gewissen, aber in mir war keine Kraft, mich von meinem Augentrost zu trennen. Ich habe Mariechen sehr lieb gehabt, aber ihr Kind noch mehr, denn sie hat Jurko und mir für sich und für sie alle Liebe vergolten. Nun, so habe ich Dir meine Sünde bekannt und bitte Dich jetzt um der fünf Wunden Christi willen, verzeihe mir, dass ich Dein Kind noch so viele Jahre zu meinem Trost zurückgehalten habe. Ich übergebe es Dir jetzt; möge es Dir zur Freude sein, so wie es meine ganze Freude gewesen, von der Stunde an, da Mariechen es mir übergeben bis zu jener, wo es mir die Augen zudrücken wird. Möge es Dir Mariechen ersetzen, so wie es mir sie ersetzt hat!

Verzeih mir, Matthias, denn ich habe Dir Hannchen erzogen! Ich bin froh, dass sie nicht mit leeren Händen zu Dir kommt; alles, was Mariechen nach unserem Tod erhalten hätte und alles, was wir dann noch erwirtschaftet haben, ist ihr als unser Erbin zugeschrieben worden. Wir sind emporgekommen, wie andere Landwirte auch, denn wir haben unsere Felder in der günstigsten Zeit, nach der Abstemplung, verkauft, ebenso unser Vieh; das alles hat Hannchen in der Bank zu B ... auf ihren Namen angelegt. Die Mühle habe ich in Pacht gegeben, falls Ihr sie nicht verkaufen wollt. Hannchen hat sie gerne und sie liegt an einem guten Platz.

So möge Gott meiner Seele gnädig sein! Zu ihm nehme ich meine Zuflucht, er möge mir vergeben, gleichwie ich vergebe und mich aus Gnaden annehmen um Jesu Christi willen! Amen.

Ich grüße Dich, mein Sohn Matthias und Dich, mein liebes Töchterchen und verbleibe

Eure Tauf- und Pflegemutter
Anna Skala.“

Der Brief war durchgelesen; die Hand, die ihn krampfhaft festhielt, sank herab; der Mann schloss die Augen. Als er sie nach längerer Zeit öffnete, griff er nach dem Brief der Mutter und begann zu lesen. Er hatte zwar gedacht, dass dieser nichts Gutes enthalten würde, doch nicht im entferntesten hätte er sich vorstellen können, in welch ein Meer von Bosheit, das im Herzen der Schwiegermutter gegen die verhasste Schwiegertochter ausgegossen war, er hineinblicken würde. Die alte Jankovitsch beschuldigte die Schwiegertochter, sie habe diese Komödie absichtlich aufgeführt, jenes Floß sei nicht von ungefähr dahergekommen; sie habe sicher mit ihrem Geliebten verabredet, dass sie durchbrennen und sich des Nachts mit ihm herumtreiben konnte. Die Frau schrieb, was ihr schmutziges Herz ihr nur in die Feder diktierte. Sie habe nur der Familie Jankovitsch Schande und Schmach antun wollen, damit die Welt sage, sie, die Schwiegermutter, habe sie in den Tod getrieben und Grund habe, sie zu schmähen. Sie drohte ihr, wenn sie es wage, mit jenem Wechselbalg, der sicherlich nicht ihres Sohnes Kind sei, die Schwelle ihres Hauses zu überschreiten, dann werde sie sie mit dem Besen davonjagen! Ach, wer könnte aussprechen, was für furchtbare Dinge noch in dem Brief standen, was für vernichtende Stacheln, die das Herz der reinen jungen Frau aufs tödlichste verwunden sollten. Sie berührten sie nicht mehr; den Frieden ihrer geretteten Seele

konnten sie nicht mehr zerstören, aber um so tiefer bohrten sie sich in das Herz der Mutter, die am Sarg dieser geknickten Menschenblume endlich sich vorstellen konnte, wie jene böse, grausame Frau mit seinem wehrlosen Opfer verfahren war. Nun verstand sie auch den tiefen Seufzer von den sterbenden Lippen, als diese die Worte aussprachen: „Alles vergebe ich der Mutter meines Matthias!“ Nur das eine hatte sie nicht begreifen können, wie diese Lippen hinzufügen konnten: „Vergib auch du ihr, Herr Jesu, in ihrer Todesstunde!“ Nun verletzten diese Stacheln den Mann und riefen in seinem Gewissen den bitteren Vorwurf wach: „Und du hast sie ihr preisgegeben, du hast sie nicht beschützt!“ Ihr Leben hatte die Ärmste nicht retten können, aber wenigstens hatte sie sich eine stille, glückliche Sterbestunde gesichert. Er wunderte sich nicht mehr über Frau Skala, dass sie ihm sowohl Mariechens Tod als auch die Geburt des Kindes verschwiegen hatte. Er war diese Nachricht nicht wert. Warum war er auch nicht vor seiner Abreise nach Amerika zu ihr gegangen? Sie hätte ihm vergeben und jene furchtbare Last von seinen Schultern genommen, er hätte Mariechens und sein Kind gesehen und durch all die traurigen Jahre in der Fremde hätte ihn das Bewusstsein, dass er für jemanden zu arbeiten habe, beglückt. So war es als Waise aufgewachsen und er war ganz allein gewesen. Freilich, die Liebe hatte es ihm behütet und erzogen, aber es war nicht die Liebe des Vaters gewesen, die war er ihr bis heute schuldig geblieben. Ach, warum war er nicht wenigstens nach dem Tod seiner Mutter zu Frau Skala gegangen? Er hätte die Wahrheit erfahren, ihr abbitten, ihr danken können. Heute war alles vorbei, zu spät, zu spät! ... Zum zweiten Male hatte ihm diese edle Frau ihren wertvollsten Schatz geschickt und er konnte ihr nicht einmal dafür danken. Das Haupt sank zur Brust herab und ein Strom heißer Tränen rettete ihm das

bedrohte Leben. Hätten sie sich nicht Bahn gebrochen, dann wäre er diesem Druck erlegen.

Inzwischen saß Hannchen an demselben Plätzchen, wo am Tage ihrer Ankunft die Geschichte ihres Mütterchens von Suska Uhers Lippen erklungen war. Sie hatte die Felder besehen, Blumen gepflückt und zu einem reizenden Strauß gewunden. „Warum habe ich nur diesen Onkel Matthias so lieb gewonnen?“ grübelte sie dabei. „Er ist mir doch ein fremder Mensch, ich habe meine Pflegeeltern lieb gehabt und sie sehr beweint, als sie mich so allein in der Welt zurückließen, aber ich glaube, so getrauert habe ich selbst jenes Mal nicht, wie ich heute trauern würde, wenn mich Onkel Matthias am Ende fortschicken würde und ich ihn verlassen müsste. Aber er wird mich doch nicht fortschicken, nachdem ich ihm die Papiere gegeben habe! Ich habe Mütterchen damals gefragt, ob sie ihn zu meinem Vormund bestimmt habe. „Er wird dir ein Vater sein“, gab sie mir damals zur Antwort. Sicher hat sie ihn darin gebeten, sich meiner anzunehmen. Aber wie, wenn er etwa die Freude und die Trauer über Mariechens Brief nicht überleben würde?! „Ach, Herr Jesu“, sie rang die Hände und drückte sie vors Gesicht; „Lass mich nicht solch eine verlassene Waise sein; ich bin noch so jung!“„ Durch das Gebet wieder ruhig geworden, flocht sie eifrig eine Manschette aus Blättern für ihren Strauß, als ein Gruß sie aufblicken ließ. Stefko Uher kam durch den Hag daher und ging auf sie zu. Seitdem man bei Uhers ausgemacht hatte, dass die beiden sich als Nachbarskinder duzen sollten, war es ihnen viel gemütlicher, wenn sie sich begegneten.

„Du kehrst schon zurück, Stefko?“ fragte das Mädchen verwundert.

„Ja, schon.“ Er setzte sich auf einen Baumstumpf. „Ich bin vergeblich hingegangen“, sprach er stirnrunzelnd.

„War dort keine Auswahl?“

„O, Auswahl war genug, aber alles sehr teuer. Ich habe zwar ein paar Groschen erspart, aber das genügt nicht; was würde mir für den Anfang bleiben? Wenn mein Pflegevater mir helfen wollte, müsste er sich das Geld entlehnen und das möchte ich nicht gerne, wiewohl ich die Zinsen zahlen würde. Er hat sich schon genug für mich geopfert.“ Ein sorgenvoller Ausdruck erschien auf dem hübschen Gesicht des Burschen.

„Musst du denn gleich eine große Dreschmaschine haben?“ fragte das Mädchen schüchtern.

„Auch eine kleinere würde mir für den Anfang genügen. Aber, warum fragst du?“

„Vielleicht könnte ich dir helfen.“

„Du, Hannchen?“

„Bei uns in der Mühle steht eine ganz neue Maschine, auf der nur ein paarmal gedroschen wurde, als sie unser Nachbar Zahora im Jahre 1913 gekauft hatte. Er ging dann mit seiner Frau nach Amerika, um das Geld dafür zu verdienen. Weil sie aber kein Reisegeld und nichts für den Anfang hatten, verbürgte sich mein Pflegevater für sie und sie überließen ihm die Maschine als Pfand. Wir haben sie bei unserer kleinen Wirtschaft nicht benützt und da sie nicht uns gehörte, wollten wir sie nicht gegen Bezahlung entlehnen; so steht sie ungebraucht. Kurz vor Mutters Tod, als unsere Felder schon verkauft waren, schrieb Zahora, dass sie nicht gedächten, nach Europa zurückzukehren; wir möchten die Maschine zur Abzahlung jener Schuld behalten. So ist sie uns verblieben. Du kannst sie dir ansehen, und wenn sie dir genügt, kann ich dir sie leihen. Oder vielmehr verkaufen, wenn sie gut ist.“

Den Jüngling hatte diese Mitteilung sehr interessiert. „Wem gehört die Maschine eigentlich, nachdem Skalas gestorben sind?“

„Wohl mir“, sagte das Mädchen errötend, „da sie mir auch das andere hinterlassen haben.“

„Dir? Ich ahnte nicht, dass du mir eine Dreschmaschine verkaufen könntest.“

„Ich muss nun heim.“ Das Mädchen stand auf. „Der Onkel ist noch krank. Er hat mich geschickt, die Felder zu besehen, aber ich will ihn nicht lange allein lassen.“

„Wir gehen zusammen; gleich morgen will ich eure Maschine besehen; wir werden uns wohl einigen.“

„Weißt du, Stefko, das ist gut“, lachte sie fröhlich. „Ich brauche das Geld nicht, denn ich habe ja Kleider und Schuhe und bekomme auch Pachtgeld für die Mühle. Wenn dir die Maschine genügt, kannst du sie ja ratenweise abzahlen, bis du dir erst etwas damit verdient hast.“ Das Mädchen war so lieb und hübsch, während sie so eifrig sprach, dass das Herz des Jünglings sich wie unter den Strahlen der Maiensonne erwärmte. Nachdem er ihr gedankt hatte, erkundigte er sich nach dem Befinden des Nachbars, aber auch nach Senianeks, und so kamen sie im Gespräch bis zu Milovs; der Richter hielt den jungen Mann fest und Hannchen eilte rasch heim. In der Küchentür kam ihr Frau Zwara mit sehr besorgtem Gesicht entgegen.

„Was habt Ihr, Tante?“

„Ach, Kind, unser Bauer gefällt mir gar nicht. Er sieht aus, als ob eine Last von Traurigkeit auf seinem Herzen läge. Geh zu ihm, du kannst ihn am besten aufheitern. Ich hole inzwischen Wasser.“

Das Mädchen steckte ihr Blumensträußchen in einen Krug mit frischem Wasser und trat damit ein. Die Tür knarrte, als wollte sie ihr Kommen melden. Helles Sonnenlicht umflutete sie, während sie auf der Türschwelle stand; es war, als wollten die Sonnenstrahlen sie dem Manne zeigen: „Sieh her, das ist sie, Mariechens und dein

Kind, deine Tochter!“ In diesem Augenblick durchflutete eine Welle bisher nie gekannter Vaterliebe das Herz des Mannes. Nun wusste er, warum ihm dieses Waisenkind von der ersten Stunde an so teuer gewesen. „Sie ist mein, mein!“ In überströmender Freude verstummten die qualvollen Vorwürfe und Selbstanklagen. Der Mann setzte sich auf und breitete beide Arme nach der Eintretenden aus. Nur einen Augenblick blieben sie leer! Das Mädchen stellte den Krug mit den Blumen auf die Truhe neben der Tür. „Er wird dir Vater sein“, erklang es in ihrem jungen Herzen; „er schickt dich nicht fort; du darfst für immer bei ihm bleiben!“ Die kurze Entfernung war bald durchmessen und das Mädchen warf sich in die für sie geöffneten Arme. Ihre Tränen vermischten sich mit den seinigen unter dem Sturm der Liebkosungen und der zärtlichen Namen, mit denen er sie überschüttete.

„Der heilige Gott segne dich, du Kind meines Mariechens, du mein jahrelang beweinter, verloren geglaubter Schatz! Jene edle Frau hat dich mir zurückgegeben; der Herr Jesus möge es ihr ewiglich vergelten!“

„Onkel Matthias“, rief das Mädchen überrascht aus, hob den Kopf von der Brust des Mannes und blickte in seine tränenfeuchten Augen: „Was redet Ihr da?“

„Ich rede die Wahrheit, mein Kind; aber ich weiß nicht, ob du mich jetzt noch zum Vater haben willst, da ich mich so spät melde.“

„Ist es wirklich wahr? Seid Ihr mein Väterchen?“

„Ja.“ Er ließ sie aus seinen Armen. „Lies diesen Brief! Dann wollen wir weiterreden.“ Er reichte ihr den Brief der Pflegemutter und verbarg sein Gesicht in den Kissen. In der Stube herrschte heilige Stille, nur an der heftig arbeitenden Brust des Mannes merkte man, welch ein Sturm von Gefühlen darin tobte; er hatte ihn noch nicht durch Gebet zur Ruhe bringen können, da legte sich schon das

schöne Köpfchen neben ihn auf das Kissen. „Mein Väterchen, mein liebes Väterchen!“

„Weine nicht, mein Töchterchen! Du bekennst dich zu mir, du zürnst mir nicht?“

„Ich Euch zürnen? Also bin ich nicht mehr auf der weiten Welt allein! Ich habe solch ein gutes, schönes Mütterchen beim Heiland und hier auf der Erde hab ich einen Vater!“

„Den hast du; glaube mir, er würde sein Leben für dich geben, so teuer bist du ihm von der ersten Stunde an, da du unter sein Dach gekommen bist. Aber kannst du mich Unwürdigen denn liebhaben?“

„Ihr seid nicht unwürdig; sagt das nicht! Das tut mir weh, denn auch ich liebe Euch so sehr. Wir wollen doch alles vergessen, was dahinten liegt! Nicht umsonst hat Euch mein Mütterchen versprochen, dass ich Euch trösten und sie Euch ersetzen werde. Das will ich tun, so wahr Gott mir helfe! Was ich Euch an den Augen absehen kann, will ich tun, dass Ihr nur nicht mehr traurig seid. Wozu auch? Mütterchen geht es im Himmel sehr gut; auch uns beiden wird es hier gut sein! Ich habe mich bis heute bemüht, Euch zu dienen, doch das ist nichts dagegen, wie ich Euch von nun an dienen werde, wo Ihr mein guter Vater seid und ich nicht mehr fürchten muss, dass Ihr mich fortschicken könntet. Nun wird Euch niemand mehr einen Einsiedler und mich eine Waise nennen. Ach, der Herr Jesus ist sehr gut!“

Es gibt Tage, wo sich auch in kleinen Dörfern große Begebenheiten zutragen, die in den Herzen aller Widerhall finden. So war es auch in Zorovce, als sich daselbst die unerwartete Kunde verbreitete, Mariechen Jankovitsch sei damals nicht ertrunken, sondern bei ihrer Pflegemutter Skala gestorben, indem sie eine Tochter hinterlassen, welche die Skala als ihr eigen angenommen und zu ihrer Erbin eingesetzt habe. Weil sie den Jankovitschs zürnte, habe sie ih-

nen die Wahrheit verheimlicht; nach dem Tod aber habe sie dem Vater die Tochter zugesandt. Selbst Hannchen, so hieß es, habe nicht gewusst, dass sie zu ihrem eigenen Vater komme, so wenig wie er, wen er aufnahm, bis sich die Sache für beide auf wunderbare Art aufgeklärt habe. Jankovitsch hatte Dokumente erhalten, die er sowohl in das Pfarrhaus wie auf das Gemeindeamt trug, um dort auf Grund derselben Hannchen als seine Tochter einschreiben zu lassen. Am folgenden Tag fuhr Martin Uher, Jankovitsch, Hannchen und seine Suska nach G., wo sie Mariechens Grab und Hannchens Mühle besuchten. Stefko war auch mit und kaufte Hannchens Dreschmaschine. Als sie zurückkehrten, war es schon Hannchen Jankovitsch, welche das Haus ihres Vaters betrat. Sie kam nicht mit leeren Händen; allerlei wurde ihr per Wagen und mit der Bahn nachgeführt. Weil das Mädchen so lieb und freundlich war wie der Frühlingsmorgen, hatten alle im Dorf sie gut behandelt, trotzdem sie sie nur für eine arme Waise gehalten hatten. Heute war sie die Tochter eines der ersten Bauern. Hatte wegen der Absonderlichkeiten des Einsiedlers Jankovitsch bisher keiner von den Burschen gewagt, sich dem jungen Mädchen zu nähern, so hätte er sich das heute um so weniger erlaubt, wo jeder es für ein Vorrecht ansehen musste, in dieses Haus zu kommen. Nicht nur Mariechens, sondern auch Jankovitschs Ehre hatte Hannchen durch ihr Erscheinen gereinigt. Ihre Mutter war keine verzweifelte Selbstmörderin, ihr Vater nicht mitschuldig an der Vernichtung zweier Leben gewesen. Endlich konnte er vor seinen Dorfgenossen frei das Haupt erheben. Ja, auch im kleinen Dorf geschehen mitunter Dinge, an welche die Leute lange denken!

Kapitel 9

Unterdessen ging der Sommer rasch dahin und die Erntezeit nahte.

Die Landwirte beeilten sich mit der Ernte, denn sie brauchten sowohl Brot als auch Geld. Die Kirschbäume und die Frühbirnen hatten nicht vergeblich geblüht, es war etwas zum Essen und zum Verkaufen da. Die Kinder liefen mit schwarzen Mündchen auf der Gasse umher und die Gänse lobten die neue Freiheit, denn ihre kleinen Hüter saßen wie die Eichhörnchen auf den Obstbäumen längs der Landstraße und fragten nicht danach, ob ihre Schutzbefohlenen im Weizenfeld hausten. Uhers lobten es, dass Stefko ihnen so wacker half, sie hatten sich mit Jankovitsch, welcher Senianek aufgenommen hatte, zusammengetan und ernteten die Felder eines nach dem anderen ab. Hannchen und Dora mähten und banden Garben und auf ihrem Feld erklangen die schönen Trentschiner Volkslieder, die Hannchen so gerne sang wie dereinst ihre Mutter , und die sie auch Dora singen lehrte. Bei dem lieblichen Gesang ging ihnen die Arbeit wie spielend von der Hand. Wenn Mutter Uher das Frühstück oder das Mittagessen brachte, setzten sich alle um Jankovitsch herum; er betete laut, und nachdem sie gegessen und ein Lied gesungen hatten, las er aus dem Worte Gottes vor, dann dankten sie wieder. Während der Mittagsruhe dachten sie über das Gelesene nach. Kein Wunder, dass ihnen da die Arbeit so leicht ging, trotzdem sie ohne geistige Getränke arbeiteten. Jankovitsch hatte das um Senianeks willen von den Nachbarn gefordert und sie waren ohne Zögern darauf eingegangen. Martin Uher trank überhaupt wenig, seitdem er vom Militär zurück war. Joschko hatte es sich und seiner Dora gelobt, dass er dieses Gift nicht mehr in den Mund nehmen wollte, als er gesehen, was Senianek seiner Frau angetan hatte. Ste-

phan verachtete den Branntwein, aber auch das hiesige Bier, er war von Böhmen her an besseres gewöhnt. Die Leute wunderten sich über Senianek, dass er es aushielt zu arbeiten, ohne sich zu stärken.

„Hört“, sprach Richter Milov, der während der Mittagspause von seinem Feld herüberkam, „wenn ihr diese Mode einführt und es euch gelingt, die Nachbarn dafür zu gewinnen, was machen wir dann mit dem Rum, den wir für die Gemeinde nehmen mussten?“

„Lasst ihn mit dem Wasser hinab, Vater“, lachte Joschko; er mag hingehen, woher er gekommen ist. Wenigstens braucht Ihr ihn nicht zu verdünnen, damit er mehr werde.“

„Ja, du Hanswurst, doch wer gibt uns die tausend Kronen wieder, welche die Gemeinde dafür ausgelegt hat?“ –

„Ihr hättet sie nicht auslegen sollen, Vater; es hätte Euch niemand dazu zwingen können. Wer das Zeug gebraut hat, der mag es auch trinken. Aber fürchtet Euch nicht: es gibt in Zorovce genug dumme Leute, die es Euch austrinken werden.“

„Ich habe mal gelesen“, meldete sich Stefko, „wenn der Rum den ihm eigentümlichen Geruch und Geschmack bekommen solle, müssten erst alte Ledersohlen damit vergossen werden.“

„Das hat sicher jemand zum Scherz ausgedacht.“

„Nein, Herr Richter, die Sache ist sogar chemisch untersucht worden. Man gießt reinen Spiritus auf das Leder, und wenn das anfängt, dunkel zu werden, mischt man einen Teil Rum bei. Dann füllt man das Ganze in Flaschen mit der Aufschrift „Jamaika-Rum“, und wir kaufen etwas, was nie im Leben Jamaika gesehen hat.“

„Seht, Vater, wenn Euer Rum zu Ende ist, wollen wir selbst welchen kochen. Wir wollen alle alten Schuhsohlen sammeln, in Fässer legen; die könnt Ihr mit Spiritus begießen und habt dann Euren eigenen Jamaika-Rum“.

„Na, Ihr könnt den Menschen schön zum besten haben“, lachte der Richter. Er hatte den Schwiegersohn gern und Stefko gefiel ihm, weil er viel wusste und dabei doch nicht den Kopf hoch trug wie eine leere Ähre.

Also, Senianek hatte schon seit Wochen nicht getrunken. Seinen Tagelohn ließ er bei Jankovitsch, desgleichen, was er bei der Schusterei verdiente. Dieser bezahlte davon für ihn alle Schulden in den Schenken; ihm selbst erlaubte er nicht, jene Schlupfwinkel der Ungerechtigkeit zu betreten. Sonntags saß er meist bei Jankovitsch und wurde immer trauriger.

An einem Sonntagmorgen kam er ganz bleich und verstört zu Jankovitsch in den Garten gelaufen. „Rettet mich!“ rief er und rang die Hände.

„Was ist Euch geschehen?“ Der Nachbar legte das Buch beiseite, in dem er gelesen hatte.

„O, wenn Ihr wüsstet, welch eine furchtbare Begierde zu trinken mich die ganze Nacht umgetrieben hat! Es war immerfort, als riefe mir jemand zu: „Betrink dich und stirb!“ Hätte ich etwas im Haus gehabt, so hätte ich mich sicher betrinken müssen und dann hättet Ihr mich nie wieder hier bei Euch gesehen; denn wenn ich nicht durchhalte und mich aufs neue betrinke, dann nehme ich einen Strick und hänge mich lieber gleich auf, denn dann gibt es eben keine Hilfe für mich, solange ich lebe! Wie treu sorgt Ihr für mich, Ihr seid mir solch ein guter Nachbar; ich selbst bemühe mich, so sehr ich kann, aber wenn es so weitergeht, dann kann ich doch nicht widerstehen. Meine Sünden sind zu groß, als dass der heilige Gott sie mir vergeben könnte; ich bin schon jetzt von ihm verlassen und muss ja doch verlorengehen.“

„Hört mir zu, Nachbar!“ Jankovitsch öffnete das Buch und begann zu lesen: „So kommet denn und lasset uns miteinander rech-

ten, spricht der Herr. Wenn eure Sünde gleich blutrot ist, soll sie doch schneeweiß werden.“ Das sagt der heilige Gott, so kommt doch endlich zu ihm! Er will Euch durch das Blut seines Sohnes reinwaschen und Euch um Seinetwillen alles vergeben. Denjenigen, welche er gereinigt hat, verheißt er: „Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir; weiche nicht, denn ich bin dein Gott. Ich stärke dich, ich helfe dir auch, ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit.“ Ihr, lieber Nachbar, bemüht Euch bisher nur, in eigener Kraft zu siegen, und das ist eine schwere Arbeit, denn Euer Feind ist stärker, Ihr könnt ihn niemals überwinden. Aber wie oft soll ich Euch noch sagen, dass der Herr das gar nicht von Euch verlangt? Er bittet nur: „Gib mir, mein Sohn, dein Herz!“ Bringt es ihm so, wie es ist!

„Wenn es aber so furchtbar schmutzig ist!“

„Das glaube ich. Auch das meine war nicht rein. Aber steht denn hier: ‚Bringe mir ein gereinigtes Herz?‘ Nicht wahr, nein! Könnt Ihr es irgendwie reinigen? Wenn Ihr selbst jene tierischen Handlungen nicht mehr begeht, so ist dadurch Euer Herz noch nicht gereinigt, denn da ist die ungesühnte Vergangenheit! Sie klagt Euch an.“

„Ja, sie verklagt mich vor Gott und vor den Menschen! Euch zuliebe sind die Nachbarn milde mir gegenüber, aber ihre Blicke sagen mir immer: „Das wird bei ihm nicht lange anhalten!“ Keiner glaubt mir, darum kann ich mir selbst nicht glauben.“

„Das begreife ich. Aber, Nachbar, glaubt Ihr an Gott, glaubt Ihr, dass er wahrhaftig ist?“

„Das glaube ich!“

„Also, wenn er sagt: „Komm zu mir!“, warum geht Ihr nicht? Und wenn er fordert: „Gib mir dein Herz!“, warum versucht Ihr nicht, ihm dieses Herz zu bringen, damit er es von allem Sündenschmutz reinwasche? Einst, als er mich rief und ich im Gehorsam kam, hat er mich auch nicht hinausgestoßen, sondern mir alle Schulden verge-

ben und mein sündiges Herz reingewaschen. Ich sage Euch die reine Wahrheit, denn ich weiß aus Erfahrung, dass er die Macht hat, uns ein neues Herz zu schenken; denn das alte kann auch er nicht ändern. Nur das Blut Jesu Christi ist so mächtig, dass es die scharlachroten Sünden unserer Vergangenheit schneeweiß machen kann. Der Herr sagt und ich habe erfahren, dass er es auch wirklich tut: „Ich, ich vertilge deine Missetaten wie eine Wolke und deine Sünde wie den Nebel. Kehre dich zu mir, denn ich erlöse dich.“ Kommt ins Haus, Nachbar, ich will für Euch beten; betet auch Ihr und tut den entscheidenden Schritt!“

Als Senianek etwa eine halbe Stunde später das Haus verließ, ging er sehr nachdenklich fort. Er blieb den ganzen Tag unsichtbar; erst am Abend kam er wieder mit einem Gesicht, das von weitem verkündigte, dass etwas mit ihm geschehen war. „Ich habe endlich geglaubt und gehorcht“, sprach er voll Freude. „Gott hat mir wirklich vergeben. Ich habe solch einen Frieden im Herzen wie nie zuvor. Gleich morgen will ich zu meiner Frau, vielleicht geben sie mir sie heim!“ Aber sie gaben sie ihm noch nicht, sondern sagten, er möge in einer Woche kommen. – Nun war er mit seiner Mutter zur Stadt gefahren, um sie abzuholen, Rascho hatte ihm Wagen und Pferd dazu geliehen. Alle Frauen von Zorovce sahen der Ankunft der Armen gespannt entgegen. Sie weissagten ihr nichts Gutes, denn keine glaubte, dass Senianek es lange aushalten würde, so anständig zu sein, wie er es seit Wochen gewesen.

Mit Eintragungen in sein Wirtschaftsbuch beschäftigt, saß Jankovitsch am Tisch, als sich ein weicher, warmer Arm um seinen Nacken legte. „Väterchen!“

„Was willst du, mein Kind?“ Er blickte mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit in das frische Gesicht.

„Ich möchte gerne etwas fragen. Darf ich?“

„Sogleich. Ich will nur dies hier beenden.“ Das Mädchen trat zurück und wartete geduldig, bis er das Buch schloss.

„Also, was willst du wissen, mein Kind?“ Er nahm ihre warme, weiche Hand in seine harte Rechte.

„Denkt Ihr, Vater, dass die Sachen der Pflegemutter, die wir auf den Dachboden getragen haben, wirklich mein sind und dass ich darüber nach meinem Willen verfügen darf, sofern Ihr es mir erlaubt?“

„Du könntest es auch ohne meine Erlaubnis, denn du bist Tante Skalas einzige Erbin; alles, was ihr gehörte, ist dein!“

„Da bin ich froh!“ Das Mädchen seufzte erleichtert auf. „Ihr, Väterchen, würdet mir doch erlauben, zu tun, was im Worte Gottes steht.“

„Sage mir nur, worum es sich handelt.“

„Als ich vorhin bei Senianek ausfegte und zuschloss, dachte ich, was wohl die junge Frau sagen wird, wenn sie kommt. Ihre Schwiegermutter hat das ganze Haus von innen und außen hübsch getüncht und die Fenster geputzt; im Hof hat ihr Mann Ordnung gemacht; aber jetzt, wo alles rein ist, fällt es noch mehr in die Augen, dass die Armen nichts haben.“ Das Gesicht des Mädchens wurde traurig. „Weder in der Stube, noch in der Küche Geschirr, denn er hat alles zerschlagen. Ich habe auf dem Boden eine ganze Kiste mit solchen Sachen, die nutzlos daliegen, denn, nicht wahr, was Euer ist, das ist doch jetzt auch mein?“

„Freilich, mein Kind, alles, was in unserem Haus ist, ist so gut dein wie mein.“

„Das ist gut! Seht, Vater, wir hätten ja kaum viel Platz, um Mutter Skalas Sachen aufzuhängen. Die wertvolleren Stücke sowie diejenigen, die ich mitunter als Geschenk erhalten, habe ich schon bei-

seitegelegt. Darf ich mit den übrigen die leeren Wände bedecken, dass sie den armen Senianek nicht so verklagen?“

„Das erlaube ich dir gerne“, bezeugte Jankovitsch. Er fuhr sich mit der Hand durch das Haar, um seine tiefe Rührung zu verbergen.

„Und, Vater“, fuhr Hannchen fort, „sie haben dort nur ein Bett mit Federbetten; das meines Pflegevaters steht samt den Kissen auf dem Boden, wir brauchen es nicht, und im Worte Gottes steht doch geschrieben: „Wer zwei Röcke hat, gebe dem, der keinen hat.“ Wir wollen es ihnen geben, Väterchen, denn der Nachbar wird nicht schnell so viel verdienen, um es anschaffen zu können. Wollen wir?“

„Ja, Kind, und was noch?“ Jankovitsch lachte beinahe fröhlich auf.

„O, wenn Ihr es mir erlaubt; mein Pflegevater war etwa so groß wie Senianek; es sind noch Ober- und Unterkleider von ihm da, wir könnten etwas für den Onkel auswählen.“

„Du hast recht. Der neue Mensch passt nicht in die alten Lumpen, die seine Mutter geflickt hat. Aber, da wir schon mal am Geben sind, wollen wir ihnen einfach alles geben, was sie für Stube und Küche gebrauchen und was wir wohl entbehren können.“

„Wenn es dämmert, dann wollen wir alles hinübertragen. Gut, dass Zwaras nicht daheim sind; es braucht keiner davon zu erfahren. Lass die rechte Hand nicht wissen, was die linke tut.“

„Wollt Ihr mir helfen, Vater, die Sachen vom Boden herunterzutragen?“

„Das will ich allein besorgen. Komm nur mit, um die Sachen auszuwählen.“

Am anderen Tag hielt der Wagen mit Senianeks vor Jankovitschs Haus. Hannchen hatte für sie ein Mittagessen bereitet; als sie satt waren, las Jankovitsch aus dem Worte Gottes vor und betete mit ihnen; dann übergab er ihnen den Schlüssel und begleitete sie bis auf

den Hof. Sie fanden es etwas merkwürdig, dass niemand sie heimgeleitete. Die junge Senianek, der man die schwere Krankheit nicht mehr ansah, hätte es gerne gesehen, wenn Hannchen mit ihr gegangen wäre. Sie hatte ihrem Manne zwar gesagt, dass sie vergebe, als er so nüchtern und demütig zu ihr gekommen war; dennoch dachte sie mit Entsetzen daran, dass sie nun die verfluchte Schwelle jenes wüsten Hauses überschreiten sollte, wo ihr aus allen Ecken die bittere Not entgegenblickte, in der sie aufs neue leben sollte. Allein wer beschreibt die Überraschung beider Frauen, als Senianek die Küchentür öffnete! Da die Türen der vorderen und hinteren Stube gleichfalls offen waren, konnte die warme Nachmittagssonne das ganze Haus durchdringen. Wirklich, sie erkannte es kaum wieder! Die Küche enthielt hölzernes und irdenes Gerät wie einst, an den Wänden der Stuben hingen Töpfchen und Teller aus Porzellan[8], ja sogar gläserne Krüge, wie nie vordem. Vor den Fenstern hingen saubere Gardinen, die Tische waren bedeckt; in der hinteren Stube stand an Stelle der alten, zerbrochenen eine neue, grün gestrichene Bank und ein sauber bezogenes, bedecktes Bett. Auf dem Tisch lag neben der Bibel ein frischer Laib Brot, dahinter stand ein Strauß duftender Gartenblumen. Jetzt, wo diese Wärme unverdienter, sündenbedeckender Menschenliebe das Herz Senianeks erwärmte, stand auf einmal seine ganze wüste Vergangenheit in ihrer furchtbaren Nacktheit vor ihm. Er warf sich vor der Bank auf die Knie und weinte, als müsste ihm das Herz brechen; und dieses Weinen schmolz erst die Eisesrinde, die um das Herz der tief verletzten Frau lag. Sie kniete neben ihrem Mann nieder und sagte: „Weine nicht, Jurko[9], du hast gesagt, dass Gott dir vergeben hat. Nun, so vergebe

---

[8] Schmuck der slowakischen Bauernstuben.

[9] Georg.

auch ich dir in dieser Stunde von ganzem Herzen, was du mir angetan hast.“ Und dann tat auch die junge Frau endlich das, wozu ihr Gewissen sie während ihrer ganzen Krankheit getrieben hatte: auch sie rief um Gnade und Vergebung zu Gott, den sie durch ihren Eigensinn und ihren Ungehorsam gegen die Eltern sehr erzürnt hatte. Das Zeugnis und die Abbitte ihres Mannes und ihrer Schwiegermutter brachte erst jetzt Frucht. In der Heimat der ewigen Liebe herrschte in dieser Stunde große Freude; dort trugen heilige Hände drei Namen ins Lebensbuch des Lammes ein.

Atemlos lief Senianek dann zu den Nachbarn: „Gott möge Euch hundertfältig vergelten, was Ihr an uns getan habt“, rief er beim Eintritt in die Stube, in der Jankovitsch ganz allein saß.

„Ich nicht; es war Hannchen; aber sie will nicht, dass die Leute es erfahren; sagt niemandem davon“, sprach der Nachbar abwehrend. Kaum hatte er die Kunde von dem vernommen, was bei Senianeks geschehen war, da kamen auch die beiden Frauen herbeigeeilt. Hannchen konnte sich ihnen nicht entziehen, sie fanden sie in ihrer Stube. „Weigere dich nicht“, sprach Frau Senianek, „du hast mir das Leben gerettet und deine Liebe hat mein hartes Herz überwunden. So hast du mir wieder zum Leben verholfen, in Ewigkeit werde ich Gott für dich danken. O wie freut es mich, dass er dir schon vergolten hat. Du bist keine verlassene Waise mehr, sondern hast einen guten Vater gefunden.“

Ach, es ist nicht möglich, dass das Feuer verborgen bleibt. Bis zum Morgen wusste das ganze Dorf, was die Jankovitschs an Senianeks getan hatten. Senianek schwieg zwar, wie ihm befohlen war, aber es kam die Untermüllerin, Cillis Tante, zu Besuch, und was die erst einmal wusste, das brauchte man nicht mehr an die große Glocke zu hängen. Sie kam, um nach ihrer Nichte zu sehen und brachte ihr einen großen Mohnkuchen und ein paar Eier mit. Sie

war vor der Abreise der Kranken auch hier gewesen, darum fiel ihr sogleich das veränderte Aussehen des Hauses auf. Ein Wort gab das andere und die beiden dankbaren Frauen sparten die Worte nicht, indem sie die ihnen erwiesene Liebe schilderten. Tut aber jemand ein gutes Werk, so wird sich immer einer finden, der ihm nachahmen möchte. So blieb auch dies Werk nicht ohne Widerhall. Es war beinahe so wie dort bei Hiob, als er gesund geworden war: es kamen alle Frauen zusammen und keine kam mit leeren Händen. Die eine brachte etwas Milch, die andere Zucker, eine dritte etwas Mohn und Backobst; ja auch Speckstücke, Würste, Brot und Eier füllten die leere Kammer. Der Wagnermeister Klutsch, der gerade sein Getreide heimfuhr, befahl, von dem vollen Wagen etwas bei Senianeks abzuwerfen. Sogar die alte Großmutter Uher kam nicht mit leeren Händen. Sie brachte zwei Täubchen für Cilli zur Suppe und sagte: „Wir haben mit Martin besprochen, dass ihr, wenn du, Cilka, glücklich heimkehrst, unsere scheckige Kuh übernehmen könntet. Wir wollen die Ochsen noch nicht verkaufen und ziehen das Jungvieh auf, die junge Kuh wollen wir erst nach dem Kalbe weggeben, Lisana hat Milch genug für uns. Eigentlich müssten wir die „Scheckige“ verkaufen, aber das tut uns leid, denn sie hat sehr gute Milch. Somit wäre uns und euch geholfen; weiden kann sie mit unserem Vieh und ihr habt ja auch einen Garten und ein Krautfeld; ihr könnt sie für die Milch leicht bis zum Winter füttern, und diese ist dir, Cilli, sehr not.“

Ja, es war wie bei Hiob. Denn es geht nichts über reine, selbstlose Liebe; sie gleicht dem Feuer, das weithin leuchtet, erwärmt und beglückt.

Kapitel 10

Es war der 15. August, ein katholischer Feiertag. Großmutter Simon saß in ihrem Stübchen und spann groben Hanf, den man zu Säcken verarbeiten wollte. Dabei spann sie aber auch emsig an dem Faden ihrer Gedanken. Ja, was dachte die Großmutter wohl, wenn sie so allein war? Die Gedanken alter Leute sind ja wie ein Bilderbuch voller Märchen und Geschichten. So ging es auch unserer Großmutter. Hatte sie doch in zwei Jahrhunderten gelebt und viel, viel darin erlebt. In den Kinderjahren die Revolution 1848/49, dann den Preußischen Krieg und endlich im Alter den furchtbaren Weltkrieg. Und wiewohl Großmutter Simon von Kind auf nur gedient und sich dann sehr armselig verheiratet hatte, unter harter Mühe – früh verwitwet – vier Kinder großgezogen, hatte sie doch von Jugend auf viel nachgedacht. Sie beobachtete allerlei, woran andere achtlos vorübergingen. Und während sie so dasaß und spann, überdachte sie ihr ganzes Leben.

Ach, sie konnte es oft kaum glauben, dass sie die Befreiung des Volkes miterlebt hatte, dem sie angehörte. Einst, als sie im Alter von zwölf Jahren die Schule verlassen, war sie Kindermädchen im Pfarrhaus von I. gewesen. Heute stellte sie sich die alte Frau Pfarrer vor, die dort als Witwe im Haus ihres Sohnes gelebt hatte; wie heiß hatte sie sich nach dieser Befreiung gesehnt. Einst hatte die kleine Judka gehört, wie die oft von Schmerzen geplagte Frau zu ihren Kindern und ihrer Schwiegertochter sagte: „Meine Kinder, ich leide sehr unter dieser Krankheit, aber wenn ich wüsste, dass für uns Slowaken noch einmal bessere Zeiten kommen, dann möchte ich doch noch gerne leben!“ Die Arme, wie lange hätte sie da noch leiden müssen! War doch der schwarzhaarige Kopf der kleine Judka silberweiß ge-

worden, bevor das, wonach die Greisin sich gesehnt hatte, unerwartet eingetroffen war.

Ja, als wäre es heute gewesen, so sah die Großmutter alle um jenes Bett Versammelten vor sich stehen; vor allem ihren ersten Herrn. Gab es doch wenige Menschen, wie er gewesen. Blondes Haar umrahmte die hohe Stirn, hinter welcher so viele kluge Gedanken wohnten. Und wie hatte die kleine Judka immer die klaren, leuchtenden Augen bewundert. Viele Worte hatte er nie gemacht, aber alles, was er sagte, war ernst und gut. Er konnte weder Menschen noch Tieren etwas zuleide tun und trotzdem er noch jung war, blickten alle mit Ehrfurcht zu ihm auf: seine zahlreichen Gemeindeglieder, seine ganze große Familie und die vielen Herren und Damen, die ins Pfarrhaus von T. kamen. Es kamen dort viele zusammen, um zu beraten, was man tun könnte, um das slowakische Volk vor dem Untergang zu retten.

Und wie gut hatte seine junge Frau zu ihm gepasst. Nur die Engel im Himmel können schöner miteinander leben, als die beiden auf der Erde lebten. Ach, die gute Frau Pfarrer! 30 Jahre hatte sie ohne ihren Mann auf der Erde leben müssen, als dieser ihr in die Ewigkeit vorausgegangen war. Die alte Frau Pfarrer ging aus dieser Welt, während in der Ferne die Kanonen donnerten und Tausende von Vätern samt ihren Söhnen auf den Schlachtfeldern verbluteten. Ja, damals schlossen sich ihre lieben Augen, die noch mit 83 Jahren ihren Glanz nicht verloren hatten. Es blickte immer eine Welt von Liebe aus ihnen. Als sich die schwarze Erde über ihr schloss, läuteten ihr noch die Glocken von T. Bald darauf rissen raue Hände diese vom Turm herab, von wo sie so lange die Menschen zum Gebet gerufen hatten. Wie gut, dass sie es nicht mehr miterlebte, so wenig wie die darauffolgende Zeit, in der den Menschen das Brot vorgewogen wurde, das sie essen durften. Ja, das war eine Not unter den

Menschen gewesen, namentlich in den Großstädten. Damen, die vorher eine Bäuerin kaum angesehen hatten, kamen mit der Bahn, ja weite Strecken zu Fuß in die Dörfer gepilgert, um für teures Geld ein wenig Mehl zu kaufen.

Und als die Bauern ihnen trotz allen Bittens für Geld nichts mehr geben wollten, brachten sie ihnen selbst das letzte an Wertsachen, Kleidern und Wäsche. Von einer solchen Frau hatte die Großmutter gehört, dass sie ohne Hemd heimkehrte, weil sie es der unbarmherzigen Bäuerin für einen Laib Brot geben musste. Es war damals so, wie die Heilige Schrift sagt, dass ein Land erregt wird und es nicht zu ertragen vermag, wenn ein Knecht König und eine Magd ihrer Frau Erbe wird. Die Bauern hatten gemerkt, dass ihre Zeit gekommen war; die Zeit, da Knechte auf Rossen saßen und Fürsten zu Fuß gingen wie die Knechte. Sie nützten diese Zeit aus, sie häuften Reichtümer an und verkauften ihre Vorräte nur gegen blutige Groschen, denn sie saßen auf Rossen, sie waren die Herren der Lage.

Ach ja, himmelschreiendes Unrecht war auf allen Seiten begangen worden, besonders auch vonseiten der Juden, die alles in Händen hatten und mit denen die erbitterte Bevölkerung nach dem Umsturz Abrechnung gehalten hatte.

Ja, es gab so manchen dunklen Flecken in der Geschichte des eigenen, geliebten Volkes, der dem Herzen der Großmutter weh tat, so manche Sünde der Unzufriedenheit und Undankbarkeit trotz der neugeschenkten Freiheit, die ihr Herz mit banger Sorge für die Zukunft erfüllte. Aber nein – sie wollte nicht sorgen, das wollte sie dem überlassen, dessen Wege zwar manchmal nicht zu verstehen, aber immer gut sind, und der auch das Schwerste und Bitterste zum Besten lenken kann!

Wie viel hatte Großmütterchen Simon geweint, als ihr letzter Enkel, kaum aus dem Krankenhause entlassen, zum dritten Male an

die Front musste und dann in die italienische Gefangenschaft geriet. Sie hatte nicht gedacht, dass sie ihn jemals wiedersehen würde! Und obgleich draußen so viele vor Hunger umkamen, war er heimgekehrt und hatte ihr und sich selbst einen großen Schatz mitgebracht. Er hatte dort draußen mit einem älteren Soldaten gelebt und gelitten, der daheim eine Frau und kleine Kinder hatte und doch niemals verzweifelte wie die anderen; wenn jene oft giftige Wurzeln sammelten und gierig verschlangen, um auf diese Weise den Tod zu finden, sagte er: „Wenn ich Hungers sterben soll, dann geschehe sein Wille; aber eigenmächtig will ich mein Leben nicht verkürzen.“ Er las in seiner kleinen Bibel, und wenn er traurig war, sang er schöne, geistliche Lieder. Man hörte ihn niemals fluchen, aus seinem Munde kam kein böses Wort. Er war immer geduldig, tat niemandem etwas zuleide, stritt mit niemandem, sondern tat Gutes, wo er nur konnte. Als er ihren Enkel kennenlernte, rief er ihn zu sich, um mit ihm das Wort Gottes zu lesen und zu beten. Gar oft sprachen sie bis Mitternacht über göttliche Dinge, bis der junge Simon den Sohn Gottes so erkennen durfte, wie sein Kamerad ihn kannte. Der Herr vergab ihm alle seine Sünden, als er ihn darum bat, und gab ihm in dieser großen Trübsal den Frieden und die Freude ins Herz, die er dann seiner Großmutter heimbringen durfte. Bei dieser Erinnerung fielen Tränen aus den Augen der Großmutter, aber es waren Freudentränen.

Wenn ihr, Großmutter Simon, jemand gesagt hätte, als sie Gott bei Tag und bei Nacht anflehte, ihren Enkel am Leben zu erhalten und ihn aus der Gefangenschaft heimzubringen, dass Gott sie zwar erhören würde, aber nur insoweit, dass sie daheim das Sterben des Enkels mitansehen müsste, da hätte sie wohl den grauen Kopf geschüttelt und gemeint, dass sie das nicht überleben würde. Und siehe da, sie hatte es überlebt! Sie war allein auf der Welt zurückge-

blieben, aber trotz ihrer tiefen Trauer so glücklich im Herzen, wie sie es nie gewesen. Gleich einem gefällten Baum, der nie wieder grünen kann, war ihr Enkel aus dem Krieg heimgekehrt. Vergebens kochte sie allerlei heilsame Kräuter und Wurzeln für ihn, um den kranken Magen wieder in Ordnung zu bringen; es gab keine Arznei für ihn. Damals, als er, vor Hunger verschmachtend, für jede Brotrinde dankbar gewesen wäre, hatten die Menschen sie ihm nicht gegeben, und jetzt, wo er alles hatte, kräftiges Hausbrot, frische Milch, Eier, Kuchen, jetzt wollte dieser Magen nichts mehr aufnehmen. Sein Leben erlosch langsam wie die Kerze auf dem Altar; diese schmerzt es auch nicht, dass sie sich selbst verzehrt. Auch ihn schmerzte nichts; er tröstete sich selbst und die Großmutter mit dem Worte Gottes, oder er lag still da und streichelte mit seinen fieberheißen Händen ihre harten, schwieligen Hände. Nur, wenn er sich erinnerte, was er alles auf den Schlachtfeldern gesehen und erlebt hatte, dann wurde er so traurig, dass er oft stundenlang kein Wort sprach. Nur ganz selten erzählte er davon. Einmal seufzte er tief auf und sprach:

„Der Krieg ist etwas Furchtbares, Großmutter! Ich hatte einen Kameraden, mit dem ich lange im Schützengraben hauste, das war ein hübscher Junge, wie Milch und Blut, erst 18 Jahre alt, der einzige Sohn seiner Mutter; oft weinte er des Nachts vor Heimweh. Eines Tages ergoss sich ein Kugelregen über unsere Schützengräben. Ein Schrapnellschuss fuhr neben mir in die Erde und von meinem lieben Hans fiel mir nur eine Hand zu Füßen. Was mit den übrigen Gliedern geschehen, das weiß ich nicht. Ich dachte in den ersten Tagen, dass ich vor Leid und Entsetzen den Verstand verlieren müsste; ich sah bei Tag und bei Nacht diese Hand vor mir, obwohl wir Kameraden sie begraben hatten. Noch heute sehe ich sie vor mir, wenn ich die

Augen schließe. Er war so jung, so schön und gut – und sie haben ihn getötet.“

Ein anderes Mal fuhr er entsetzt aus dem Schlummer empor. „Wovor fürchtest du dich, mein Kind?“ sprach ihm die Großmutter zu.

„Ach, das niedergebrannte serbische Dorf! Greise gehen weinend, mit gerungenen Händen um die Brandstätte herum, halbnackte Kinder schreien vor Angst; sieh nur, dort liegt eine junge Frau erschlagen, sie drückt ein Kind an sich – und das Kind lebt! Es hebt das Köpfchen, es blickt mich so bittend an ... Ich kann ihm nicht helfen, ich muss weitermarschieren. Und wenn ich selbst helfen wollte, die Alten würden vor mir fliehen, denn ich bin ja ihr Feind ... Ach, das Herzeleid um all diese Menschen tötet mich!“

Ja, sicherlich hätte ihn dies Herzeleid getötet, hätte er sich nicht damit trösten können, dass der Heiland für die Sünden und Ungerechtigkeiten einer ganzen Welt, auch für die seinigen, gestorben war. Aufs Neue gedachte die Großmutter der letzten Tage ihres Enkels. Noch bevor er in das Land des ewigen Friedens ging, war er schon hier zum vollen Frieden gekommen. All die Schreckensbilder waren von ihm gewichen und durften ihn nicht mehr quälen, nur Friede und Freude erfüllten seine Seele. Als das Herz stille stand, lag ihr Enkel glückselig lächelnd da. Er schlief so süß, dass ihn kein böser Traum aus diesem Schlummer erwecken konnte. – Und als sie ihn begraben, war sie auf der Erde allein geblieben. Die Großmutter hatte ihr sterbender Enkel dem Heiland anbefohlen. „Herr Jesu, sorge du für sie, da ich sie allein lassen muss!“ Nun, er hatte für sie gesorgt; sie fühlte bei Tag und Nacht, dass sie nicht allein sei, dass er wirklich bei ihr wohnte.

Die Großmutter hatte den Faden und die Gedanken zu Ende gesponnen; sie ging hinaus auf den Hof, wo sich alle Haustiere um sie

scharten: Hühner, Enten, Truthühner, Kaninchen, alles wartete auf ihre milde Hand. Tauben und Sperlinge flogen vom Dach herab, auch der Hofhund und der schwarz-weiße Kater kamen herbei, um die alte Hausfrau zu begrüßen. Die stumme Kreatur und die alte Großmutter verstanden einander so gut, denn wer mit Gott lebt, der lebt auch mit der Natur. Sie hatte für alle ein gutes Wort, ein Streicheln, einen freundlichen Blick. Aus der Ferne ertönte der Klang der Abendglocken. Es war, als ob jenes Erz, das so sehr um die gefallenen Söhne geklagt hatte, heute ihnen zu Ehren feierlich sänge und spielte.

Kapitel 11

Am Ufer der munter dahinfließenden Waag, vielleicht an der Stelle, wo vor Jahren ihr Mütterchen gesessen, saß Hannchen Jankovitsch. Sie hatte zusammen mit Dorka Uher Wäsche gewaschen, die jetzt im Sonnenschein trocknete. Ein großer Korb voll trockener Wäsche stand schon vor ihr. Die Kameradin hatte der Hütejunge heimgerufen, weil Uhers plötzlich Gäste bekommen hatten, und so war Hannchen allein geblieben und überdachte in dieser Einsamkeit unwillkürlich die Erfahrungen der vergangenen Wochen. Es schien ihr schon so lange her, seitdem sie hier gesessen und man sie heimgeholt hatte, weil Onkel Matthias erkrankt war. Wie hatte sich seitdem alles verändert! Nicht nur um sie her, sondern auch in ihr! Sie dankte täglich dem himmlischen Vater, dass er ihr den Vater wiedergegeben hatte. Sie bemühte sich, sein Trost zu sein und hatte auch schon erreicht, dass er nicht mehr traurig war; aber was war das alles gegen die Freude, die seine Liebe ihr bereitete? Wie hatten sie beide nur ohne einander leben können? Ihr war so wohl, wenn sie nur den Schritt des Vaters hörte, aber sie wusste und sah auch, dass sie sein irdischer Sonnenschein war. Wie treulich unterwies er sie in der göttlichen Wahrheit! Es waren so schöne Stunden, die sie jetzt unter dem Worte Gottes verbrachten, besonders seit jenem Nachmittage, da Senianeks heimgekehrt waren. Immer wieder musste sie daran denken, wie es, nachdem die beiden Frauen fortgegangen, an die Tür geklopft hatte und wie ein unbekannter Mann mit freundlichem Gesicht eingetreten war, der das Wort Gottes und christliche Schriften angeboten hatte. Vater hatte ihn gebeten, abzulegen und sie war hinausgeeilt, um eine Erfrischung zu holen. Als sie wiederkehrte, lagen eine Menge hübscher Bücher auf dem Tisch,

die der Vater für sie gekauft hatte. Mit diesem lieben Mann konnte man sich so gut unterhalten. Als sie die Bibel ihrer Mutter herbeibrachte, um zu zeigen, wie weit sie bis heute darin gelesen hatte und er darin blätterte, blickte er verwundert auf die erste Seite, wo die Worte standen: „Mariechen Skala, gekauft von Kolporteur H.“ „Wie sind Sie zu diesem Buch gekommen, liebes Kind? Das habe ich vor 19 Jahren einem jungen Mädchen verkauft, dem sie sehr ähnlich sehen. Ich war damals noch ein Jüngling. Der Krieg hat meine Tätigkeit auf lange unterbrochen; erst seit zwei Jahren habe ich sie wieder aufgenommen.“ Herr H. war dann bei ihnen über Nacht geblieben und hatte alle ihre Schicksale erfahren. Während der Zeit, da er in Zorovce und Umgebung kolportierte, hatte er bei ihnen gewohnt und ihnen an jedem Abend die Heilige Schrift ausgelegt. Sie waren nicht allein dabei, es kamen alle von Uhers, Senianeks, Raschos, Großmutter Simon ... Dann kamen sie auch von Milovs und brachten Klutsch mit; Frau Senianek lud ihre Tante ein. Die Leute kauften gerne die hübschen Bücher; es war auch ein kleines Gesangbuch mit lauter neuen Liedern darunter. Herr H. hatte eine gute Stimme; er sang schön und lehrte sie jeden Abend zwei Lieder. Als er erfuhr, dass Hannchen die Noten kannte, schenkte er ihr ein Liederbuch mit Noten. Er erzählte dem Vater, dass ein Herr in der Nähe ein Harmonium zum Verkauf habe; es sei schön und gut erhalten, aber da er nach Ungarn übersiedle, wolle er es um 1000 Kronen verkaufen. Er riet dem Vater, das Harmonium zu kaufen, denn Hannchen würde das Spielen leicht erlernen, so dass sie dann alle Lieder singen könnten. Er selbst wollte den Verkauf des Harmoniums vermitteln. Heute stand es schon in der hinteren Stube und Hannchen ging zur Frau Lehrer, um das Spielen zu lernen. Es war wirklich nicht schwer, denn bevor sie ging, betete sie immer, dass der Herr ihr helfen möge. Wie

schön würde das sein, wenn sie erst auf ihrem Instrument spielen würde. Ach, wenn ihre Pflegemutter sie hören könnte!

„Ich nehme es von dem Geld, Kind, welches du auf der Bank hast“, hatte der Vater gesagt. „Ich würde gerne einen Acker verkaufen, um dir eine Freude zu machen; aber Land ist heute der wertvollste Besitz. Die Banken fallen, aber die Felder bleiben dir alle.“

Auch Herr H. hatte zugestimmt, ja, dem Vater geraten, womöglich Land hinzuzukaufen, da das die sicherste Kapitalanlage sei. Vater hatte auch wirklich etwas gekauft, aber darum sorgte Hannchen sich nicht. Ach, sie sorgte um nichts, denn sie hatte einen Vater! Gar gerne sang sie mit Dorka die schönen Lieder. Dorka war eine Trentschinerin, sie erfasste bei jedem sogleich die zweite Stimme. Auch heute beim Waschen hatten sie nach Herzenslust gesungen, dass es nur so die Waag entlang schallte. Seitdem Herr H. fort war, hielt ihr Vater, seinem Versprechen gemäß die Versammlungen ab, wie dieser das genannt hatte, und es war schwer zu sagen, wer das Wort Gottes schöner auslegte: Herr H. oder ihr Vater!

„Du hättest uns schon längst so belehren sollen, Matthias“, hatte Onkel Martin letzten Sonntag vorwurfsvoll gesagt. „Du weißt so viel von den göttlichen Wahrheiten und hast uns nichts gesagt!“

„Ich konnte nicht, Martin, glaube mir! Die Schuld und die Traurigkeit lag wie ein Berg auf mir“, hatte ihr Vater geantwortet. „Ich danke meinem Herrn, dass er mich von dieser Last befreit hat und ich will euch nicht mehr vernachlässigen.“

„Ach, mein Mütterchen!“ Das Mädchen breitete die Arme gegen den blauen Himmel aus. „Weißt du von all dem? Ach, Herr Jesu, du kannst es ihr doch sagen, wie glücklich wir sind und wie das neue Leben, das du ihr dort auf dem Floß und uns hier geschenkt hast, anfängt, sich auszubreiten!“

Weiter kam das Mädchen nicht, denn schräg über den Weg kam Stefko Uher auf seinem Fahrrad daher. „Bist du es wirklich, Hannchen, und ganz allein?“ rief er schon von ferne.

„Allein, Stefko. Dorka hat man heimgerufen, weil ihr Gäste habt!“

Er sprang bei ihr ab, sie reichten sich die Hände. „Wie freue ich mich, dass ich dich wiedersehe“, sprach der Jüngling herzlich. „Na, habt ihr schon wieder Wäsche?“

„Das ist nicht unsere. Frau Rascho hat einen schlimmen Finger, und so hätte Großmutter Simon waschen müssen. Darum haben wir beide uns angeboten und sind auch schon fertig. Du kommst mit dem Rad schneller heim; bitte, bestelle bei Raschos, der Onkel möge die Körbe holen, denn bis dahin wird alles trocken sein.“

„Ich will es gerne bestellen; aber ich begreife Onkel Matthias nicht, dass er dir erlaubt, für fremde Leute zu waschen“, sprach der Jüngling stirnrunzelnd. „Als ob sich die Rascho nicht jemand nehmen könnte.“

„Sie hat niemand bekommen und ich versäume heute nichts; Vater ist nicht daheim.“

„Aha, darum! Er hätte das sicher nicht zugelassen; aber, hast du nicht ein wenig Wasser, Hannchen?“

„Wasser habe ich nicht, aber gute Buttermilch. Setz' dich; es ist auch Butter darin, die ich dir aufs Brot streichen will.“

Der Jüngling streckte sich behaglich ins weiche Gras, biss dann in das frische Butterbrot und trank einen Schluck von der Buttermilch.

„Das ist gut; ich wusste gar nicht, wie hungrig ich bin. Gut, dass ihr so viel mitgenommen hattet!“

„Wirklich! Ich habe lieber mehr mitgenommen, für den Fall, dass man jemandem abgeben könnte.“

„Ach, Hannchen, wann würdest du nicht an andere denken?“ Er schüttelte den Kopf. „Mir ist es hier so wohl, aber ich muss bald nach Hause. Du kommst doch heute noch zu uns?“

„Ich weiß nicht, da ihr Gäste habt. Sicher haben dich die Deinen deshalb gerufen?“

„Sie haben mich nicht gerufen. Ich habe einen Brief bekommen, dass mich mein früherer Hauswirt mit Frau besuchen will. Ich weiß wirklich nicht, was ihnen da einfällt, sich hierher aufs Dorf zu bemühen. Ich denke darüber nach, wie die Meinen sie wohl einquartieren werden.“ Der Jüngling fuhr sich mit der Hand durchs Haar.

„Wenn ihr etwas braucht, stehen wir euch gern zur Verfügung.“

„Das weiß ich. Ich will es meiner Pflegemutter sagen und danke dir herzlich, Hannchen. Bleib nicht zu lange hier! Ich habe dich schon so viele Tage nicht gesehen und muss wieder fort.“

„Wirst du noch lange dreschen?“

„Wir haben gottlob noch viel Vorrat und deine Maschine ist vorzüglich.“ Der Jüngling schwang sich aufs Rad, grüßte und eilte heimwärts. Doch als er nochmals zurückblickte, wäre er am liebsten wieder umgekehrt. Die Sonne wollte gerade hinter den Bergen verschwinden, und in ihrem Strahlenkranz stand das Mädchen da, wie das verkörperte Bild des Frühlings.

Ein eigentümlicher Liebreiz wehte ihm aus dem zarten, rosigen Gesicht, aus den großen, strahlenden Augen entgegen. Der Jüngling musste eilen und beschleunigte das Tempo, aber die Entfernung trennte ihn nicht von ihr, er hatte ihr Bild in sein Herz aufgenommen! Ein Stückchen vor dem Dorf begegnete er Raschos Knecht und befahl ihm zu eilen, da die Wäsche schon trocken sei. Ein Weilchen später sprang er im Hof ab, lehnte sein Rad an die Mauer und trat in die Küche.

„Da bist du, Stefko, das ist recht!“ begrüßte ihn die Großmutter. „Bürste dir den Staub ab und kleide dich um! Die Gäste sind mit Martin im Garten. Zeige dich ihnen nicht so verschwitzt!“

„Warum? Sie haben mich doch öfters so gesehen, aber ich kleide mich gerne um, Großmutter! Was bereitet Ihr für sie?“

„Sorge dich nicht, Söhnchen; wir werden es so einrichten, dass du dich unser nicht zu schämen brauchst.“

Inzwischen saßen Stephans Gäste im Obstgarten unter dem alten Birnbaum. Es war ein älterer, wohlbeleibter Herr mit seiner Gattin. Man merkte beiden an, dass sie sich im Leben wohl nie einen Leckerbissen versagt hatten. Ihnen gegenüber lehnte Martin Uher. Herr Neubert erzählte, wie es ihnen in der Tatra ergangen: die Teuerung sei fabelhaft, das Bier und das Essen miserabel gewesen, mit einem Worte, es habe sich für das Riesengeld nicht gelohnt. Frau Neubert meinte achselzuckend, was da zu machen sei, wenn das einzige Kind zu bitten und zu betteln anfange; sie hätten es ihrer Ida zuliebe tun müssen, aber es habe dieser selbst dort nicht besonders gefallen, sie werde jetzt wenigstens Ruhe geben.

„Wissen Sie“, erklärte der Herr, „wir wären auch nicht hierhergekommen, aber da Ihr Neffe uns so viel von der Schönheit des Waagtales vorgeschwärmt hat, wollte unsere Ida es durchaus sehen. Da sie nicht dabei ist, wollen wir Ihnen die Wahrheit sagen: Sie hat sich ein bisschen in Ihren Jungen verliebt, so dass sie keinen anderen nehmen will, obwohl sich ihr eine sehr gute Partie bietet. Ihr Sohn sagte, dass er sich als Mechaniker in einer Stadt niederlassen wolle, doch wie wir sehen, möchte er lieber bei den Seinen bleiben.“

„Als Stefko heimkehrte, erwähnte er, dass er Ihre Tochter gerne zur Gattin haben wollte“, entgegnete Uher ernst. „Wir haben ihm nicht gewehrt; ich habe ihm nur geraten, bevor er seiner Frau zuliebe in eine Stadt übersiedle, für den Anfang etwas zurückzulegen.

Ohne Groschen ist es schlecht zu beginnen! Für einen Dorfbewohner hat Stefko ein ganz nettes väterliches Erbteil, wollte er es aber verkaufen, so würde er in der Stadt nicht weit kommen. Jetzt hat er die halbe Hütte und sein Auskommen. Was er zum Leben braucht, das gibt ihm sein Anteil, und was er als Maschinist verdient, kann er zurücklegen. Wenn Ihr Fräulein Tochter das Zusammenleben mit uns Bauersleuten nicht scheut und betreffs der Wohnung keine großen Ansprüche stellen würde, so könnten sie heiraten und eine Zeitlang hier leben; aber das würde ihr ja wohl kaum gefallen.“

„Also Sie hindern ihn nicht, sie zu nehmen!“

„Er ist mündig. Allerdings sind wir so wenig erfreut wie Sie! Denn als Maschinist ist Stephan ein viel zu kleiner Herr, um eine großstädtische Dame ernähren zu können. Er braucht eine Frau, die ihm eine Gehilfin ist; Sie hingegen wünschen für Ihr Fräulein Tochter einen Gatten, der ihr jeden Wunsch erfüllt, wie sie es von daheim gewöhnt ist. Ja, Sie wünschen, dass sie es bei ihrem Mann noch besser habe als daheim, sonst würden Sie sie lieber nicht hergeben. Habe ich recht?“

„Ei, freilich, Sie sprechen sehr vernünftig. Also raten Sie uns, was wir tun sollen“, bat Frau Neubert.

„Ich denke, Sie sollten dem Fräulein Tochter nicht widersprechen. Sie mag sich selbst entscheiden, ob sie herkommen oder lieber eine *gnädige Frau* in Prag werden will.“ –

Da wurde der Hausvater in den Hof gerufen und beide Gäste setzten ihre Beratung allein fort. Dass ihre Tochter in dieses Haus nicht passte, sahen sie auf den ersten Blick. Sie hatten nur diese einzige und sollten sie hierher unter Bauern verheiraten? Unmöglich! Stephan müsste sogleich in die Stadt übersiedeln, aber was würde er für die halbe Hütte und die paar Äckerlein schon bekommen?

Und warten, bis er sich etwas erspart hatte? Inzwischen würde Ida eine alte Jungfer werden. Ach, das waren Sorgen!

„Ida, Sie auch hier?!“ erklang es halb ungläubig, halb jubelnd am anderen Ende des Gartens. Dorthin eilte Stephan Uher, und als seine Augen an der Gestalt der jungen Dame hafteten, die sich hier in dem altmodischen Garten so merkwürdig ausnahm, da fühlte er sich plötzlich nicht nur nach Prag, sondern in das ihm liebgewordene Großstadtleben zurückversetzt. Fast ein halbes Jahr war vergangen, seitdem er zum letzten Mal die weiche Hand gedrückt, die ihm die unerwartete Erscheinung jetzt entgegenstreckte.

„Nun also, habe ich nicht gesagt, Herr Uher, dass wir uns Ihr Dorf besehen würden?“ rief die wohlbekannte, frische, ein wenig launische Stimme.

Der Jüngling überblickte unwillkürlich die blendende Erscheinung der großstädtischen Schönen, von dem krausen, eigenwilligen Bubikopf, dem die einst so reichen Flechten zum Opfer gefallen waren, bis zu den Füßchen, die in winzigen Lackschuhen steckten. Das orangefarbene Kleid reichte kaum an die Knie herab; der tiefe Ausschnitt, die bloßen Arme, die fleischfarbenen Strümpfe, das alles brachte das junge, bis dahin so ruhige Blut in Bewegung. Die ganze Erscheinung, zu der sich noch der feurige Glanz der Augen gesellte, zog den Jüngling mit unwiderstehlicher Gewalt an. Er hätte mit einem Male all das, was ihm angeboten wurde, in seine Arme schließen, ja mit leidenschaftlichen Küssen bedecken mögen. Unwillkürlich trat er zurück, als müsse er vor sich selbst die Flucht ergreifen.

„Sie haben wohl in dieser langweiligen Einöde das Reden verlernt?“ lachte die Schöne.

„Ich war niemals ein Maulheld, das wissen Sie“, entschuldigte er sich verwirrt, „und nun brauche ich nicht mehr zu fragen, wie es Ihnen bei uns gefällt!“

„Wie empfindlich Sie sind! Nach Ihren Erzählungen habe ich mir dies slowakische Dorf freilich anders vorgestellt.“

„Ich habe Ihnen niemals von unserem Dorf erzählt, ich habe nur gesagt, dass das Waagtal schön sei und für mich ist es heute schöner als je, denn es ist meine Heimat.“

Sie blickte ihn überrascht an. So hatte er in Prag nicht gesprochen! „Sie haben wohl schon das Tschechische vergessen!“ Sie zog die schöne Stirne kraus.

„Warum sollte ich daheim tschechisch sprechen? Sie verstehen mich ja; ich bin Slowake.“

„Das haben Sie bei uns nie erwähnt.“

„Aber Sie wussten, dass ich Slowake bin, oder nicht?“

„Wo waren Sie eigentlich, dass wir Sie nicht daheim antrafen?“

„Ich habe in R. gedroschen; dorthin wurde mir der Brief Ihres Herrn Vaters nachgesandt.“

„Haben Sie die Absicht, noch lange in diesem Dorf zu bleiben?“ forschte sie mit einer gewissen Spannung.

„Ich weiß noch nicht, wann ich eine Stellung finde und ich habe keinen Grund, aus meinem Elternhaus zu fliehen; es ist mir da so wohl. Durch den Krieg und die Schule bin ich den Meinen entfremdet worden; in Prag schien es mir einerlei, wo ich mich niederlasse. Heute scheint es mir nicht mehr so leicht, mich von denen zu trennen, die mir gut sind und die ich auch liebe“, bekannte er freimütig. „Sie kennen die Meinen nicht“, fuhr er fort, als er das spöttische Lächeln gewahrte, das um die vollen Lippen seines schönen Gastes zuckte, „Sie müssten erst mit ihnen leben. Solch eine Großmutter wie die meinige findet man wohl nicht wieder, ebenso wenig einen solchen Bruder! Seine junge Frau versorgt mich wie die beste Schwester, und meine Pflegeeltern? Wie mancher Sohn würde sich

glücklich schätzen, solche leiblichen Eltern zu besitzen. Aber, Großmutter ruft zum Abendbrot; wir wollen, bitte, hineingehen!“

Dora hatte es sich nicht wenig angelegen sein lassen, den Tisch recht zierlich zu decken. Von Großmutter Simon, die bei Herrschaften gedient, hatte sie sich Anweisung geben lassen und Großmutter Uher hatte für ein gutes Abendessen gesorgt: Junge Hühnchen mit gedünstetem Kraut, Pfannkuchen, auf reiner Butter gebacken und dick mit Zucker bestreut! Sie gab auch frisch gebackenes Brot, Milch und Butter auf den Tisch, so dass es Auswahl genug gab! Herrn und Frau Neubert schmeckte es auch gut, nur das Fräulein berührte die Speisen kaum, nahm sich ganz wenig und ließ noch etwas auf dem Teller zurück. Dorka wagte nicht, sie anzureden, Joschko hingegen brachte sie sogar zum Lachen, aber wen hätte dieser Schelm nicht angesteckt? Der Pflegevater erzählte nämlich den Gästen, dass er noch einen Sohn habe, der gerne studieren wollte. Er habe schon sein Abitur bestanden, aber er sei dieses Jahr gar nicht über die Ferien heimgekommen, da er einen reichen Mitschüler in dessen Elternhause für eine Wiederholungsprüfung aus verschiedenen Fächern vorbereitet, wie man das wohl nenne. Darauf hatte Joschko gesagt, er stelle sich Mischko mit einer Brille auf der Nase und mit einem Rohrstock in der Hand vor, und dann begann er zu erzählen, wie er einst aus Furcht vor dem Rohrstock des Herrn Rektors aus dem Fenster des Schulhauses gesprungen und nach Hause gelaufen sei. Alle lachten, auch Fräulein Ida lachte so, dass man alle ihre schönen Zähne sah und war so reizend dabei, dass Stephan kein Auge von ihr wandte. Nach dem Abendessen führte Joschko sie durchs ganze Haus. Sie sah zu, wie das Vieh vom Feld kam, wie jede Kuh nach Hause fand und da, wo das Hoftor nicht offen war, geduldig vor demselben stehen blieb. Das Fräulein wunderte sich, wie lebendig es mit einem Mal im Dorfe wurde: das blökte, das brüllte oder

quiekte, dazwischen tönte das Hundegebell und das Knallen der Peitsche; die Bäuerinnen riefen dazwischen und die Gänse schnatterten. Es war ein ohrenbetäubender Lärm, in dem man seine eigene Stimme nicht verstand. Das Fräulein wollte sehen, was sich dort oberhalb des Gartens befand, so führten sie die jungen Leute bis zu Jankovitschs Brünnlein. Sie setzte sich auf die Bank und lobte das hübsche Plätzchen und auch das gute Wasser. Ach, schade, jammerschade, dass sie sich so kleidete und sogar das Haar abgeschnitten hatte! Als sie sich in das große, weißrote Wolltuch gehüllt hatte, so dass man die Beine und die bloßen Arme nicht mehr so unschön sah, wie hübsch war sie da! Sie wunderten sich nicht mehr über Stefko, dass er sie sich ausgesucht hatte; es war ihnen nur verwunderlich, dass er so ernst war, besonders seitdem er dort bei dem Brunnen an einen Baum gelehnt dastand, als ob er ihre heiteren Gespräche gar nicht anhörte.

Als Dora dann bei Hannchen übernachtete, Stephan und Joschko schliefen auf dem Boden, so dass den Gästen die beiden Stuben geblieben waren, da konnte sie des Erzählens kein Ende finden. Sie verriet, wovon sie bis heute geschwiegen hatte, dass Stefkos Auserwählte gekommen war. Hannchen hörte zu wie ein verwundertes Kind, dem man etwas Unbekanntes, etwas, worüber es noch nie nachgedacht hat, erzählt. Endlich fragte sie besorgt: „Hat sie den Heiland lieb?“

Dorka blickte schweigend vor sich hin, dann schüttelte sie den Kopf: „Ich denke nicht; danach sieht sie nicht aus. Aber auch Stefko liebt ihn ja noch nicht!“

„Ach, wenn er ihn doch zuvor liebgewinnen möchte!“ seufzte das Mädchen.

„Warum, Hannchen?“

„Ich weiß nicht; aber es scheint mir, als ob es besser wäre.“ Damit war das Gespräch zu Ende.

„Hannchen, schläfst du?“ meldete sich die junge Frau nach einer halben Stunde.

„Ich schlafe nicht, Dorka!“

„Dass sie den Heiland nicht liebt, weiß ich gewiss, denn wenn sie ihn liebte, würde sie sich schämen, sich so zu kleiden. Und wenn Stefko sie nehmen will, muss er es tun, bevor er den Herrn Jesus liebt, denn hernach könnte er das nicht mehr. Doch wir wollen schlafen!“

„Dorka, sage mir nur noch das eine“, begann das Mädchen nach einem kleinen Weilchen: „Hast du ihn lieb?“ –

„Ja, Hannchen; zwar noch nicht so wie du oder Onkel Matthias oder wie Großmutter Simon; aber ich liebe ihn dennoch und weiß, dass er mir meine Sünden vergeben hat, als ich ihn darum bat. Ich glaube auch, dass er bei uns wohnt und spreche mit Joschko öfters von ihm. Joschko lacht mich nicht aus und ich weiß, dass er gerne das hätte, wovon dein Vater uns neulich gesagt hat. Gute Nacht!“

„Gute Nacht, Dorka!“ In dem Stübchen herrschte tiefe Stille. Sanfter Schlaf senkte sich auf die beiden jungen Menschenkinder herab.

„Na also, Mädel, wir haben dir den Willen getan; aber länger als bis morgen können wir nicht hier bleiben; die Leute haben Arbeit und wir sind ihnen im Wege“, erklang es bei den Nachbarn drüben.

„Papa, ich will schlafen“, entgegnete eine weinerliche Stimme.

„Na, weißt du Mädel, wenn du eine Bäuerin werden, einen Bauern heiraten willst, musst du dir das lange Schlafen abgewöhnen. Du sollst mal sehen, um vier Uhr morgens sind sie alle auf!“

„Denkst du, du könntest hier bis 9 Uhr schlafen und die Schwiegermutter würde dir den Kaffee ans Bett bringen, wie die Mama es tut?“

„Lasst mich schlafen; morgen wollen wir weiterreden, jetzt höre und sehe ich nichts mehr!“

„Törichtes Mädel, die Leute sind anständig; was werden sie von uns denken, warum wir hergekommen sind? Der Junge kümmert sich kaum um dich!“

„Würde er um mich her sein, würdet Ihr wieder sagen, er wolle nur Euer Haus und darum seien wir hergekommen. Jetzt reist alles nach der Slowakei, warum sollten wir sie nicht auch ansehen? Wir waren in der Tatra, wir wollen nach Trentschin und nach Trentschin-Teplitz; dabei haben wir den Umweg durch das slowakische Dorf gemacht und dann geht es wieder heim. Ihr sagt, dass er mich nicht beachte, dass er vergessen habe; aber ich will nicht, dass er vergisst; ich will, dass er sich bald selbständig macht und werde dafür sorgen, dass er uns möglichst bald in Prag besucht. Einen Bauern nehme ich nicht, das versteht sich, auch im Dorf mag ich nicht wohnen, aber er wird mich dahin führen, wohin ich will, und vielleicht werdet Ihr es erleben, dass er selbst mir den Kaffee ans Bett bringt. Ich komme nicht wie eine Bettlerin zu ihm. Hier würde er nur verbauern, wir wollen einen Herrn aus ihm machen! Doch nun will ich wirklich schlafen!“

So wurde es auch bei den Nachbarsleuten still, aber ob sie bei Uhers alle schliefen? Einer schlief nicht. Stephan war nicht auf den Boden gegangen; umsonst hatte Dorka ihm dort ein gutes Lager bereitet! Der silberhelle Mond beleuchtete den Obstgarten, in welchem der Jüngling umherirrte, bis er, wie von einem Magnet angezogen, an dem Brünnlein im Fichtenwäldchen Halt machte. Er setzte sich auf

das Bänkchen und dachte und dachte, bis ihm der Kopf beinahe zerspringen wollte. Einst, an jenem Pfingstfest, hatte er im Geist zwei Bilder verglichen, heute verglich er sie erneut. Als sie, jene verführerische Schönheit, hier auf dem Bänkchen saß, trat ihm mit einem Mal jener schöne Sonntagmorgen vor die Augen, da alles ringsumher gebetet hatte und da er zum ersten Mal das Mädchen gesehen, so schön und rein wie die Welt umher, das gleichfalls gebetet hatte, während die Blumen um sie her dufteten und die Nachtigall im Gebüsch sang. Sowie Ida sich auf die Bank gesetzt, flogen seine Gedanken hin zur Waag, wo er das Mädchen zurückgelassen, heute zwar nicht im Festgewand und doch dieselbe, in deren Nähe er immer gut war und stets ein Stück Himmel im Herzen hatte. Und was war er in Idas Nähe? Was regte sich da in ihm? Etwas davon hatte er schon in Prag verspürt, doch nie so sehr wie heute. Sie hatte sich ihm ja noch nie so gezeigt wie heute. Warum war sie gekommen? Wenn sie länger dabliebe, wenn er sie länger ansehen müsste, da müsste er, wenn er nicht sündigen wollte, um sie anhalten, damit er ein Anrecht auf sie hätte! Und sie passte doch so wenig zu ihm wie er zu ihr! Sie wollte nur sein werden, um über ihn zu herrschen und er würde dann nie wieder jenen Himmel, jene Wonne, jenen Frieden in seinem Herzen fühlen. ... Kürzlich hatte Herr H. gesagt: „Die Lust aber, wenn sie empfangen hat, gebiert sie die Sünde.“ Ja, das war es, Lust! Und wenn er sie jetzt befriedigen könnte, dann würde sie sich stets aufs Neue vermehren. Schon jetzt in dieser Stunde zog es ihn mächtig wie mit Ketten dem Hause zu. ... Dort in Joschkos Stube schliefen seine Prager Wirtsleute und in seiner Stube sie ... Vielleicht schlief sie nicht, vielleicht wartete sie auf ihn! Wenn er ans Fenster klopfte, würde sie es öffnen, sich hinausbeugen, und dann würde das geschehen, wozu sie gekommen war; er müsste ihr sagen, dass er sie zur Frau begehre, und dann würde das Liebesglück beginnen.

... Der Jüngling stand von der Bank auf, schritt zaghaft vorwärts, dann begann er zu laufen, doch nur ein paar Schritte.

„Du bist es, Stefko? Was tust du hier, und wo willst du hin?“

„Onkel Matthias!“ Der Jüngling wankte und streckte unwillkürlich, wie schutzsuchend, seine Hand aus. Der Mond beleuchtete das ungewöhnlich erregte junge Gesicht.

„Was ist dir geschehen, mein Sohn?“

In diesem Augenblick warf sich ihm der Jüngling an den Hals und verbarg das Gesicht an seiner Brust. Er wehrte sich nicht, als ihn der Nachbar zu einem Balken führte, ja, im nächsten Augenblick kniete er zu seinen Füßen und seinem Mund entströmte ein unerwartetes Bekenntnis alles dessen, was sich in den letzten Stunden in seinem Herzen geregt hatte. Warum bekannte er das? Warum? Weil er Schutz suchte! Er hatte die innere, von Natur in ihm lebende Sünde erkannt, die gleich dem verderbenbringenden Lavastrom die Ufer überfluten wollte. Er fühlte die ganze Last des Schuldbewusstseins und die ganze Tiefe der eigenen Ohnmacht, sich gegen diese furchtbare Macht zu wehren. Jetzt war es an der Zeit, ihm Golgatha und das auch für seine Sünde geschlachtete Lamm vor die Augen zu führen und ihn auf die einzig rettende Macht in dessen reinigendem Blut hinzuweisen. Die am Kreuz ausgebreiteten Arme blieben nicht leer. Der Heiland fand den Sünder und dieser durfte singen:

So wie ich bin, so muss es sein,
Nicht meine Kraft, nur du allein;
Dein Blut wäscht mich von Flecken rein:
O Gotteslamm, ich komm, ich komm!

Frau Neubert hatte recht gehabt! Es dämmerte kaum, da wurde es in Uhers Haus lebendig; das ganze Dorf lebte auf, Menschen und

Vieh wurden an ihr Tagewerk getrieben. Sie schlief trotzdem gut, aber Ida begrüßte die aufgehende Sonne schon im Garten. Von niemandem bemerkt, ging sie bis zu Jankovitschs Brünnlein. Dort wollte sie ihre Gedanken ordnen, denn in dieser Nacht hatte sich bei ihr der Verstand geregt und gesprochen: „Deine Mutter hat recht! Hierher passest du nicht, und wiewohl er dir gefällt, passt er doch nicht zu dir, denn das Dorf hat ihn schon irgendwie umgewandelt. Es ist wahr, er würde wieder aufleben, du würdest es erreichen, dass er sich um den kleinen Finger wickeln ließe, aber was kann er dir in Zukunft bieten? Als Besitzerin eines Prager Hauses kannst du bei deiner Schönheit an jedem Finger einen Bräutigam haben, ja, du hast heute schon die Auswahl unter drei Bewerbern. Aus ihm wird niemals etwas anderes werden als ein Maschinist; weiter wird er es nicht bringen, und was würden deine Freundinnen sagen, wenn jene dummen Bäuerinnen euch besuchen kämen?“ So hatte der Verstand schon in der Nacht gesprochen, und in dieser Rede fuhr er jetzt fort, während sie ihre Schritte zum Brunnen lenkte. Allein, was war das? Der Platz auf dem Bänkchen war nicht leer. Dort saß, die Hände um die Knie geschlungen, Stefko Uher. Sie hüstelte, um seine Aufmerksamkeit zu erregen. Er fuhr zusammen, als hätte sie ihn erschreckt. Unwillkürlich stieg auch ihr das Blut ins Gesicht, als sie die Röte gewahrte, die seine blassen Wangen färbte.

„Fräulein Ida, Sie sind schon auf?“ Er verbeugte sich.

Sie erklärte ihm, dass sie nicht mehr schlafen konnte und noch einmal dies schöne Plätzchen sehen wollte. Er bot ihr seinen Platz auf dem Bänkchen an und setzte sich selbst auf den Brunnenrand. Ein Weilchen herrschte Stille um sie her. Der Schönen fiel sie lästig und den Jüngling brachte sie in Verlegenheit; doch nur für einen Augenblick, denn plötzlich richtete er sich auf. Sie folgte seinem Beispiel und blickte ihm in die Augen: „Also, ich habe mein Verspre-

chen gehalten und bin gekommen, um zu sehen, wo Sie wohnen. Nun müssen Sie unseren Besuch erwidern. Wann kommen Sie nach Prag?“

„Das weiß ich nicht, Fräulein, und mit der Absicht, die ich zuvor hegte, überhaupt nicht mehr“, entgegnete er.

„Ich verstehe nicht.“ Ihre Augen flammten. „Was war Ihre Absicht?“

„Ihre Herren Eltern um Ihre Hand und vor allem Sie, mein Fräulein, zu bitten, Sie möchten meine Frau werden. Ich danke Ihnen, dass Sie gekommen sind und alle diese überspannten Pläne zerstört haben.“

„Ich? Durch mein Erscheinen?“ rief sie überrascht aus. „Was hat Ihnen an mir missfallen?“ Sie richtete sich in ihrer ganzen Schönheit auf.

„Ich habe Sie mit uns, mit mir verglichen und erkannt, dass ich Ihnen als Mann nichts bieten könnte. Aus mir wird niemals etwas anderes werden als ein slowakischer Bauer. Meine Familie passt nicht zu Ihnen. Sie passen nicht zu ihr. Selbständig machen kann ich mich noch nicht und Sie können sich nicht hierher verheiraten. Es ist stets am besten, wenn Gleiches sich zu Gleichem findet. Ich weiß, dass Ihr Vater sich einen ihm angemessenen Schwiegersohn wünscht; er hat recht. Darum komme ich nicht nach Prag; aber ich wünsche Ihnen viel Glück für Ihr ferneres Leben.“

„Und Sie nehmen eine Ihnen angemessene Bäuerin, ein rundes, pausbäckiges Mädchen, à la Dorka?“ Sie verzog spöttisch die schönen Lippen.

„Ich denke noch nicht ans Heiraten“, gab er ernst zurück. „Ich bin jung und daheim wohl versorgt.“

Unerwartet waren die Gäste bei Uhers eingetroffen, und noch bevor sich das Gerücht von ihnen in Zorovce verbreiten konnte, waren sie wieder fort. Die Leute munkelten allerlei und kamen zu dem Schluss, dass Stephan Uher wohl in Prag eine Braut gefunden habe; doch als sie hergekommen, habe es weder ihr noch den Alten gefallen. „Es geschieht ihm schon recht, er hätte nicht so hoch greifen sollen. Aber da will der junge Herr gar eine Frau aus Prag! Als ob es bei uns nicht genug Mädchen gäbe!“ Weil aber niemand etwas Genaueres wusste und von Uhers nichts herauszubekommen war, verstummte das Gerede allmählich.

„Großmutter, aus der Hochzeit wird nichts“, hatte Joschka gelacht, als die Gäste vom Vater zur Bahn gefahren, aus dem Dorf verschwunden waren.

„Weißt du das ganz gewiss?“ Die Greisin atmete auf. –

„Ich sah euch beide heute Morgen vom Brunnen fortgehen und konnte an den Gesichtern ablesen, dass sie nicht in Liebe eins geworden waren. Und die alten Herrschaften waren so froh, als es fortging und freuten sich so sehr auf das Trentschiner Schloss, obwohl sie sich tüchtig werden anstrengen müssen, bis sie da hinaufkommen! Und sie schüttelten uns allen, auch Stefko, so herzlich die Hände.“

„Du hast recht gesehen, mein Sohn“, erklärte Mutter Suska, „mir hat Frau Neubert auch gesagt, dass die jungen Leute beide Vernunft angenommen hätten und auf uns Alte hören wollten. Da wir zuvor nicht davon geredet haben, wollen wir auch weiterhin schweigen, damit kein Gerede entsteht. Lasst auch Stephan in Ruhe, bis er uns selbst sagt, wie die Sache geendet hat. Unser Herrgott ist gut, dass das Ganze so ausgefallen ist! Ich hatte schon solche Angst, als er kaum die Augen von ihr lassen konnte, und sie wäre doch nichts für

ihn gewesen. Die braucht einen anderen Mann als unser Stefko ist! Der wäre bei ihr ganz unter den Pantoffel gekommen.“

Doch kaum waren die Gäste fort, da verabschiedete sich auch Stephan von der Familie, setzte sich aufs Rad und eilte zu seiner Pflicht. Die Frauen dachten, dass diese gescheiterte Heirat dem Armen doch recht nahe ging, denn er war gar nicht der alte.

„Aber das geht vorüber“, tröstete die Großmutter, „wir wollen ihn nur recht liebhaben und ihm dankbar sein, dass er an uns gedacht hat, indem er sie ohne Verlobung fortgehen ließ.“

So schwiegen denn die Frauen allen Nachbarn gegenüber; nur Hannchen musste Dorka die Wahrheit sagen, da sie sich ihr gegenüber über Stefkos Auserwählte verplaudert hatte.

Kapitel 12

Mit der Schnelligkeit des Vogels eilt die Zeit dahin, nimmt allerlei hinweg und bringt allerlei mit. So flog sie auch über Zorovce dahin und brachte einen unerwarteten Gast mit, der ziemlich lange in der Umgebung verweilte: die spanische Grippe. Sie kam wie eine Königin durch die Luft geflogen, so leise, dass man sie kaum vernahm, aber sie war da und herrschte und nahm das Schönste, was es in Zorovce gab, zur Beute: die Kinder und die Jugend. Schon lange hatten die Kirchenglocken nicht so viel geläutet wie jetzt. Wenn ein älterer Mensch diese Krankheit bekam, dann rüttelte und schüttelte sie ihn so wie die Katze eine Maus erwischt, mit ihr spielt und sie dann halbtot aus ihren Krallen freigibt. Die Schule musste geschlossen werden und anstatt der Turnübungen machte der Herr Lehrer alle Tage unfreiwillige Spaziergänge auf den Friedhof. Fast jedes Mal erklang es: „Wohlan, wohlan, zum letzten Gang!“ Wenn er dann heimkehrte, freute er sich, Hannchen Jankovitsch anzutreffen, welcher seine Frau Musikunterricht erteilte, wobei er ihr gerne half. Mit solch einer Schülerin war es eine Freude, keine Qual! Das Mädchen war hochmusikalisch und begriff nicht nur mit hellem Verstand, sondern vor allem mit musikliebender Seele. Ihre kleinen, zarten Hände waren wie geschaffen, sich auf die Tasten zu legen. Sobald sie die Noten kannte und den Fingersatz begriffen hatte, erlernte sie sehr schnell die ersten, einfacheren Lieder. Zwar waren die Noten ihres Gesangbuches nicht gerade die leichtesten, aber der Lehrerin gefielen sie; sie spielte dieselben mit Gefühl und so griff auch das Mädchen lieber nach ihnen, obwohl sie schwerer waren, als nach den leichten Weisen, welche der Lehrer ihr gab. Die Lehrersleute hatten Hannchen schon mehrmals heimbegleitet und auf ihrem

schönen Harmonium gespielt. Sie lobten Jankovitschs vorteilhaften Einkauf und meinten, dass er solch ein Instrument heute nach dem Krieg gar nicht mehr bekommen würde. Als der Lehrer beim zweiten Besuch Jankovitsch überreden wollte, Hannchen auf das Lehrerinnenseminar zu schicken, da sie gute Anlagen zur Lehrerin habe und es doch schade sei, sie hier verbauern zu lassen, da trat Hannchen zu dem Vater, auf dessen Antlitz sich der Kampf widerspiegelte und die Arme um seinen Nacken schlingend, lehnte sie ihr Köpfchen an ihn und sprach: „Mein Väterchen, lasst mich daheim! Ich gehe nicht fort von Euch! Spät genug hat uns der liebe Gott zusammengeführt; wozu sollten wir uns trennen?“ Ach, es war solch ein rührender Augenblick, dass die jungen Eheleute es nicht vergessen konnten, und als sie am anderen Tage Hannchen baten, ihnen ihre und ihrer Mutter Geschichte zu erzählen, da verging ihnen die Lust, dem Vater dieses auf so tragische Art verlorengegangene und nach so vielen Jahren wiedergefundene Kind zu rauben. Sie sagten sich: „Wenn Hannchen auf Jahre hinaus den Vater verließe und dann irgendwo anders eine Stelle bekäme, so dass sie sich überhaupt von ihm trennen müsste, wann würde sie da die Aufgabe erfüllen, die die sterbende Mutter ihr aufgetragen hatte, ihm ein Trost zu sein?“

Nun aber, wo die Grippe wütete, war Hannchen wenig daheim, man sah sie bald hier –, bald dahin laufen, um Kinder und junge Mädchen pflegen zu helfen. Der Doktor konnte sich bald nicht mehr ohne sie behelfen, besonders als es ganz schlimm wurde! Gar oft milderte ihr süßer Gesang die durch das Fieber hervorgerufenen Schmerzen und stillte die Angst und das Herzeleid der zagenden Mütter. Bei denen, die starben, währte die Krankheit nicht lange, aber bei denen, die blieben, warf sie sich auf innere Organe. Die Lehrersfrau wunderte sich über Jankovitsch, dass er es seinem Liebling erlaubte, sich solch einer Gefahr auszusetzen. Er war eben trotz

seiner ungewöhnlichen Intelligenz nur ein fatalistischer Bauer, der infolgedessen keinen richtigen Begriff von der Gefahr der Ansteckung hatte, denn die Bauern pflegten ja auf ärztliche Ermahnungen zu entgegnen: „Ach was, Ansteckung?! Und was ist es mit dem ersten, der die Krankheit bekommen hat?!“ Oft kam Doktor M. ganz erbittert darüber ins Schulhaus.

Es war ein dämmriger Sonnabendnachmittag. Hannchen schloss ihr Notenbuch und wollte soeben aufbrechen, als der Lehrer eintrat.

„Denkt mal“, rief er schon in der Türe, „wohin die Grippe gelangt ist!“

„Wohin?“ fragte seine Frau, ihm entgegeneilend.

„Ins Pfarrhaus! Wie wir am Grab stehen, spricht der Herr Pfarrer noch den Segen; mit einem Male wankt er, und wenn ich ihn nicht aufgefangen hätte, wäre er umgefallen. Er sagte, dass er den ganzen Tag starke Kopfschmerzen gehabt hätte. Ich begleitete ihn nach Hause; unterwegs schickte ich zum Arzt, den man zum Glück noch im Dorf antraf. Er kam und konstatierte starke Grippe.“

„Nein, so etwas!“ Die Frau schlug die Hände zusammen. „Die alte Frau Pfarrer, seine Mutter, liegt gleichfalls krank, sie hat starken Rheumatismus. Wer wird ihn da pflegen?“

„Da kommt der Doktor; wir werden erfahren, wie es steht!“

Wirklich trat der Arzt ein. „Ach, Hannchen, Sie sind hier?“ rief er erfreut aus, als er sie erblickte. „Sie müssen mir helfen. In der Pfarre ist ein ganzes Spital. Der Pfarrer hat seine Kräfte überschätzt; er wollte die Krankheit überwinden, weil seine Mutter krank ist und er sie mit Hilfe der Magd pflegen musste; er selbst gehörte schon seit zwei Tagen ins Bett; und nun hat es ihn tüchtig gepackt! Die alte Frau jammert und weint in einer Stube, er stöhnt in der anderen. Man hat zwar der Schwester des Pfarrers telegraphiert; vielleicht

kann sie bis morgen hier sein. Aber was soll bis dahin, was soll in der Nacht werden?“

„Denken Sie, Herr Doktor, dass ich es übernehmen könnte?“ fragte das Mädchen besorgt.

„Natürlich! Wären Sie nur erst dort! Die Umschläge auf Kopf und Hals müssen beständig gewechselt werden. Es ist zwar der Kirchendiener da, aber was soll der? Der arme Madera passt nicht zum Krankenpfleger, sondern eher zum Leichenträger“, lachte der Doktor unwillkürlich.

„Ich gehe nach Hause, Herr Doktor, um mich umzukleiden und bin gleich wieder da.“

„Danke, Hannchen; aber ich gehe lieber selbst, um Ihren Vater zu fragen, denn der Fall ist sehr ernst. Sie müssen bis morgen Nacht bleiben, bevor Sie Hilfe bekommen!“

Als Hannchen und der Doktor zu Jankovitsch kamen, waren sie froh, den Vater daheim zu finden. Während sie in ihre Stube ging, um sich umzukleiden, teilte ihm der Arzt den Grund seines Kommens mit. Jankovitsch stand vor ihm, an den Tisch gelehnt, die Arme über der Brust gekreuzt; sein Gesicht war ruhig und sanft wie immer, aber aus den Augen, aus denen selbst das gegenwärtige Glück die Spuren langjähriger Trauer nicht ganz verwischt hatte, brach plötzlich die ganze Tiefe heißen Schmerzes und Kampfes hervor. Als Hannchen, schon fertig, eintrat, regten sich die gekreuzten Arme, als wollte er sie ausbreiten und rufen: „Nimm sie mir nicht, ich kann sie nicht dem Tod preisgeben, nein!“ Der Doktor sah, verstand es und schwieg; einen Augenblick herrschte Grabesstille in dem Raume, bis sich die frischen, jungen Lippen zu der Frage öffneten: „Väterchen, lasst Ihr mich gehen?“ In diesem Augenblick öffneten sich die Arme und das junge Mädchen warf sich hinein.

„Geh, mein Kind, leuchte und beglücke, wie Christus befiehlt; er selbst möge dich mir beschützen!“

Der Doktor erkannte: Jankovitsch war nicht der verschriene Sonderling, der bäuerliche Fatalist; er wusste wohl, was er tat, dass er sein ganzes Glück aufs Spiel setzte; aber weil ihm Christus und seine Liebe über alles ging, darum ließ er sein irdisches Glück dem Tod entgegengehen. Mit tiefer Verbeugung reichte ihm der Doktor die Hand zum Abschied, und in seinem Geist tönten die Worte wider, die Hannchen in seiner Anwesenheit einer kranken Frau vorgesungen hatte, um sie zu beruhigen:

Will schweigen wie der Edelstein,
Wenn ihn die Hand des Schleifers schleift;
Will schweigen, weil in Kreuzespein
Die Seel’ zur Herrlichkeit ausreift.

„Hören Sie, Hannchen“, sagte er, als sie schon durch den Pfarrgarten schritten, „Sie bleiben nur bis zur Nacht im Pfarrhaus. Ich muss noch jemand anderen finden.“

„Warum denn, Herr Doktor?“ Die jungen Augen blickten unschuldig in sein Gesicht.

„Haben Sie nicht gesehen, wie schwer Ihr Vater Sie fortließ?“

„Ich habe es gesehen, Herr Doktor!“ Die silberhelle Stimme zitterte ein wenig. „Aber der Herr Jesus hat ihn gestärkt, er hat mich gehen lassen, denn er tröstet uns immer!“

Ein Weilchen später beugte das Mädchen sich schon über die alte Frau Pfarrer und half der Magd, sie auf die andere Seite zu legen. Es gelang ihr, für die Kranke eine solche Lage zu finden, dass das schmerzhafte Stechen aufhörte und die Frau aufatmen konnte.

„Wo bist du nur hergekommen, Kind?“ fragte sie verwundert. „Du hast in der Tat linde Hände, wie der Doktor sagte.“

„Der Herr Doktor hat mich hergebracht, um Sie und den Herrn Pfarrer zu pflegen, bis Sie andere Hilfe bekommen.“

„Du bist gekommen, ihn zu pflegen? Da geh nur, Kind, und bringe ihm solche Erleichterung wie mir!“

Doch es verging eine Weile, bevor das Mädchen fortgehen konnte; sie musste erst die Klagen der Mutter über die Krankheit des Sohnes anhören, und wie er sich dieselbe zugezogen hatte. Endlich wurde sie mit dem Versprechen, sogleich Nachricht über sein Ergehen zu bringen, entlassen und stand an dem Krankenbett, wo sie nach ihren bisherigen Erfahrungen auf den ersten Blick erkannte, dass es ein Kampf auf Leben und Tod sein würde. Pfarrer Morhatsch war jung und hatte gewagt, dieser wütenden Feindin der Jugend Trotz zu bieten; darum warf sie sich nun mit ganzer Kraft auf ihn. Auf das Mädchen richteten sich zwei dunkle Augen gleich glühenden Kohlen, die Röte der sonst so bleichen Wangen ging in Karminfarbe über, die Lippen brannten, die krampfhaft geballten Hände warfen sich unruhig hin und her. Der Doktor wechselte den Umschlag, das Mädchen brachte einen zweiten herbei und legte ihn selbst auf. Dieser brachte sichtliche Erleichterung, die Augen schlossen sich. Der Doktor winkte, das Mädchen folgte ihm ins Nebenzimmer, dessen Tür er leise hinter sich schloss. „Es steht schlimm mit ihm, Hannchen, ich gehe nicht fort. Ich lege mich hier auf das Sofa, denn ich habe schon zwei Nächte nicht geschlafen; falls Sie mich brauchen, lassen Sie mich wecken, aber kommen Sie lieber selbst, damit der Küster kein Geräusch macht. Die Umschläge wechseln Sie so häufig wie möglich; einnehmen soll er um 9 Uhr, jetzt ist es 8. Falls er einschläft, gehen Sie ein wenig zu seiner Mutter; es wäre gut, wenn die Arme einschlafen könnte!“

Ach, das war eine unheimliche Nacht! Draußen änderte sich das Wetter, denn es war Oktober, der Wind heulte und riss an dem Erkerfenster. Im tiefen Lehnstuhl schnarchte der Küster, im Dorf bellten und heulten die Hunde, der Regen schlug klatschend an die Fensterscheiben. Dazwischen stöhnte der Kranke im Schlaf, fuhr zusammen, phantasierte heftig, sprach von einem Feuer, von großen Hunden, oder lachte gellend auf. Einige Male riss er den Umschlag herab und warf ihn mit der Kraft des Fiebers zu Boden; dann fuhr er mit beiden Händen in das dichte Haar und zerzauste es, aber unter der Berührung der kleinen, kühlen Hand beruhigte er sich stets erneut. Das Mädchen wusste, dass er sie für seine Mutter hielt, denn er redete sie so an und klagte ihr, dass sie nicht sehe, dass er verbrenne, dass er verrückt werden müsse. Während er, durch einen frischen Umschlag und die Medizin beruhigt, einschlief, ging das junge Mädchen zweimal zu seiner Mutter. Das erste Mal erfreute sie die alte Frau durch die Nachricht, dass der Herr Doktor im Salon liege und der Herr Pfarrer schlafe; das zweitemal schlief die Kranke gleichfalls. Als es jedoch auf Mitternacht ging, begann der Pfarrer plötzlich zu predigen, und predigte in einem Zuge, wohl mehr als eine Viertelstunde. Seine Augen funkelten dabei immer wilder; er bewegte die Hände hin und her, und dem Mädchen wurde so bange. Um sie her schlief alles; auch der Küster schlief so fest, dass sie, ehe sie ihn erweckte, auch zum Salon eilen konnte; allein sie wagte nicht, den Kranken zu verlassen. Wie, wenn er etwa aus dem Bett fiele! Sie kannte Pfarrer Morhatsch nur von der Kanzel her, sie war ihm sonst nie begegnet, er war ihr vollständig fremd. Sie hatte ihm wohl zweimal geantwortet, wie viel Uhr es sei, aber im Übrigen noch kein Wort mit ihm gewechselt. Aber da Angst und Bangigkeit trotz anhaltenden Gebetes nicht weichen wollten, entschloss sie sich zu singen. Vielleicht würde das den Küster wecken oder den

Doktor herbeirufen. Und so erklang es in jener unheimlichen Nacht von der glockenhellen Stimme:

Meister, es toben die Winde,
Die Wellen bedrohn uns sehr!
Der Himmel umwölkt sich gar schaurig!
Wo nehmen wir Rettung her?
Fragst du nicht, ob wir verderben?
Merkst nicht, wie wir bedrängt?
Jeden Augenblick kann es geschehen,
So sind wir in Tod versenkt!

Er spricht: Wind und Meer, folgt,
wie ich es will! Schweig!
Sei still! Schweig! Sei still!
Ob es auch wüte, das stürmische Meer,
Ob's Menschen, ob's Teufel sind, oder was mehr:
Das Schifflein bleibt sicher, wo Jesus Christ
Der Herr aller Herren, der Meister ist;
Es muss alles gehn, wie er es will:
Schweig! Sei still! Schweig! Sei still!

Und als wäre dieser Befehl durch den Mund des Meisters ausgesprochen, so legte sich draußen der Wind, der Regen hörte auf und in der nach dem Gesang eingetretenen Pause erklang es von den Lippen des ruhig Daliegenden: „Das war gut, nochmals!“ Und das Mädchen wiederholte und ging dann zur zweiten und dritten Strophe über:

Es muss alles gehn, wie er es will:
Schweig! Sei still! Schweig! Sei still!

Ja, Wind und Wellen verstummten mit dem Lied, und der über den schlafenden Kranken gebeugte Arzt sprach: „Ihr Lied hat ihn gerettet, Hannchen; die Krankheit ist gebrochen.“

Kapitel 13

Es geht nichts über einen schönen, richtigen Winter, wo frischgefallener Schnee Wald und Flur bedeckt, wo der Raureif die Bäume wie mit Kristall übersät und der inmitten der funkelnden Sterne aufgehende Mond die Erde wie mit flüssigem Silber übergießt. In solch einer hellen Winternacht schwebt der Zauber der Adventszeit über der Erde und ruft im Menschenherzen hundert Märchen wach.

Solch eine zauberhafte Nacht umfing Stefko Uher, der nach wochenlanger Abwesenheit endlich heimkehrte. Er schritt ganz allein durch diese winterliche Welt, verschneite Dörfer hinter sich zurücklassend, wo aus kleinen Hütten schwach beleuchtete Fenster blickten gleich schläfrigen Kinderaugen, die unter dem Märchenerzählen der Großmutter langsam einschlafen. Wie er so dahinschritt, weitete sich seine Brust in neuem, zuvor nie gekanntem Glück, denn der Dahinschreitende war ja ein ganz neuer Mensch! Vor Wochen hatte er sein Vaterhaus als ein vom Abgrund zurückgerissener, mit Gott versöhnter Sünder verlassen. Nun kehrte er heim als Sohn, dem Jesus Christus den Vater geoffenbart hatte, und dieser Vater hatte ihm seinen Geist und mit ihm neues, ewiges Leben geschenkt. Er hatte kaum zwei Wochen in K. gearbeitet, da erfuhr er, dass Herr H. in L. das Wort Gottes verbreitete. Er ging zu ihm, und da er in K. ein Zimmer gemietet hatte, bat er den Kolporteur, zu ihm zu ziehen und von da aus in seinem schönen Beruf als Lichtträger weiterzuwirken. „Sie haben ohne ihr Wissen Engel beherbergt“, konnte auch hier gesagt werden. In dem Herzen des jungen Mannes war der Boden für die Heilsbotschaft zubereitet. Der vor der Tür seines Herzens stehende und anklopfende Christus gab sich zu erkennen und es wurde ihm aufgetan. Diese beiden Wochen, die er Abend für Abend in der

Nähe eines erfahrenen, treuen Christen verbrachte, der das, was er verkündigte, glaubte und auslebte, legten den festen Grund zu dem Bau, den der Geist Gottes in dem jungen Herzen ausführte, so dass der Weggang des guten Freundes ihm nicht mehr schaden konnte. Der Jüngling blieb in geistlicher Beziehung nicht einsam zurück. Er hatte das Wort Gottes und die Anleitung, wie er es lesen sollte; so Jas er denn, betete um Licht, verstand, glaubte und gehorchte.

Als er nun nach Hause eilte, durchlebte er im Geist aufs Neue die letzten Wochen und vergegenwärtigte sich unwillkürlich auch die letzten Ereignisse im Elternhaus. Es war ja wieder Nacht, so wie jenes Mal. Er dachte nicht mehr, dass das am Brunnen dort über ihn gekommen sei wie ein böser Wind! In den vergangenen Wochen hatte er erkannt, dass es mit ihm innerlich immer so gewesen, besonders beim Militär, wo das Böse in ihm, durch die Unsittlichkeit seiner Kameraden hervorgerufen, von Zeit zu Zeit an die Oberfläche getreten war. Er wollte kein Lump sein, er war weder ein Trinker noch ein Kartenspieler, er hatte den Wunsch, ja den Ehrgeiz, sich zu etwas Besserem emporzuarbeiten, darum hatte er sich auch nie mit Frauen eingelassen. Ida war die erste, die ihn angezogen hatte, aber er hatte auch mit ihr kein Verhältnis angefangen, denn er wollte ein anständiges Mädchen heiraten! Gar oft hatte er sich selbst besiegen müssen, wenn sie ein Weilchen allein waren, denn jede Stunde, die er in ihrer Nähe verlebt, hatte in ihm das erregt, was er dort am Brunnen gefühlt hatte und was er heute als unrein ansah. Viele, viele Male war er in diesen Jahren, ohne es zu wissen, durch den heiligen Gott gewarnt und vor dem Sumpf behütet worden. Und so hatte alles, was er je an bösen Wünschen und Begierden empfunden, in jener Nacht den Höhepunkt erreicht.

Unwillkürlich blieb der Jüngling stehen und blickte fast erschrocken in dieser schönen Welt umher; aber dann leuchteten seine Au-

gen auf und in seinem Geist erklang es: „Und ob eure Sünden blutrot sind, sollen sie doch schneeweiß werden!“

Er hat mich gewaschen in seinem Blut, ich bin rein!

Unwillkürlich wanderten die Gedanken des jungen Mannes weiter, und ein helles Bild stand vor seiner Seele: Hannchen. Ihr wollte er alles erzählen, was mit ihm vorgegangen. Sie würde ihn verstehen.

Von ferne sah man schon den Kirchturm von Zorovce, das Dörflein schläft, in den Fenstern nirgends ein Licht, ihn erwartet niemand! Wenn jene böse Seuche noch herrschte, so würde man wenigstens bei den Kranken leuchten, aber Gott sei Dank, dass sie vorüber war und dass von seinen Lieben niemand erkrankt war, außer Joschko, der kaum zwei Tage und Rascho, der eine Woche krank gewesen.

Da, schon das Pfarrhaus! Ob Herr Pfarrer Morhatsch schon heimgekehrt war? Den hatte die Krankheit ordentlich mitgenommen, dass er sogar nach Dalmatien zur Erholung musste! Wie gut, dass er dort Verwandte hatte, da würde ihm hoffentlich nichts an der Lunge zurückbleiben, wenn er gleich nach dem Süden gehen konnte! Wie gut, dass er nicht gestorben war, denn wiewohl er Pfarrer war, hatte er doch kein Leben aus Gott, so wenig, wie ich es besessen! Er ist jung, wenn doch der Sohn Gottes ihn finden würde, das wäre eine Freude, dann ins Gotteshaus zu gehen. Wie viel würde der Herr doch durch ihn ausrichten können. Vorläufig war er nur ein Diener der Kirche, dann würde er ein Diener Jesu Christi werden! Der Jüngling blieb stehen und betete für den jungen Pfarrer. Dann wollte er den Schritt beschleunigen, als ihm ein Hindernis in den Weg trat. Auf der Straße hielt ein Auto; der Chauffeur, der etwas daran in Ordnung brachte, war Eduard Slansky, sein ehemaliger Mitschüler.

„Du bist es, Edu?“

„Freilich, Stefko. Wo kommst du her?“ Sie schüttelten einander die Hände.

„Ich kehre von der Arbeit heim.“

„Hast du denn bis jetzt gedroschen?“

„Drei Tage haben wir noch Holz geschnitten, doch jetzt sind wir fertig. Die Maschine kommt morgen nach; ich wollte nicht länger warten.“

„Ei, freilich, der Bräutigam! Wann ladest du mich zur Hochzeit? Tu nur nicht so! Denkst du, dass niemand um den Besuch der schönen Ida in Zorovce wisse? Ich bin ihnen begegnet, als sie zur Bahn fuhren. Also, wann wird die Hochzeit sein?“

„Die meinige mit Ida niemals“, entgegnete der Jüngling ernst. „Sie ist gekommen, um sich die Sache anzusehen, und da unsere Verhältnisse weder ihr noch ihren Eltern entsprachen, ist es gar nicht zur Verlobung gekommen.“

„Und das sagst du so gleichgültig? Nein, sich solch eine Partie entgehen zu lassen! Warum hast du ihr erlaubt, herzukommen? Konntest du dich nicht erst in irgendeiner Stadt ansässig machen, oder, was noch besser gewesen wäre, dich gleich in Prag mit ihr verloben? Die Alten hätten dir schon irgendeine Stelle besorgt! Aber da lässt du sie herkommen, in diesen gottverlassenen Winkel. Deinen Alten und deiner ganzen Familie alle Ehre – aber sie sind doch eben nur slowakische Bauern, wenn sie wenigstens tschechische oder mährische Grundbesitzer wären! Bei uns nennt man Leute, die einen solchen Hof haben wie der eurige, nur Häusler!“

„Für uns ist unsere Hütte groß genug“, erwiderte Stefko. „Eure Bauern können sich auch nicht mehr sattessen als die unsrigen, und je mehr Felder, desto mehr Arbeit haben sie. Wenn sie die Steuern bezahlt haben, leben sie auch nur von dem, was ihnen bleibt, so wie

wir! Aber du wirst wohl weiter fahren, Edut, und ich gehe zu Fuß; also, glückliche Reise!“

„Das wäre noch schöner; ich fahre über Zorovce und bin schon fertig. Setz' dich auf, ich nehme dich mit!“

„Das Stückchen lohnt kaum, aber um dich nicht zu kränken, nehme ich es an. Hast du Herrschaften zur Bahn gefahren?“

„Ich war auf der Bahn, aber umsonst. Es ist niemand gekommen. Und in dem frischen Schnee bleibt man stecken.“

„Höre, Stefko“, begann der Kamerad aufs Neue, als sie schon fuhren, indem er das Tempo verlangsamte, „es scheint dir um jene gute Partie gar nicht leid zu tun. Oder stellst du dich nur so?“

„Bedenke, Edu, du sagst selbst, dass sie mir nur geworden wäre, wenn ihre Eltern mir eine Stelle verschafft und wenn ich ihr nie erlaubt hätte, nach Zorovce zu kommen. Das hätte nicht mehr und nicht weniger bedeutet, als dass ich mich um einer Frau willen für immer von meiner ganzen Familie getrennt hätte. Aus mir hätte beim besten Willen nichts anderes werden können als ein einfacher Maschinist in irgendeiner Mühle oder in einer kleineren Fabrik oder ein Eisenbahner. Das alles ist für Ida zu wenig; mich aber würde es nicht befriedigen, der Mann meiner Frau zu sein und mich von ihr erhalten zu lassen! So sind wir hübsch in Frieden auseinandergegangen; sie kann ihre Hand einem ihr angemessenen Manne reichen, und ich bleibe, was ich bin – ein freier Mensch!“

„Du wirst doch nicht hier in diesem Dorf bleiben und verbauern wollen!“

„Ei, freilich will ich das! Ich habe mein Heim, meinen Acker und mein Handwerk – jetzt erst habe ich gesehen, wie gut es ist, wenn jeder bei dem Seinigen bleibt. – Da ich nicht zu heiraten gedenke, brauche ich kein Geld für den Anfang und kann vor allem die Dreschmaschine bezahlen. Was ich fürs Dreschen von Getreide er-

halten habe, gebe ich in den gemeinsamen Haushalt. Für das Geld kaufe ich mir Kleider und Schuhwerk und bin dann alle Sorgen los.“

„Wo bist du nur mit einem Male so vernünftig geworden? Schade, dass wir gleich in Zorovce sind.“

„Besuche mich, Edu! Du fährst ja oft leer vorüber; ich glaube, dass es dir bei uns wohl gefallen wird.“

„Ich komme gleich morgen nach Tisch, wenn ich wieder zur Bahn fahren muss.“ Das Auto hielt an; die Freunde schüttelten einander die Hände, und einen Augenblick später klopfte Stephan ans Fenster. Vom freudigen Gebell seines alten Kameraden willkommen geheißen, trat er alsbald in die warme Stube seines Bruders ein.

„Das habe ich doch richtig geahnt!“ Dorka klatschte in die Hände.

„Tatsächlich, sie hat dich erwartet, sogar deine Betten gelüftet und deine Stube geheizt!“ rief Joschko erfreut aus. – „Ich danke dir schön, Dorka; da will ich mich gleich zu Bett legen; bitte, stört niemanden!“

„Aber das Abendbrot? Willst du etwa hungrig schlafen gehen?“

„Ich habe keinen Hunger, denn ich habe unterwegs gegessen; ich sehne mich nur nach Ruhe.“

Stefko schlief schon lange, während die jungen Eheleute noch von ihm sprachen. Sie konnten vor Freude nicht schlafen, dass er schon daheim war und so gesund und fröhlich aussah. „Er trauert ihr nicht mehr nach“, seufzte die junge Frau erleichtert.

„Und er wird nun ganz der Unsrige sein und nicht von uns fortgehen“, fügte ihr Mann hinzu.

Am anderen Tag herrschte große Freude im ganzen Haus und auch die Nachbarn freuten sich, als sie erfuhren, dass Stephan Uher zurückgekehrt sei.

Nicht umsonst sind die Dörfer aus Familien entstanden, sie sind eigentlich nur Familien. Kommt ein Fremder ins Dorf, so muss er

entweder in dem Ganzen aufgehen, oder aber er zieht sich von demselben zurück und bekommt einen Beinamen. Das Haus, an dem man das am besten sehen kann, ist das Pfarrhaus. Die Anrede, „Herr Vater, Frau Mutter“, die die Dorfbewohner bis vor kurzem ihrem Pfarrer und dessen Gattin gegeben haben, ist zwar verschwunden, und es ist nur der Titel „Herr Pfarrer“ zurückgeblieben. Selbst den Familiennamen des Pfarrers kennt nicht jeder; wozu auch? Es ist ja nur einer im Dorf, nur wo es Katholiken und Evangelische gibt, sind zwei da. Beide stehen über den übrigen Dorfbewohnern, sowohl im Alltag wie in der Kirche, wo der Prediger auf der Kanzel steht und die Menge unten sitzt. Es gehört eine große Kunst dazu, dass dieser erhöhte Mann mit dem Ganzen eins wird – die Kunst großer Liebe. Diese ist so selten! Zwar sieht der Pfarrer, der die administrative Arbeit tut, fast alle seine Gemeindeglieder im Laufe des Jahres in seiner Kanzlei, er kennt sie dem Namen nach, er weiß, wann sie Freude oder Leid im Haus gehabt haben, er kennt nach der Kirchensteuer ihre Vermögensverhältnisse. Ist er ein Politiker, dann weiß er auch, wie viele von ihnen das Wahlrecht haben. Außerdem erfährt er da und dort, wer von ihnen ein Trunkenbold oder ein Taugenichts ist. Aber im Ganzen kennt er das Volk doch nicht; denn er sieht die Leute nicht daheim, er weiß nicht, was sie schmerzt und drückt, wonach sie sich sehnen, was sie begehren. Ganz ruhig redet er seine Zuhörer am Sonntag als „andächtige, christliche Gemeinde“ an, obwohl er nicht weiß, ob auch nur einer ein Anrecht auf diese Anrede hat. Oder der Pfarrer schildert in seiner Leichenrede einen treuen Gatten, einen guten Vater, und in Wirklichkeit ist ein Mensch gestorben, der Frau und Kinder misshandelt oder vollständig vernachlässigt hat. Er beschreibt die Trauer der Witwe, und sie hat mit Recht endlich aufgeatmet. Oder er redet davon, wie treulich Kinder ihre alten Eltern gepflegt haben und diese haben sie gar oft ohne

Pflege und Nahrung sterben und verderben lassen. Da und dort findet sich auch ein junger Idealist, der bei seinem Amtsantritt große Pläne mitbringt, dem Volk etwas zu bieten. Weil er aber auf der Hochschule nicht gelernt hat, an welchem Ende er das anfangen muss, und weil die äußeren Amtsgeschäfte seine ganze Zeit in Anspruch nehmen, erlöschen die Ideale allmählich, die Träume verbleichen und der Mensch wird eine Arbeitsmaschine. Ist es dann ein Wunder, dass er nicht glücklich, nicht befriedigt ist, wenn er niemandem helfen, niemanden emporziehen kann?

Ähnliche Gedanken kreisten in dem Kopf des jungen Pfarrers Morhatsch, der in dieser schönen Winternacht, nachdem er von der weiten Reise angeregt und in bester Laune heimgekehrt war, keinen Schlaf finden konnte. „Wozu bin ich eigentlich da?“ grübelte er. Als ich nach der Krankheit, die ich mir in Ausübung meiner Pflicht zugezogen hatte, abreisen musste, hat mich niemand vermisst, und als ich gestern heimkehrte, hat mich außer den Amtspersonen, dem Inspektor, dem Lehrer und dem Küster niemand willkommen geheißen. Ich bin ihnen vollständig fremd, so wie sie mir, obgleich ich seit mehreren Monaten unter ihnen arbeite und sie mich einstimmig gewählt haben. Aber sie haben meinem Vorgänger ja auch nicht nachgetrauert, obwohl er zehn Jahre unter ihnen gelebt und sich treulich bemüht hat, ihnen zu dienen. Wie, wenn ich persönlich besser mit ihnen bekannt würde? Es ist Winter, sie haben mehr Zeit, ich will es probieren, Hausbesuche zu machen. Ich will bei jenem Einsiedler, dem Jankovitsch anfangen, denn ich muss mich ja bei ihm bedanken, dass er damals seine Tochter zu mir gelassen, als es so schlimm mit mir stand. Auch ihr muss ich danken, denn sie hat Mutter und mich in jener furchtbaren Nacht gepflegt. Und sie muss mich auch jenes Lied lehren. Wie sehr ich auch mein Gedächtnis zermartere, ich weiß nicht mehr davon, als den Schluss:

Es muss alles gehn, wie er es will:
Schweig! Sei still! Schweig! Sei still!

„Ich bin grundsätzlich Abstinent; nach dem, was der Doktor von Jankovitsch erzählte, wie er sich Senianeks und seiner Frau angenommen hat, ist er es gleichfalls. Trotzdem ich den guten Vorsatz habe, habe ich bisher in dieser Sache noch nichts getan. Der Lehrer ist mir darin, dem Vorbilde des Präsidenten zuliebe, bei den Schulkindern zuvorgekommen. Aber ich muss endlich die Hand ans Werk legen!“

Mit diesen Vorsätzen gelang es dem jungen Pfarrer endlich einzuschlafen.

Das erste, was Dorka Stefko erzählte, war, dass sie Spinnabende eingerichtet hatten, zu denen sie bei Großmutter Simon zusammenkamen. Hannchen brächte jeden Abend ein neues Lied mit, das sie lernten, oder sie läse ihnen aus den von Herrn H. gekauften Büchern vor. Sie wüssten gar nicht, wie schnell der Abend verginge.

„Seid ihr denn lauter Frauen da?“

„I bewahre“, entgegnete die junge Frau eifrig. „Unsere Männer flechten Fußmatten u. dgl. aus Stroh. Joschko hat schon eine Menge geflochten. Rascho und Vater schnitzen allerlei, Onkel Zwara hilft ihnen. Du kommst doch auch?“

„Freilich, aber was soll ich da machen? Ich kann nichts von all dem.“

„Du wirst uns vorlesen und Hannchen ablösen; sie klagt ohnehin, dass sie nicht zum Spinnen komme.“

„Kann sie denn spinnen?“

„Hannchen? Was könnte die nicht? Frau Skala hat es sie sowohl auf dem Rocken wie auf dem Spinnrad gelehrt, und sie spinnt so feine, dünne und gerade Fäden, dass ich mich vor ihr schämen muss. Nicht umsonst sagt sie, dass der Herr bei ihr ist; er hilft ihr in allem! Aber er hilft auch uns!“

„Auch dir, Dorka? Hast du ihn schon im Herzen?“

„Ja, Gott sei Dank! Aber du doch auch, Stefko?“ Erwartungsvoll blickte Dorka den Schwager an.

„Auch ich. Wie froh bin ich, dass wir uns gut verstehen! Und Joschko?“

„Er sucht ihn noch. Bitte, sprich mit ihm, denn ich fürchte, dass er nur mir zuliebe ihm nachfolgen will, denn er hat mich sehr lieb und weiß, dass ich das sehr wünsche. Aber das wäre nicht das Richtige.“

Der Jüngling versprach es und ging dann fort, um nach den Nachbarn zu sehen. Er wollte sehen, wie es Onkel Rascho ginge und Großmütterchen Simon besuchen. Er besuchte sie alle und wurde überall freudig begrüßt. Den Besuch bei Jankovitsch ließ er bis zuletzt und dort verweilte er am längsten. Der Hausherr war nicht daheim; Hannchen wickelte Flachs auf; er half ihr und sie plauderten dabei. Er hatte sich nicht vergeblich gefreut, das Mädchen verstand ihn. Sie teilte seine Freude und erzählte ihm ihre Erfahrungen, wie sie glauben gelernt hatte und wie der Herr ihre Gebete erhörte. Ja, er hatte sie auch erhört, als sie ihm nicht vertraute, in jener Nacht im Pfarrhaus. Aber wie überrascht war er, als sie ihn in die hintere Stube führte, um ihm auf ihrem schönen Instrument vorzuspielen! Er wunderte sich, dass sie schon so viel konnte.

„Der Herr Lehrer hat gesagt, bis zum Frühling werde ich jedes Stück nach den Noten spielen können, weil ich Talent und gutes Ge-

hör habe. Das kommt alles vom Herrn, denn ich bitte ihn immer, bevor ich zur Stunde gehe, um seine Hilfe und seinen Segen.“

Dann zeigte sie ihm das Buch, aus dem sie bei den Spinnabenden vorlas, und war sehr erfreut, dass er ihr versprach, vorzulesen, damit sie spinnen könne. Inzwischen war ihr Vater heimgekehrt und Hannchen eilte in die Küche. Die beiden plauderten noch ein Weilchen und dann gingen sie zusammen zu Uhers. Dort beschrieb Stefko, wie gut es ihm mit Herrn H. gegangen war und erwähnte auch den Kameraden, der ihn am Nachmittag besuchen wollte. Er bat die Großmutter, etwas von dem guten Backwerk, das sie gerade bereitete, aufzuheben und Kaffee zu kochen. Es sollte ein kleines Familienfest werden. Er lud auch Jankovitsch mit Hannchen dazu ein; es sollte für ihn, Stephan, ein Willkommen sein und zugleich ein Beweis, dass er nicht mehr vom Haus fortgehen, sondern hier mit ihnen und für sie, vor allem aber für den Herrn, leben wollte.

Nun, es geschah nach seinem Wunsch. Sein Freund Slansky kam wirklich, und beim Fortgehen bezeugte er ihm, dass es nicht geraten wäre, solch ein Heim, solche Angehörigen und Nachbarn wegen einer Frau zu verlassen. Stefko hatte zwar nur eine Bauernstube, aber sie war schmuck wie aus dem Putzkästchen und, was das Wichtigste war, sie war sein. Das Gespräch, das die Nachbarn miteinander führten, war so erquickend und frisch. Uher und Jankovitsch hatten viel gesehen und konnten davon berichten. Auch die Frauen sprachen verständig. Dorka war ein prächtiges Frauchen und Hannchen erschien ihm wie die verzauberte Prinzessin aus irgendeinem Märchen. Als der Gast erfuhr, dass sie die Trentschiner Lieder sehr schön singen könne, bat er, ihn einige derselben hören zu lassen. Sie sang sie mit Dorka zweistimmig und sie klangen ihm noch in den Ohren, als er schon längst wieder unterwegs war. Er nahm besonders eine Erinnerung mit, die er nicht so leicht vergessen sollte!

Nach dem Kaffeetrinken nahm Uher die Bibel und reichte sie dem Nachbarn, damit er etwas daraus vorlese. Wie der die Heilige Schrift las und dann auslegte, so mochten es wohl die Böhmischen Brüder in seiner Heimat getan haben! Wie er dann betete, so hatten sie wohl einst gebetet. Endlich sangen sie ein schönes, geistliches Lied. Die hellen, reinen Frauenstimmen und die tiefen Männerstimmen passten gut zusammen. Beim dritten Verse musste er mitsingen, er konnte nicht anders. Dann begleiteten ihn alle zum Auto und winkten ihm nach, bis das Auto hinter einer Wegbiegung verschwand. Ein Gefühl von Familienglück, wie er es seit langem nicht empfunden, erfüllte sein Herz. Er musste noch lange an diese schönen Stunden zurückdenken.

Kapitel 14

Herr Pfarrer Morhatsch hatte mit seinen Besuchen begonnen. Er ging zuerst ins Haus des Kurators, dann zum Küster; er besuchte den Richter, die Presbyter, den Totengräber ... Die Leute wunderten sich, was das bedeuten sollte. Die Herren Pfarrer waren doch sonst nur gekommen, wenn man sie zu Hochzeiten oder anderen Familienereignissen einlud, uneingeladen war keiner gekommen. Was fiel diesem neuen Herrn Pfarrer da ein? Manche Frauen klagten, dass sie es gerade nicht rein im Hause hatten. Wenn der Herr Pfarrer wenigstens hübsch der Reihe nach ginge, dass man sich danach richten könnte, aber er übersprang die Häuser wie das Feuer, wenn es im Dorf brennt. Der Herr Pfarrer sagte, er wolle seine Gemeindeglieder näher kennenlernen, aber es war für beide Teile ermüdend: Er musste überall erzählen, wie es ihm in Dalmatien ergangen und ob er schon ganz gesund sei und dabei anhören, wer alles an der Grippe gestorben sei. Kam er in ein Haus, aus dem man einen oder zwei hinausgetragen hatte, musste er von Anfang bis zum Ende den Verlauf der Krankheit anhören. Sprach er dann ein paar angemessene Trostworte aus der Heiligen Schrift, so erwiderten sie ihm mit Bibelsprüchen und sagten, dass Gott diejenigen, die er liebe, mit Leid heimsuche. Er bekam den Eindruck, dass seine Gemeindeglieder fromme, gute, evangelische Christen seien, denen er eigentlich nichts zu bringen habe. Da und dort sprach man auch ein wenig von Politik, aber nicht viel, denn Pfarrer Morhatsch war in magyarischer Atmosphäre, in magyarischen Schulen herangewachsen; erst in der letzten Zeit waren ihm ein wenig die Augen aufgegangen, und so war er eben ein Neu-Slowak, der sich in die neuen Verhältnisse erst

einleben musste. So beglückten diese Besuche eigentlich niemanden.

Endlich kamen auch unsere Nachbarn an die Reihe. Rascho freute sich, dass ihn der Herr Pfarrer daheim traf und über Amerika befragte; die beiden Gatten sprachen immer gerne über diesen Gegenstand; sie zeigten dem Herrn Pfarrer ihr ganzes Haus und führten ihn endlich auch zur Großmutter Simon.

„Seltsam“, dachte der junge Pfarrer. „Warum spricht diese alte Person so hübsch und weise? Warum fühlt man sich bei ihr so wohl?“

Rascho erwähnte, dass die Großmutter zu ihnen gekommen war, als sie ihren Enkel, den sie großgezogen, begraben hatte. Als der Herr Pfarrer sich näher erkundigte, fühlte sich die Greisin getrieben, ihm von dem seligen Ende ihres Enkels und besonders von dem großen Glück, das er ihr gebracht, zu erzählen. Von diesem Besuch kehrte der junge Pfarrer sehr nachdenklich heim; er konnte die Worte der Greisin und das Zeugnis des entschlafenen Jünglings nicht vergessen.

Nach Raschos besuchte er Senianeks. Sie waren sich auf der Straße begegnet und der Schuhmacher hatte ihn höflich eingeladen. Er war nicht wenig überrascht von der Ordnung und dem friedlichen Familienleben im Haus eines Mannes, von dem er so üble Dinge gehört hatte. Absichtlich erwähnte er im Gespräch die Krankheit der jungen Frau, und zu seiner Überraschung erzählte ihm der Mann das ganze Trauerspiel. Er entschuldigte nichts, er beschönigte nichts, aber umso mehr trat die Gnade Gottes, die er pries, und die Liebe der Menschen, deren er dankbar gedachte, in den Vordergrund.

„Herr Pfarrer“, sagte Senianek, als er erfuhr, dass der Pfarrer aus Überzeugung Abstinent sei, „wenn Sie dieses Übel, diese Sünde erkannt haben, o dann bitte ich Sie, erheben Sie auf der Kanzel und im

Religionsunterricht Ihre Stimme dagegen. Zeigen Sie an meinem Beispiel, was ein Trinker ist, dass er ein schlechter Sohn, ein grausamer Mann, eine Schande für die Gemeinde, eine Schmach für die Kirche, ein Verderben für die menschliche Gesellschaft ist.“

Beim Scheiden musste der Pfarrer zugeben, dass er die Abstinenzfrage von diesem Standpunkt noch nicht angesehen, auch nicht die ganze Tiefe des Abgrundes erkannt hatte, in welche ein Trinker stürzt.

Bei Uhers fand der Pfarrer die ganze Familie in der Küche beisammen. Sie legten die Arbeit fort und führten ihn in die Stube. Alsbald brachte die Großmutter die Vesper und obwohl der junge Pfarrer bisher nirgends etwas angenommen hatte, ja, absichtlich nicht zur Essenszeit gekommen war, dass man ihm mit nichts aufzuwarten brauchte, musste er hier eine Ausnahme machen; denn wer hätte dem freundlichen Nötigen Großmutter Uhers, der stummen Bitte in Dorkas Augen widerstehen können? Das Gespräch mit Martin Uher, später mit Stephan, war in der Tat interessant. Mit ersterem sprach er über Russland, mit letzterem über die Fliegerschule. Er merkte, dass sie gute Leser waren, die das, was sie gelesen oder erlebt hatten, treulich im Gedächtnis behielten. „Seht mal, was aus einem Slowaken werden kann, wenn er für längere Zeit aus seinem Dorf herauskommt“, dachte er im Laufe des Gespräches.

Zuletzt kam er dahin, wohin er ursprünglich vor allem gehen wollte, nämlich zu Jankovitsch, und verbrachte fast den ganzen Abend dort. Er hatte schon viel von dem Einsiedler, dem Sonderling des Dorfes gehört. Auch gesehen hatte er den Bauern schon oft, aber erst heute, da sie zusammen bei Tisch saßen, begann er das stille Gesicht mit der hohen Stirn, dem geschlossenen Mund und den geheimnisvollen Augen zu studieren. Hannchen war im Schulhause und sollte bald kommen. Bei Uhers hatte der Pfarrer erfah-

ren, dass Jankovitsch auch in der russischen Gefangenschaft gewesen war und wünschte zu erfahren, wie er über jenes große Volk dachte. Er erwähnte den heute in Russland herrschenden Verfall, dessen Einzelheiten er von zwei russischen Flüchtlingen erfahren hatte, mit denen er in Dalmatien zusammengetroffen war.

„Wissen Sie, Herr Pfarrer“, sprach Jankovitsch ernst, „so wie die Dinge dort stehen, müsste dies ganze Volk wirtschaftlich und moralisch zugrunde gehen; aber es kann nicht zugrunde gehen, weil in ihm ein Bau emporwächst, den der ewige Schöpfer und Baumeister auf ewiger Grundlage erbaut.“ Und dann begann er, vor den Blicken des jungen Pfarrers das Bild der Evangeliumsverkündigung zu entrollen. Nüchtern und ruhig erzählte der Mann, darum klangen seine Beschreibungen von der glühenden Liebe zu Christo, von der Opferwilligkeit bei der Ausbreitung des Evangeliums nicht wie die überspannten Reden eines religiösen Fanatikers, sondern vielmehr wie die Berichte eines unparteiischen Zeugen.

„Welchen Standpunkt haben Sie diesen Versammlungen und der ganzen Bewegung gegenüber eingenommen?“ fragte der Pfarrer forschend.

„Des Bruders zu Brüdern“, lächelte Jankovitsch. „Ich kam als tief unglücklicher Mensch zu ihnen. Sie haben mich zum Heiland geführt, und er hat mich angenommen, gereinigt und erlöst.“

Ein leichter Schatten bedeckte die Stirn des jungen Pfarrers. Da ging leise die Tür und in derselben stand das junge Mädchen, gleich einem Frühlingsmorgen. Sie trug die brennende Lampe vor sich her und diese wob einen Strahlenkranz um ihr Gesicht und ihre ganze Gestalt.

„Guten Abend!“ grüßte sie. Ach, das war diese glockenhelle Stimme, welche jenes Lied gesungen, das ihm, wie der Doktor behauptete, das Leben gerettet hatte! Wie kam sie nur in diese Bau-

ernhütte, so zart, so lieblich? Unwillkürlich stand er auf und verneigte sich. Sie errötete ein wenig, stellte das Licht auf den Tisch und hieß ihn in ihrem Haus willkommen. Er beeilte sich, zu erklären, warum er gekommen war und Vater und Tochter seinen Dank auszusprechen. Zugleich trug er die Bitte vor, sie möge seinem schwachen Gedächtnis zu Hilfe kommen und ihm jenes Lied vorsingen, das ihm entfallen war, und ihm doch das Leben gerettet hatte! Vielleicht hätte er nicht um dies Lied gebeten, wenn er dessen Inhalt gekannt und geahnt hätte, welch einen Kampf es in seinem Herzen hervorrufen würde; doch nun war es geschehen! Das Mädchen lehnte sich mit dem Rücken an den großen Kachelofen und sang so schön und rein:

Meister, es toben die Winde,
Die Wellen bedrohn uns sehr!
Der Himmel umwölkt sich gar schaurig!
Wo nehmen wir Rettung her?

Und jubelnd wie ein Bekenntnis ertönte die letzte Strophe:

Meister, der Sturm ist vorüber,
Die finsteren Mächte ruhn.
Die Sonne scheint wieder so lieblich,
Ich schmeck Himmelsfrieden nun.
Lass mich, du teurer Erretter,
Ferner nur nie allein!
O, so zieh ich einst sicher zum Hafen
Der ewigen Ruhe ein!

Als das Mädchen zu Ende gesungen hatte, herrschte für einen Augenblick heilige Stille. Der junge Pfarrer unterbrach diese Stille, indem er aufstand und ein kurzes Wort des Dankes sagte. Er empfahl sich und, von Jankovitsch bis zum Tor geleitet, ging er fort. Aber das Lied ging mit ihm, es tönte in seinen Ohren, ob er lesen oder schreiben wollte, ja, es verfolgte ihn bis in die Nacht hinein.

Endlich musste er seinen Gedanken Luft machen: „So, ja so sieht es in meiner Seele aus, nichts als Sturm und Wetter, und er schläft! „Stürme von schwerer Anfechtung treten an mich heran ...“ Und was hab' ich eigentlich getan? Es ist kein Mensch, der nicht gesündigt hätte. Auch ich habe gesündigt und kann nicht mit Jankovitsch sagen: „Er hat mich angenommen, gereinigt und erlöst.“ Das behaupten alle Sektierer. Waren jene Russen dort Sektierer, die inmitten solcher Drangsale das Licht der Erkenntnis Christi verbreiten? – Erkenntnis! – Erkenntnis haben meine Leute hier doch auch, aber wenn man sie neben jene Russen stellt, dann haben jene nicht nur Erkenntnis, sondern Leben, Leben aus Gott! Die alte Großmutter hat es, Jankovitsch hat es auch; auch sie hat es, ja, sie kann singen: „Lass mich, du teurer Erretter, ferner nur nie allein!“ Vielleicht, ja sicher würde sie von ihrem Vater sagen: „Er hat mich zum Heiland geführt, und er hat mich angenommen!“ Ich kann das von mir selbst nicht sagen und bin doch Geistlicher! Ich soll predigen! Die Predigt, die ich vorbereitet habe, befriedigt mich selbst nicht; wie kann sie diese Leute befriedigen? Sie kommen Sonntag für Sonntag, um mich zu hören und dabei haben sie innerlich mehr als ich! – Doch was sind das für überspannte Gedanken? Außer ein paar Studentenstreichen habe ich mich von der Welt unbefleckt erhalten. Wie viel Schulen habe ich hinter mir! Sie sind nur einfache Bauersleute; warum vergleiche ich mich mit ihnen, ich, ein ordinierter Geistlicher?! Ich muss mehr Verkehr mit meinen Amtsbrüdern suchen, sonst verbauere ich

hier am Ende; ich brauche nicht russische Überspanntheiten, ich will mich besser auf meine Predigten vorbereiten ...“ Der junge Geistliche vergrub den Kopf in den Kissen und schloss die Augen, um einzuschlafen, aber in seiner Seele erklang es:

Ich verderbe; o Herr, ich verderbe, Hilf mir als mein Steuermann!

„So schön und weise hat unser Herr Pfarrer noch nie gepredigt“, sagten die Leute, als sie am Sonntag aus der Kirche gingen, „er wird ein guter Kanzelredner.“ In der Tat ließ sich der junge Pfarrer nicht nur die Sonntagspredigten angelegen sein, sondern auch die frühen Morgengottesdienste, „Roraten“ genannt, die in der Adventszeit täglich stattfanden. Sein Vorgänger hatte sie nur dreimal wöchentlich abgehalten, er aber stellte die alte Ordnung wieder her. Die Kirche wurde mit jedem Tag besser besucht, am eifrigsten kamen jene Dorfbewohner, die sich auch am Mittwoch-, Freitag- und Sonntagabend bei Jankovitsch versammelten. Plötzlich bemerkte der junge Pfarrer bei sich selbst eine gewisse Veränderung. Vordem hatte er sich nur aus Pflichtgefühl auf seine Predigten vorbereitet, jetzt empfand er an der Vorbereitung eine gewisse innere Freude. Es war, als ob die Bücher gläubiger Pfarrer, die er zu Hilfe nahm, ihm die Augen für göttliche Wahrheiten öffneten, die ihm bis heute verborgen geblieben waren. Er lernte selbst daraus und brachte allmählich nur das auf die Kanzel, was ihm selbst wichtig geworden war. Er wusste, dass sich einige seiner Gemeindeglieder bei Jankovitsch versammelten, aber als ihm der zweite Kirchendiener, „Stach“ diese Nachricht brachte, merkte er, dass der Mann die Absicht hatte, ihn gegen diese Leute aufzuhetzen. Ihn berührte die Sache sehr unangenehm; denn er wünschte nicht, dass in seiner Gemeinde eine jener Sekten entstände, über die seine Amtsbrüder auf den Pastoralkonferenzen so viel zu klagen hatten; aber er ließ es Stach nicht merken, sondern sagte, dass er sich die Sache selbst ansehen würde. Er tat es um die

Mitte der Adventszeit und wurde bei Jankovitsch sehr freudig begrüßt. Aber als man ihn bat, die Auslegung des Wortes Gottes zu übernehmen, lehnte er ab.

„Ich bin gekommen, um zu hören, wie ihr diese Zusammenkünfte abhaltet, und das könnte ich nicht!“ Beim Fortgehen hatte er den Eindruck, dass er von diesem „Biblizisten“ nur lernen konnte. Wie dieser einfache Mann doch das Wort Gottes kannte! Was es alles zu ihm redete, welch tiefe Wahrheiten er aus demselben schöpfte! Er sprach ja mit solch einer Macht, wie etwa ein Hofacker oder andere hervorragende Männer der Kirche, deren Bücher der Pfarrer studierte. Wie er herauszufinden verstand, was alles wörtlich auf die Ankunft des Messias der Juden hinwies und wie er von dem allen auf die Wahrheit kam, dass jeder Mensch den Sohn Gottes persönlich aufnehmen müsse! Der erste Besuch des jungen Geistlichen war nicht der letzte, er kam mehrmals, doch nur ein einziges Mal ergriff er in solch einer Stunde das Wort.

„Ihr hört mich alle Tage“, sprach er entschieden, „wenn ich komme, will ich Zuhörer sein!“

Dass sich Jankovitschs Stube dadurch füllte und dass im Dorf verschiedene Meinungen für und wider die Sache herrschten, liegt auf der Hand. Am dritten Adventssonntag hielt Herr H. die Abendversammlung. Er war für einige Tage zu Jankovitsch auf Besuch gekommen. Nach der Stunde lud ihn der anwesende Pfarrer für die Nacht ins Pfarrhaus ein. In dieser Nacht schliefen beide nicht viel, denn erst nach Mitternacht verstummte das von Seiten des jungen Pfarrers ziemlich heftig geführte Gespräch. Am Morgen ging Morhatsch übernächtigt zum Frühgottesdienst und es fiel ihm schwer, die Auslegung zu halten. „Heute würde mir Jankovitsch kaum dafür danken“, dachte er voll Bitterkeit, und es war ihm nicht lieb, als er den Mann in der Kirche sitzen sah. „Warum habe ich mir

nur diesen widerwärtigen Kolporteur eingeladen?“ grübelte er in der Sakristei. „Solange Jankovitsch diese Bibelstunden hält, habe ich nichts dagegen; aber dass solch ein eingebildeter Pharisäer meine Gemeindeglieder betört, das erlaube ich nicht.“

„Was hast du nur mit diesem Kolporteur?“ redete die alte Frau Pfarrer am Dienstag ihrem Sohn ins Gewissen. „Das ist doch solch ein bescheidener, angenehmer Mensch, und du scheinst dich mit ihm zu streiten. Von ihm hört man kein heftiges Wort.“

„Willst du wissen, was er mir gesagt hat? Sanft und still, allerdings: ‚Das größte Übel der evangelischen Kirche sind ihre unbekehrten, nicht wiedergeborenen Pfarrer'.“

„Das hat er gesagt? Aber da hat er doch dich nicht eingerechnet.“

Ein verdächtiges Zischen rief die Frau Pfarrer in die Küche. Sie eilte hinaus, und ihr Sohn warf sich in den Stuhl vor dem Schreibtisch und bedeckte das Gesicht mit den Händen. „Wohin soll er mich denn einrechnen?“ dachte er. „Gewissheit der Sündenvergebung, Heilsgewissheit habe ich nicht.“ „Sie, Herr Pfarrer“, klangen in seinem Geist die Worte des Kolporteurs wider, „sind ein edler Mensch; Sie haben gute Absichten, ehrliche Bestrebungen, aber solange Christus nicht Ihr Leben ist, genügt das weder Gott noch Ihrer Gemeinde, noch Ihnen selbst für die Dauer. Die alttestamentliche Forderung, die den Zweck hatte, zu Christo zu führen: „Höret auf, Böses zu tun und lernt, Gutes tun“, brachte keinem wahren Israeliten Befriedigung, auch dem frommen Nikodemus nicht. Es musste erst der Neue Bund kommen, der durch den Mund des Heilands verkündigt: „Ihr müsset vom neuen geboren werden.“ Der Alte Bund forderte mit Recht: „Du musst! Gib her!“ Der Neue bietet an: „Ich will euch ein neues Herz, einen neuen Geist geben!“ Niemals wird ein Mensch, der noch das alte, sündige Herz in sich trägt, dauernd auf-

hören, Böses zu tun, und wenn er versuchen wollte, aus sich heraus Gutes zu tun, wird er mit Paulus erkennen: „Das Gute, das ich will, tue ich nicht; das Böse aber, das ich nicht will, tue ich.“ Das alles ist wahr. Aber ebenso wahr ist auch, dass Jesus Christus die Seelen zu sich ruft, dass er ihnen Frieden verheißt. Dieser Friede quillt nur aus der völligen Versöhnung mit Gott, aus der Vergebung der Sünde. Er verspricht, dass er das Leben geben will. „Wie viele ihn aufnahmen, denen gab er Macht, Kinder Gottes zu werden.“„ – „Wie, und von all dem hätte ich bis heute nichts gehabt? Ich, ein evangelischer Pfarrer? Da musste erst irgendein Kolporteur daherkommen, der weder ein Gymnasium noch eine Universität gesehen hat, um mich auf den rechten Weg zu führen? Auf den rechten?! Auf den Weg aller überspannten Sektierer!“

Es war gut, dass die Glocken zu einem Begräbnis zu läuten anfingen. Dieses Glockenläuten rief ihn zu seiner Pflicht. Das Begräbnis fand in einer Filiale statt. Ein Weilchen später saß der Pfarrer mit dem Lehrer und dem Küster in einem hübschen Schlitten und alsbald ging's zum Dorf hinaus, zum Jubel der Kinder, die sich in großer Anzahl an den Schlitten hingen. Am nächsten Mittwoch musste der junge Pfarrer nach L. zu einem Missionsvortrag reisen, wie sie zur Belebung der Gemeinden seit dem Umsturz von Seiten der Pfarrer abgehalten wurden. In L. sollte er mit dem Senior und mehreren Kollegen zusammentreffen, und er hoffte, dass diese Ablenkung seiner Seele das Gleichgewicht und den verlorenen Frieden wiedergeben würde.

Kapitel 15

Nicht weit vom Pfarrhaus, am unteren Ende des Dorfes, stand ein kleines Hüttchen mit winzigen Fenster und einem windschiefen Dach, das durch zwei Pfeiler gestützt wurde. Wenn der alte, darübergebeugte Birnbaum es nicht beschützt hätte, dann hätte es wohl der erstbeste Windstoß davongetragen. Das Hüttchen gehörte dem Hirten der Gemeinde, war also Gemeindeeigentum und wohl so alt wie Zorovce. Der jetzige Hirte, Halas, wohnte in seinem eigenen Haus, darum hatte die Gemeinde beschlossen, dass der frühere Hirte, Bjenik, sein Leben darin beenden sollte. Es sollte so eine Art von Pension sein. Er verstand sich gut aufs Vieh, nach der Meinung der Bauern und Bäuerinnen besser als der Tierarzt, darum riefen sie ihn oft um Rat und Hilfe und ließen ihn nicht mit leeren Händen heimgehen. Wenn er nichts zu tun hatte, ging er zu seinen Nachbarn, wo er sich wärmen konnte; essen mochte er nicht, er brauchte nur sehr wenig; daheim kochte er sich getrocknete Birnen. Wenn der erste Frost kam, dann schüttelte sein alter Birnbaum so viele verhutzelte Birnen ab, dass alle Kinder aus der Nachbarschaft oft Arbeit hatten, sie aufzulesen. Die Hausfrauen trockneten sie ihm und er brauchte sie nur zu kochen und aus dem großen Topf herauszufischen. Ja, er bewirtete noch so manchen damit, der zu ihm kam. Bei ihm blieben öfters Wanderburschen über Nacht. Er machte jedem ein Lager beim Backofen und rühmte, wie gut die Gemeinde von Zorovce zu ihm sei, die ihm erlaube, Holz nach Bedarf aus dem Wald zu holen. Auch Kartoffeln hatte sie ihm gegeben. Er hatte schon seine 75 Jahre auf dem Rücken und wunderte sich dabei, wie es kam, dass er oft so schwach war, dass ihn die Füße, die ihm doch stets so treu gedient hatten, nicht mehr so recht tragen wollten! Be-

sonders seit letzter Woche hatte er zu klagen. Da hatte wieder einmal ein Wanderbursche bei ihm übernachtet, den hatte die Grippe nur so geschüttelt; zwei Tage und zwei Nächte hatte er dagelegen. Bjenik hatte ihm allerhand Kräuter gekocht und sich gefreut, als der junge Mensch am dritten Tag frisch und munter weitergewandert war. Aber die Krankheit war wohl in der Hütte zurückgeblieben und auf den Alten übergegangen. Die Kälte schüttelte ihn, dann wieder glühte er im Fieber. Er hatte keine Lust zum Essen, die Beine knickten unter ihm ein, alle Glieder taten ihm weh. Er hatte sein Leben lang jede Krankheit überwunden, aber diese konnte er nicht bezwingen, er musste liegenbleiben. Die Nachbarn fragten sich zwar, wo er wohl bleibe, aber erst als die Küsterin zu ihm kam, um sich wegen eines kranken Kalbes Rat zu holen, erfuhr man, dass der alte Jurko krank sei. Nun kamen sie alle mit Ratschlägen und Arzneien gelaufen, brachten ihm Buttermilch und sagten sich dabei: „Er ist alt und kann sterben; das steht uns allen bevor; aber in seiner Stube sieht es ja aus wie in einem Stall. Das wäre beim Begräbnis eine Schande für uns, wir müssen hier reinmachen!“

So kamen sie denn, fegten die Wände und Balken, die wohl seit Jahren nicht mehr gereinigt worden waren, tünchten und scheuerten und waren froh, dass der alte Bjenik, damals, als das Gemeindehaus hergerichtet worden war, sich die alten Dielenbretter erbeten, jedes brauchbare Stückchen herausgesucht und nicht geruht hatte. Damals hatten sie ihn ausgelacht, aber heute waren sie froh, dass sie nicht Lehm anrühren mussten, sondern nur den Holzboden zu scheuern brauchten. Sie putzten auch die Fenster. Dabei wirbelten sie Staub auf, dass der Kranke in der feuchten, üblen Luft beinahe erstickt wäre.

„Weißt du, Jurko“, tröstete die Mutter der Küsterin den stöhnenden Kranken; „es ist für den Fall, dass du stürbest. Hierher könnten wir die Leute nicht zum Singen hereinlassen.“

Der Arme sah es ein und litt still, ja, er dankte den Frauen für ihren Liebesdienst, obwohl er kaum Atem schöpfen konnte. Nachdem die Frauen noch tüchtig in dem Sparherd eingeheizt hatten, der in den großen Kachelofen mündete, verließen sie höchst befriedigt die Hütte. Der Kranke meinte, sein Kopf müsse in der Nähe des Ofens zerspringen. Zum Glück kam auch der Küster, der seit der Krankheit des Herrn Pfarrers viel davon zu erzählen wusste, was Kranken nottue, riss Fenster und Türe weit auf und schimpfte auf „die dummen Frauen“, aber nur im Geist, damit Milov ihn nicht verriete. Dieser besah das Bett und runzelte die Stirn: „Das bricht ja mit ihm ein; wir wollen ihm das Bett aus dem Gemeindehaus geben, das dort ganz überflüssig ist. Auch reines Stroh muss er bekommen!“ Auf dem Heimweg begegnete er Jankovitsch, und dieser versprach sogleich, für den Strohsack zu sorgen.

Der kurze Wintertag ging zu Ende. Bevor die Sonne hinter den schneebedeckten Bergen verschwand, blickte sie noch einmal in die winzigen Fensterchen der Hütte, als wollten ihre scheidenden Strahlen den kranken Greis grüßen. Vielleicht erkannten sie ihn gar nicht, so verändert lag er da, in einem guten Bett mit neuem Strohsack, in reinen Kissen und sauberer Wäsche, gewaschen, rasiert, das weißgelockte Haar gekämmt wie nie zuvor! Das Stübchen sah zwar ärmlich aus, aber es war ordentlich aufgeräumt, gelüftet und durchwärmt – und der, welcher all diese Veränderungen zustande gebracht hatte, saß auf einem alten Stuhl ohne Lehne und hatte den Kopf in beide Hände gestützt. Man sah es dem Greise an, dass ihm Erleichterung geworden, aber auch, dass er schwer krank war. Die

schwieligen Hände ruhten so, wie Jankovitsch sie ihm gelegt hatte. Aber warum saß dieser so gebrochen da? Warum freute er sich nicht, dass er dem Kranken so viel Gutes getan hatte? Schon gestern, als er hergekommen war, um das neue Bett aufstellen zu helfen, hatte er sich all das vorgenommen, was er heute getan hatte. Er hatte die Bettbezüge von seiner Mutter und etwas von seiner älteren Leibwäsche genommen, hatte mit Zwaras Hilfe den Alten sehr behutsam gebadet und ihn, nachdem er gereinigt und angekleidet war, wie ein Kind in das frisch bereitete Bett gelegt. Dieser hatte sich bei allem ganz ruhig verhalten. Dann war Zwara gegangen und Jankovitsch wartete auf seine Tochter, die etwas Milch bringen sollte. Doch warum sank der Kopf des Mannes so tief herab, nachdem er eine Weile den ruhig Schlafenden betrachtet hatte?

„Väterchen, was habt Ihr?“ erklang die silberhelle Stimme über ihm.

„Du bist es, Hannchen?“ Der Mann richtete sich auf und zeigte der Tochter sein trauriges Antlitz.

„Ich bin gekommen, Vater. Aber warum seid Ihr so traurig?“

„Mein Kind, hast du das Büchlein „Ohne Gott in der Welt“ gelesen?“

„Ja.“

„Sieh, er ist wie jener Martinko dort. Jahre hindurch ist er unser Dorfhirte gewesen, aber den Hirten seiner Seele hat er nicht erkannt! Wir alle wussten von ihm, aber keiner hat ihm ein Wort gesagt! Ich klage meine Mitbürger nicht an, die Schuld liegt vor allem an mir! Sechs Jahre habe ich in diesem Dorf gelebt als einer, der Christus aufgenommen hat, aber kein einziges Mal habe ich mit diesem Armen von ihm gesprochen. Wir haben ihm unsere Herden anvertraut, wir haben ihn bezahlt, so dass er äußerlich leben konnte, aber um seine Seele haben wir uns nicht gekümmert: Ich habe es bis

heute nicht getan! O diese Unterlassungssünde! „Ich bin gefangen gewesen und ihr habt mich nicht besucht ...“, sagt der Herr. Seine unsterbliche Seele ist in Finsternis und Unwissenheit gefangen gewesen und ich habe ihn nicht besucht – und jetzt ist es wohl zu spät, denn er erlischt ... Wohin wird diese arme Seele gehen? Nimm dir dies zur Warnung, Hannchen; schweige nicht, bezeuge allen den Heiland, damit du nicht einst klagen musst, dass eine Seele verloren gegangen sei, der du vergessen hast zu leuchten!“

„Mein Väterchen!“ Das Mädchen schlang die Arme um den Nacken des Vaters und schmiegte sich an ihn. „Das wird der Herr nicht zulassen; Onkel Bjenik lebt ja noch; wir wollen beten, er wird nicht früher sterben, bevor er nicht die frohe Botschaft gehört und angenommen hat!“

Das kindliche Vertrauen der Tochter glich einem Seil, das der Vater ergriff, um auf dem tobenden Meer berechtigter Selbstanklagen nicht unterzugehen.

Ein Weilchen später saß Hannchen allein auf dem Platz ihres Vaters. Sie hatten gemeinsam gebetet und dann war er gegangen. Als hätte der Kranke nur darauf gewartet, so öffnete er jetzt die Augen und blickte verwundert in das liebliche Gesicht des Mädchens.

„Habt Ihr gut geschlafen, Großvater?“ Hannchen beugte sich über den Greis.

„Ei, freilich habe ich gut geschlafen“, rühmte der Kranke. „Aber, wer bist du, mein Kind?“

„Hannchen Jankovitsch, Großvater. Ich hab Euch ein wenig Milch gebracht; gelt, die werdet Ihr trinken!“

„Jankovitsch? Da bist du also die Verlorene?“

„Ja, Großvater, ich war zweimal verloren.“

„Was du nicht sagst! Wieso denn?“

„Das will ich Euch gleich erzählen, doch erst müsst Ihr essen.“

Zwar hatte der Kranke wenig Lust dazu, aber um das Mädchen, das ihn so schön bediente wie irgendeinen Herrn, nicht zu betrüben, aß er ein paar Löffel Milch mit einem Brötchen und trank einen Schluck frischen Wassers. Dann bat er sie, ihm zu erzählen, wieso sie verloren gewesen. Inzwischen war es Abend geworden. Am Himmel leuchtete der Mond und der warme Feuerschein des Ofens beleuchtete das Bett, den Greis und das vor ihm sitzende junge Mädchen. Sie passten so gut zusammen, der alte Mann am Rande des Grabes und die zarte, frische Mädchenblüte in der alten, niedrigen Stube; es war wie ein Märchen. Das Mädchen erzählte kurz, wie sie für ihren Vater auf Jahre hinaus verloren gewesen; sie hörte nicht, dass sich die Haustür und auch die Stubentür leise öffnete, denn sie hatte derselben den Rücken zugewandt. Hätte sie sich ein wenig umgewandt, dann wäre sie wohl vor dem Schatten erschrocken, der in der niedrigen Stube so riesengroß erschien. Aber sie hatte nur Augen für den Greis, so wie dieser für sie, und so sahen sie beide nicht, dass der Ankömmling sich auf dem Bänkchen am Kachelofen niederließ, dessen Breite ihn verdeckte. Es war gut, dass er das Mädchen nicht gestört hatte, so dass sie zur Beschreibung übergehen konnte, wie sie zum zweiten Mal verloren gewesen war, und zwar für ihren himmlischen Vater! Sie erzählte von dem Herrn Jesus als von dem guten Hirten und von ihrer Seele als dem verlorenen Schäflein; der Mann hörte ihr zu, ohne den Blick von ihr zu wenden. Sie sagte ihm die Stelle aus Lukas 15 von dem Hirten, der hundert Schafe hatte und eines davon verloren hatte, auswendig her! Am Gesicht des Greises merkte man, dass er eine nie gehörte Botschaft vernahm, aber auch, dass er sie verstand.

„Seht, so hat er auch mich gefunden, auf seine Arme genommen und nun trägt er mich dem Himmel zu!“ schloss sie ihre Erzählung und die Hand des Greises mit ihren warmen, weichen Händen fest-

haltend, sprach sie mit kindlicher Innigkeit: „Großvater, habt Ihr schon je daran gedacht, dass der himmlische Vater seinen Sohn zuerst den Hirten geschenkt hat?“ In dem Stübchen wurde es für einen Augenblick still.

„Nein, mein Schäflein, daran hab ich niemals gedacht und doch ist es wahr! Die Hirten waren die ersten, welche ihn dort in dem Stall fanden. Ich erinnere mich, dass mir das noch meine Großmutter, Gott hab sie selig, erzählt hat“, entgegnete der Alte nachdenklich. „Von den Dingen, die du mir erzählt hast, mein Töchterlein, habe ich auch in der Schule gehört, aber das war nur zwei Winter hindurch, dann musste ich schon in den Dienst, und als ich vom Militär zurückkam, machte mich die Gemeinde zum Hirten. Beim Militär war ich bei den Pferden, dort hörte man nichts von Gott; als Gemeindehirte konnte ich nur gerade im Winter ins Gotteshaus gehen; aber ich war eben solch ein dummer Mensch, dass ich von dem, was der Herr Pfarrer predigte, nichts verstanden habe. Ich will die Wahrheit sagen, ich habe dort oft geschlafen. Am meisten hat es mich verdrossen, dass ich nicht weiß, wozu wir eigentlich zur heiligen Beichte gehen, denn ich war vorher wie hernach immer derselbe. Wir haben dort immer Besserung gelobt, aber ich für mein Teil habe das niemals halten können. Den seligen Herrn Pfarrer habe ich gerne gehabt, das war solch ein guter Mensch. Er hat mich oft nach dem Vieh gefragt und mir dann den Beutel voll Tabak gestopft. Er war ein großer Bienenfreund, ich musste ihm allerhand Kräuter aus den Bergen bringen.“

„Und von Eurer Seele hat er niemals mit Euch gesprochen?“ fragte das Mädchen traurig.

„Niemals, mein Vöglein; er dachte wohl, dass er uns ja am Sonntag genug davon erzählt.“

„Und der Herr Pfarrer, der zu Pfingsten fort ging?“

„Auch das war ein freundlicher, wohltätiger Herr; er hat mir oft etwas zukommen lassen, und als sich seine „Scheckige“ den Fuß gebrochen hatte und ich ganz traurig dastand, hat er mich noch getröstet: „Macht Euch nichts draus, Jurko, die verkaufen wir dem Fleischer.“„

„Auch er hat Euch nicht gefragt, ob Ihr in Euren Wäldern an den guten Hirten denkt?“

Der Alte schüttelte den Kopf. „Weißt du, mein Kind, ich hätte ihn so wenig verstanden, wie wenn er predigte. Er war ein sehr kluger, gelehrter Herr; ich wundere mich nicht, dass er nicht bis zum Tod bei uns auf dem Dorf bleiben wollte!“

„Großvater, könnt Ihr lesen?“

„Ich habe es gekonnt, aber langsam vergesse ich es.“

„Werdet Ihr mir zuhören, wenn ich komme, um Euch aus dem Worte Gottes vorzulesen?“

„O, wie gerne!“ Der Greis streichelte die Hand des Mädchens. „Komm nur, vielleicht kannst du mich belehren, dich verstehe ich! Du hast gesagt, dass der Sohn Gottes den Hirten geschenkt worden sei; das ist mir so zu Herzen gegangen, denn ich bin ja auch ein Hirte! Ist er auch mir geschenkt worden?“

„Ei, freilich auch Euch, so gut wie mir. Ich habe ihn aufgenommen; nicht wahr, Ihr werdet ihn auch aufnehmen?“

„Ich möchte wohl gerne, mein Kind! Du musst mich nur belehren, wie ich das tun soll. Wenn du mir die Heilige Schrift vorliest, werde ich es wohl daraus erfahren?!“

„Sicherlich, Großvater! Doch jetzt sollten wir nicht mehr sprechen; Ihr seid müde. Wenn Ihr wollt, werde ich jetzt für Euch beten und Euch dann ein Lied singen, damit Ihr schneller einschlafen könnt.“

Und das Mädchen betete. Es war, als hörte man die Bitte eines Kindes, das fest glaubt, dass ihm das, worum es bittet, gegeben wird. Der Greis wiederholte ihre Worte und fügte endlich hinzu: „Herr, mein Gott, erbarme dich über mich dummen Menschen, damit ich weiß, wie ich deinen Sohn aufnehmen muss!“ Dann begann das Mädchen zu singen: „Wo bist du, mein herzliebster Jesu Christ?“

Beim letzten Vers stand der unbemerkte Zuhörer auf und ging leise hinaus in den Winterabend. Das Licht des Mondes beleuchtete die schlanke, in einen warmen Wintermantel gehüllte Gestalt des jungen Pfarrers. Er war zu Fuß von der Bahn heimgekehrt und hatte unterwegs erfahren, dass der alte Bjenik erkrankt sei und wohl nicht mehr lange leben werde. Es war ihm eingefallen, dass er diesen Mann noch nicht besucht hatte, und so wollte er im Vorbeigehen dieser Pflicht Genüge tun. Er trat ein, und was er hier gehört, würde er wohl nicht mehr vergessen. Diese Stunde öffnete ihm die Augen und gab ihm die Antwort auf verschiedene Fragen, die sein Inneres bewegten: „Also solch einem Volke predigen wir 52 mal im Jahr!“ dachte er, während er gesenkten Hauptes dahinschritt. „Es hört uns an und alles bleibt beim alten, denn es versteht uns nicht. Was würde es wohl verstehen? Vielleicht Erfahrungen! Christus hat nicht geboten: „Ihr sollt meine Priester sein!“, sondern: „Ihr sollt meine Zeugen sein.“ Ein Zeuge muss zuvor selbst etwas erleben, sehen, hören, mit einem Wort, Erfahrung haben! Waren das Erfahrungen, was wir bei jener Zusammenkunft vorbrachten? Nein, das waren schöne, hochfliegende, homiletisch ausgearbeitete Reden, und wir und unsere Zuhörer sind so fortgegangen, wie wir hingekommen sind.“

„Wie ist es Euch ergangen?“ fragte die Frau Pfarrer etwa eine halbe Stunde später ihren Sohn, nachdem sie ihn freudig begrüßt und das Abendbrot aufgetragen hatte.

„Wie gewöhnlich“, entgegnete er mit eigentümlichem Lächeln. „Wir haben ein halbes Dutzend schöner, niemandem nutzbringende Reden gehalten, die Rechtgläubigkeit der evangelischen Kirche und die Notwendigkeit des Kirchenbesuches hervorgehoben, dabei auch ein bisschen über die Sektierer losgezogen. Dann ist das Volk auseinandergegangen und wir haben bei einem guten Mittagessen – mit Ausnahme meiner Wenigkeit – auf das Wohl der Frau Pfarrer getrunken. Dann haben wir beraten, welche Gemeinde das nächste Mal durch unsere Missionspredigten belebt werden soll, und dann ist ein jeder seiner Wege gegangen, von der Unrast des Lebens getrieben!“

Die alte Frau trug die Suppenschüssel in die Küche und seufzte dabei tief auf: „Er ist noch unzufriedener und gereizter wiedergekommen; was ist das nur mit ihm?“

Die Leute von Zorovce wunderten sich, dass der alte Bjenik nicht gleich starb, wie es den Anschein gehabt hatte. Seitdem sich die Jankovitschs seiner angenommen hatten, ging es besser mit ihm, wie sie sagten. Ja, was die anfassten, das gelang. Des Nachts schlief einer von den Männern bei dem Alten. Jankovitsch hatte sein geflochtenes Bett mit den Militärdecken dahin schaffen lassen. Bei Tag saß Großmutter Simon mit ihrem Spinnrocken bei ihm; sie konnte, wie sie sagte, hier ebenso gut spinnen wie daheim und dabei dem Kranken Wasser oder Milch reichen, da er nichts anderes wollte und mit ihm plaudern, wenn er nicht schlief. Den Nachmittag erwartete er immer voller Sehnsucht, denn dann kam Hannchen Jankovitsch und las ihm aus Gottes Wort vor, und dann sprachen sie darüber wie zwei Kinder. Wenn Gott einem Menschen die Augen öffnet, dann geht es, besonders, wenn er wenig Zeit dazu hat, gründlich und schnell! Die Nachbarn, die in die Versammlung gingen, wunder-

ten sich, wie rasch und gut der Alte die Wahrheit erfasste, und wie er sich jedes Mal freute, wenn ihm etwas aus den Evangelien oder den Episteln klar geworden war. Nun lasen und sprachen auch andere mit ihm, aber am liebsten von allen hatte er eben Jankovitsch. Er fühlte die Wärme brüderlicher Liebe, welche dieser ihm entgegenbrachte und wie sehr er bemüht war, ihm die göttlichen Wahrheiten nahezubringen. Einst, als sie miteinander allein waren, hatte Jankovitsch den alten Hirten um Verzeihung gebeten, dass er ihm nicht früher das Wort Gottes gebracht hatte, und Gott segnete diese Demut dadurch, dass sich der Greis von seiner Hand im Glauben unter das Kreuz auf Golgatha führen ließ, um dort den Sohn, der zuerst den Hirten gegeben ward, als seinen persönlichen Heiland aufzunehmen. Von jenem Tage an wurde er körperlich immer schwächer, aber es war zum Staunen, wie sein Geist erstarkte. Das ganze Dorf kam, ihn zu besuchen, und alle wunderten sich über seine Worte, denn er redete ja wie die Heilige Schrift. Wenn unsere Nachbarn zusammenkamen, bat er sie, ihm ein Lied aus dem Gesangbuch vorzusingen. Dreimal hatte ihn auch der Herr Pfarrer besucht; zum dritten Mal, als er um das Abendmahl gebeten hatte. Es war nur der Kirchendiener und die alte Frau Uher anwesend, und diese erzählte, dass der Greis nach beendeter Feier laut zu beten angefangen habe. Er habe Gott für alles gedankt, was er ihm auf der Erde Gutes getan habe, am meisten aber für seinen lieben Sohn, den er den Hirten, also auch ihm, geschenkt habe. Nach beendigtem Gebet habe ihn der Herr Pfarrer gefragt: „Bjenik, habt Ihr die Gewissheit, dass Eure Sünden vergeben sind?“

„Ja, Ehrwürden. Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde; es hat auch mich gereinigt.“

„Ihr habt also die Hoffnung des ewigen Lebens?“

„Die Hoffnung? Nein, Herr Pfarrer, ich habe schon dieses Leben. Steht denn nicht von ihm geschrieben: „Ich bin die Auferstehung und das Leben?“ – Der himmlische Vater hat mir ja seinen Sohn gegeben, damit ich nicht verloren werde, sondern das ewige Leben habe.“

„Was werdet Ihr machen, wenn Ihr ins Tal der Todesschatten kommt?“

Da habe der Greis gelacht: „Einst sah ich in den Bergen ein Kaninchen, dem ein Habicht nachstellte, so dass ihm der Tod drohte. Schon wollte ich den Vogel fortjagen, da verschwand mein Häslein in einer Felsspalte und war gerettet. So will auch ich mich in den Wunden Christi bergen und der Tod wird mir nicht schaden. Die eine Hälfte meines Lebens habe ich auf den Bergen ohne Gott verlebt, die andere Hälfte will ich ganz mit Gott auf den ewigen Bergen verbringen.“

„Ach“, fügten die Frauen hinzu, „wo hat der alte Jurko nur das her? Er schien uns immer so dumm und nun ist er solch ein Mensch, der uns alle belehren kann.“

Während der Krankheit des Alten war das Weihnachtsfest und das alte Jahr vorübergegangen. Die Frauen hatten zu Ende gesponnen und das Garn aufgewickelt, die Weber holten die Webstühle hervor. Das würde eine Menge neuer Leinwand geben. Bis zum Erscheinungsfest herrschte strenge Kälte, aber mit einem Mal trat Tauwetter ein. Die Sonne schien besonders über Mittag sehr warm. Das merkten sogar die Berge, das Wasser floss in Bächlein herab; aber die Müller und die Bäuerinnen waren nicht böse darüber; sie warteten seit langem auf Mehl. Der Schnee schwand zusehends, da und dort blickten auf den Feldern die schwarzen Erdschollen hervor. Weil es am Morgen noch fror, konnten die Landwirte stückweise ackern. Die Wagner und die Schmiede hatten alle Hände voll Arbeit.

Die Bäuerinnen setzten Geflügel an. In manchen Häusern gab es besonders viel Arbeit, denn es gab viele Brautpaare! Die Spinnabende bei Raschos hatten aufgehört, auch die Versammlungen bei Jankovitsch waren nicht mehr so voll, aber diejenigen, welche sie treulich besuchten, begannen sichtbar dem Heiland zu dienen. Stefko freute sich sehr, nachdem er wieder mehr als eine Woche mit seiner Dreschmaschine dem Hause ferne gewesen, wie seine Hausgenossen im Glauben vorangingen, besonders Joschko!

Es traf sich für Milov, den Besitz seines Schwagers zu kaufen, denn dieser hatte gleichfalls etwas von dem parzellierten Großgrundbesitz bei Komorn gekauft.

„Ich will es für euch kaufen, Kinder“, sagte er zu den jungen Leuten. „Allerdings muss ich mir das Geld dazu in der Bank entlehnen; aber dann habt ihr wenigstens einen hübschen Besitz beisammen. Wenn Gott Gesundheit gibt, können wir es abzahlen. Die Bank verspricht mir das Geld zu sieben Prozent; in zehn Jahren können wir alles abgezahlt haben.“

„Kauft es nicht, Vater“, ließ sich Joschko vernehmen, „wir haben Land und Arbeit genug. „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Oder, was kann der Mensch geben, damit er seine Seele wieder löse?“

„Nun, darum brauchst du doch nicht gleich deine Seele zu verlieren, wenn du eine hübsche Landwirtschaft hast!“ –

„Wisst Ihr das so sicher, Vater? „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes“, befiehlt der Herr Jesus. Doch wie kann ich das Reich Gottes suchen, wenn mich die Arbeit so drängt und treibt, dass ich nicht zu Atem komme und nicht weiß, was ich zuerst angreifen soll? Dann sollten wir lieber gar nicht schlafen gehen! Würden wir Tagelöhner aufnehmen, würde es uns nicht genug einbringen, und soll-

ten wir allein arbeiten, müssten wir uns zu Tode schinden. Und ich sollte erlauben, dass sich meine Dorka so quält? Nein, Vater, für uns kauft nichts, und Euch ist es nicht not!“

Solch eine Rede von Joschko, das bedeutete etwas. Er war ein gesunder, tüchtiger Arbeiter, der Vieh und Äcker gern hatte; dennoch ging ihm heute die Seele voraus. Der Richter ärgerte sich, aber nach und nach dämmerte ihm die Erkenntnis auf, dass sein Schwiegersohn recht hatte.

Eines Nachmittags ordnete Jankovitsch seine Bücher in dem Wandschränkchen, als es an die Türe klopfte.

„Du bist es, Stefko? Sei willkommen“, begrüßte der Landwirt den Eintretenden.

„Was macht Ihr, Onkel?“

„Wie du siehst, räume ich meine Bücher ein. Vor zwei Jahren habe ich diesen Bücherschrank aus dem Nachlass des Notars gekauft, und dem Tischler zur Reparatur gegeben. Dann habe ich die Sache vergessen, bis er mir ihn heute brachte. Das ist mir lieb, denn wie du siehst, habe ich eine Menge alter und neuer Bücher, Hannchen desgleichen. Du kommst wie gerufen, denn du kannst mir helfen, das Schränkchen in die hintere Stube zu tragen.“

„O gerne!“ Der Jüngling hing den Winterrock an den Haken. „Wo wollt Ihr es aufstellen?“

„Nachdem wir die Bank entfernt haben, haben wir Platz genug. Auch das Harmonium haben wir hierher getragen.“

„Ich habe gehört, dass Hannchen schon in der Bibelstunde den Gesang begleitet. Da habt Ihr Euch gefreut?“

„Freilich, Stefko. Im Geist habe ich meinem himmlischen Vater und Bruder H. gedankt, dass das Harmonium gekauft wurde. So manche schöne Stunde verlebt mein Kind dabei und wir mit ihm!

Die Musik ist eine himmlische Gabe, wenn sie zur Ehre Gottes erklingt!“

Eine Weile später stand das mit Glastüren versehene Bücherschränkchen in Hannchens Stube, die dadurch sehr verschönt wurde. Stefko brachte die Bücher aus der vorderen Stube herbei, Jankovitsch entnahm Hannchens Schätze der bemalten Truhe; dann räumten sie alles nach Möglichkeit in ein Fach. In das andere taten sie die Kleinigkeiten, die Hannchen auf dem Schrank stehen hatte; Stefko sagte, dass das jetzt in der Stadt Brauch sei. Die unteren Fächer, die nicht mehr in die Augen fielen, sollte sie selbst einräumen. Sie freuten sich im Voraus auf ihre Überraschung.

„Wo ist denn Hannchen, Onkel?“

„Sie ist ins Schulhaus gegangen, von dort zu dem alten Hirten. Aber ich bin in Sorge um sie, denn sie hat ihr Wolltuch nicht mitgenommen und jetzt weht solch ein kalter Wind!“

„Denkt Ihr, dass sie bald heimkommt?“

„Etwa in einer Stunde, früher nicht.“

„Inzwischen kann ich erledigen, wozu ich hergekommen bin, und wenn Ihr mir dann das Wolltuch gebt, kann ich es ihr hinbringen, denn ich möchte auch gerne Onkel Bjenik besuchen.“

„Also, setze dich und teile mir mit, was du wünschest.“

Jankovitsch setzte sich auf die Bank beim Fenster und bot dem Jüngling einen Stuhl an.

„Ich kann Euch mit Freuden mitteilen, dass ich die Dreschmaschine schon bezahlen kann. Als mein Pflegevater mir sagte, dass wir für den Winter genug Getreide haben, machte ich alles zu Geld, und das Holzschneiden trug auch etwas ein. Mit Kleidern und Schuhwerk bin ich versehen, und wenn ich meine Ersparnisse dazu nehme, habe ich die ganze Summe beisammen, ja, es bleibt mir noch ein wenig.“

Der Jüngling zählte mit sichtlicher Freude die ausbedungene Summe auf den Tisch. Er fügte auch die Zinsen hinzu. Diese schob Jankovitsch fast unwillig zurück. „Wenn ein Christ dem anderen helfen will, darf er sich das nicht bezahlen lassen.“

„Aber, Onkel, damit ist doch Eure Liebe nicht bezahlt! Ihr habt mir sehr gut geholfen.“

„Das freut mich, aber die Zinsen nehme ich nicht an. Es würde Hannchen betrüben, und das willst du doch nicht! Ich könnte ja fragen, wozu du schon bezahlst, da niemand das Geld fordert. Aber Schulden sind des Menschen Feinde. Je früher er sie abschüttelt, desto ruhiger kann er schlafen. Zwar hast du scheinbar wieder nichts für deine Mühe – aber du hast dennoch etwas: die Maschine ist dein! Das ist gerade so, wie wenn der Landwirt sich ein Paar Pferde anschafft. Niemand wird sagen, dass er nichts habe! Was du von nun an mit der Maschine verdienst, ist dein, es bleibt dir bar. Möge Gott dir weiter helfen.“

Jankovitsch reichte dem Jüngling herzlich die Hand; dann schob er das Geld in ein Seitenfach der Truhe.

„Weißt du, was ich dafür kaufen werde?“

„Es wird mich freuen, wenn Ihr es mir sagt!“

„Der Wiesengrund zwischen den Erlen und die Mulde mit dem Hag sind zu verkaufen.“

„Aber das ist doch solches Brachland!“ meinte der Jüngling verwundert.

„Ja; aber nur so ist es möglich, all unsere Felder und Wiesen, die ich kürzlich alle zurückgekauft habe, mit einem Wort, unseren ganzen Grundbesitz, mit einem Zaun zu umgeben. Wenn ich das übrige Geld in dies Land hineinlege, wird es mir reiche Zinsen tragen! Ich möchte unseren lieben Mitbürgern gerne zeigen, wie ein Christ mit dem Boden umgehen soll, den Gott ihm anvertraut. Wir hätten uns

schon längst zu besseren Verhältnissen emporgearbeitet, wenn wir wirtschaftlich mit der Natur umgingen, durch die Gott uns erhält. Es brauchten nicht so viele von uns in der Fremde ihr Brot suchen. Jetzt, nachdem uns der heilige Gott unser Land zurückgegeben hat, so dass es ganz unser eigen ist, hat jeder von uns die Pflicht, an seinem Aufbau mitzuhelfen.“ Jankovitsch hatte mit ungewohnter Lebhaftigkeit gesprochen und der Jüngling hörte mit Interesse zu.

„Onkel, Ihr solltet Motorpflüge kaufen, besonders für das Umgraben der Kartoffeln und anderes mehr. Unsere Leute habe ich vergeblich zu überreden gesucht, und doch ist es eine große Ersparnis von Zeit und Kraft.“

„Hast du einen Katalog?“

„Ja.“

„Bringe ihn mir am Abend! In dieser Beziehung nehme ich jeden guten Rat, den du mir gibst, dankbar an! Nicht der ist dumm, der bis zum Tod gerne lernt, denn ein solcher wird immer weiser, sondern der, welcher sich einbildet, genug zu wissen.“

„Da habt Ihr recht, Onkel! Aber uns Jungen will es mitunter dünken, dass wir schon alles wissen, und das ist schade!“

„Vielleicht werden sich die Leute wundern, warum ich jetzt meinen Besitz in die Höhe bringen will, nachdem ich ihn jahrelang vernachlässigt habe. Möglich auch, dass ihr, die ihr die Wahrheit liebhabt, mich der Mammonsucht anklagen werdet. Aber du hast einen weiten Blick, dir will ich es sagen: Ich habe viel, sehr viel auf der Welt versäumt, was ich nicht mehr einbringen kann, besonders in jener Zeit der Trauer, da alles, Herz, Seele und Geist, in mir schlief. Der heilige Gott hat sich meiner erbarmt, er hat mich aus diesem Schlaf erweckt, nicht durch einen Schlag, sondern durch seine große Liebe. Nun sind mir die Augen aufgegangen und ich habe erkannt, wie viel ich meinen Mitmenschen schuldig geblieben bin. Mit dem

Worte Gottes habe ich euch, die ihr zu mir kommt, gedient, und will euch gerne weiter dienen, zum persönlichen Zeugnis habe ich keine Fähigkeiten. So ist es auch in irdischer Beziehung; darum habe ich mir vorgenommen, da ich nicht reden kann, durch die Tat zu zeigen, wie und was man tun sollte, damit Gott uns segnen könnte, denn ich denke immer: Das Wort Gottes Menschen zu verkündigen, die durch die Not des Lebens in die Welt hinausgetrieben werden, gleicht dem Rudern auf hoher See mit einem Ruder. Man rudert und rudert und bleibt stets auf einem Fleck, wenn nicht gar die Strömung das Schifflein erfasst und an einer Klippe zerschellt."

In der Stube wurde es für einen Augenblick still. Dann streckte der Jüngling dem Mann die Hand hin: „Ich danke Euch für Euer Vertrauen, Onkel; nehmt meine Rechte mit dem Versprechen, dass ich Euch, solange ich in Zorovce bin, wie ein Sohn zur Seite stehen will, so dass wir gemeinsam mit zwei Rudern rudern wollen. Teilt mir alles mit, was Ihr getan haben wollt, damit ich weiß, wie ich Euch helfen kann."

Die Männer drückten sich die Hände; dann nahm der jüngere Hannchens Tuch, und ein Weilchen später sahen ihn die Nachbarn dem Häuschen des Hirten zueilen.

Er trat leise ein; doch auf der Schwelle blieb er stehen. In dem Stübchen, das die Dämmerung erfüllte, erklangen zwei Stimmen. Aufmerksam umherspähend, erkannte er, dass Hannchen nicht da war; dafür saß Herr Pfarrer Morhatsch vor dem Bett, und neben dem Kachelofen Großmutter Simon. Beide Männer sprachen eifrig miteinander. Er trat zurück, da er nicht stören wollte und schloss leise die Türe. Großmutter Simon hatte ihn zwar gesehen, aber auch verstanden und gütig gelächelt. In dem kleinen Hof blieb er ratlos stehen. Da hörte er plötzlich seinen Namen rufen. Freudig wandte er sich um.

„Hannchen, was machst du hier?“

„Willkommen, Stefko! Sie haben dem Onkel etwas Holz gebracht; das habe ich eingeräumt und gehe jetzt nach Hause.“

„Dann komm schnell! Du hast kalte Hände. Es ist kalt, Vater schickt dir das Tuch!“

„Ach, du hast es mir gebracht; da bin ich froh! Es hat sich wieder empfindlich abgekühlt.“ Das Mädchen hüllte sich in das Wolltuch.

„Also, komm! Oder gehst du noch hinein?“

„Ich habe mich schon verabschiedet; Großmütterchen Simon ist dort und der Onkel hat Besuch, den Herrn Pfarrer. O, wenn du gehört hättest, was für ein Zeugnis er vor ihm abgelegt hat!“

„Ich hörte ihn eifrig sprechen, aber ich wollte nicht stören. Hannchen, denkst du, dass er dem Herrn angehört?“

„O, sicherlich! Wenn ich ihm vorlese oder singe, hat er solche Freude an dem Herrn Jesus. Und wir können uns doch nur an dem erfreuen, was wir schon haben, nicht wahr?!“

„Sicher, nur daran; das weiß ich jetzt gut! Die ganze Woche war ich draußen in der Welt allein und doch nicht allein, denn er war immer bei mir.“

Die beiden jungen Leute eilten, tapfer gegen den Wind ankämpfend, die Straße entlang.

„Siehst du, wie gut es ist, dass du das Tuch hast? Es ist ja, als würden wir mit Eis übergossen. Hülle dich nur fest ein!“

„Ich weiß wirklich nicht, Stefko, warum alle Leute zu mir so gut sind?“ bemerkte das Mädchen.

„Sind sie immer so gut gewesen?“ Der Jüngling stand still.

„Ja, immer, auch dort daheim, solange ich denken kann. Die Nachbarsleute, in der Schule, und jetzt hier, ihr alle!“

„Auch ich?!“

„Freilich!“

„Na, weißt du, als ich mal in Maleks Hag das Echo rief, da gab mir der Wald alles zurück, was ich hineinrief, Gutes oder Böses. Was mich betrifft, so zahle ich dir nur Schulden ab.“

„Schulden?!“

„Ach, da wundert sie sich noch! Bin ich nicht etwa dein Schuldner?! Aber in dieser Sache werde ich es nicht länger mehr sein, da ich deinem Vater soeben die Dreschmaschine bezahlt habe. Weil du mir von ganzem Herzen helfen wolltest, hat Gott mich so gesegnet, dass sich sogar die Meinen verwunderten, wie viel ich verdient habe. Euer Müller hatte recht, als er sagte: „Fürchten Sie sich nicht, die Maschine zu kaufen, sie stammt noch aus der Vorkriegszeit und ist sehr gut. Sie werden so leicht keine ähnliche finden; zwar scheint sie anderen gegenüber klein, aber man kann viel damit ausrichten.“ Nur eins verdrießt mich, dass dein Vater keine Zinsen nehmen wollte.“

„Zinsen?“ rief das Mädchen überrascht. „Der Herr sagt: „Wer den Willen Gottes tut, der ist mein Bruder und meine Schwester.“ Wir wollen ihn beide tun und somit gehören wir zu seiner Familie und sind wie Bruder und Schwester. Ich denke, das wäre traurig, wenn die Schwester vom Bruder Zinsen nehmen würde. Ja, wenn sie sonst nichts zum Leben hätte! Aber so?“

„Nun, du hast recht. Aber ich möchte mich doch dankbar zeigen. Ihr habt frisch eingefahrenes Holz; ich werde mit Joschko kommen und es euch schneiden.“

„Ei, das wird gut sein, Stefko; nur bitte ich dich herzlich, kommt recht bald! Seitdem Vater die Geschichte mit dem Herzen hatte, ist das Holzsägen nichts für ihn, aber weil er Onkel Zwara nicht die ganze Mühe überlassen will, geht er doch jeden Tag daran. Das werden wahrhaft reiche Zinsen sein, wenn du meinen Vater vor Krankheit behütest!“

„Gut, dass du mir das sagst. Wir kommen gleich morgen. Doch nun sind wir daheim!“ Der Jüngling öffnete Jankovitschs Hoftor.

„Höre, Stefko“, sprach das Mädchen, die dargebotene Hand festhaltend. „Dorka und Joschko kommen heute zum Abendbrot zu uns; komm auch mit!“

„Ich komme gerne; aber warum?“

„Wir haben miteinander Brot, aber auch Stollen gebacken. Vater hat mir Tee und Zucker gebracht und will uns selbst einen echt russischen Tee kochen. Dann wollen wir singen und Vater bitten, dass er uns aus seinen Erfahrungen erzählt. Wenn du wüsstest, wie schön er das kann!“

„Und dabei wollen wir uns über die Überraschung freuen, die er dir bereitet hat.“

„Was für eine Überraschung?“

„Wenn ich sie dir verriete, wäre es keine Überraschung mehr. Aber ich weiß, dass du Freude daran haben wirst!“

Ach, so ist die Jugend! Der Jüngling und das Mädchen standen in der ärgsten Zugluft, der Nordwind pfiff ihnen nur so um die Ohren, der Jüngling musste mit seinem Rücken das Tor halten, dass es nicht zuschlug – und doch fühlten sie keine Kälte; ihnen war es warm, denn die Wärme kam aus ihren Herzen. Ach, es war ihnen zusammen so wohl! Hätten sie sich nicht „Auf Wiedersehen!“ zurufen dürfen, dann wären sie noch nicht auseinandergegangen. Aber es verstrich keine Stunde, da waren sie wieder beisammen. Jankovitsch hatte wirklich guten Tee gekocht. Hannchen und Dorka trugen das schmackhafte Gebäck auf; sie aßen alle mit dem frischen, gesunden Appetit der Jugend und freuten sich an Hannchens Überraschung. Dann sangen sie die Lieder, die sie bereits gut spielen konnte und freuten sich, dass sie schon so viel von dieser Kunst erfasst hatte. Aber als Jankovitsch hernach in seiner fesselnden Weise von dem

weiten Russischen Reich und von den Leiden der Kinder Gottes zur Zeit des Zarentums und der Revolution zu erzählen begann und die große Gnade Gottes pries, welche dort bewiesen hatte, dass kein Rat noch Verstand gegen den Herrn hilft, da saßen sie mäuschenstill da, und der Heilige Geist, der in der Stille wirkt, wirkte auch in ihren Herzen heilige Vorsätze und Entschlüsse, Christo bis ans Grab treu nachzufolgen. Es war eine heilige Stunde, eine von denen, in welchen künftige Helden geboren und göttliche Charaktere gebildet werden. Sie waren nicht allein; sie hatten nicht bemerkt, dass Martin und Suska Uher und mit ihnen Senianek und seine Frau eingetreten waren. Am Schluss sangen sie auf Doras Bitte mit Begleitung des Harmoniums:

Bis in den Tod sind wir, Jesu, dein eigen,
Bis in den Tod bleiben wir dir getreu;
Und vor der Welt wollen freudig wir zeigen,
Dass wir, o Herr, zu dir stehn ohne Scheu.

Das sangen sie nicht nur mit dem Mund, das war das Gebet gläubiger Seelen, die sich auf Leben und Tod ihrem Heiland übergeben hatten. Es war nur ein Häuflein unwissender Kinder des Volkes; die große Welt wusste nichts von ihnen, aber dort droben in der ewigen Heimat waren sie bekannt und geliebt.

Inzwischen hatte das Gespräch im Hirtenhaus ein jähes Ende gefunden, denn der Greis hatte einen Erstickungsanfall bekommen, so dass es schien, als würde er gleich dort sein, wohin er durch Jesu Tod so zuversichtlich zu kommen hoffte. Der junge Pfarrer hob das sinkende alte Haupt empor und lehnte es an seine Brust. Die Großmutter öffnete Fenster und Tür, und der scharfe, kalte Wind half,

dass die beengte Brust aufatmete. Die Augen öffneten sich, und ein dankbarer Blick traf das bleiche Antlitz des jungen Mannes. Als dieser ihn ein Weilchen später vorsichtig in die hochgetürmten Kissen zurücklegte, nahm er den Schluck Wasser, den ihm die Großmutter auf einem Löffel reichte und schlief ein.

„Er wird wohl kaum mehr aufwachen, Großmutter“, sprach der junge Pfarrer tief bewegt.

„Wie Gott will, Hochwürden, aber er kann ja schon gehen, denn er geht heim. Wir haben es ja aus seinem Mund gehört, dass der Heilige Geist ihm die Gewissheit des ewigen Lebens gegeben hat. O, Gott ist gut, er enttäuscht keinen, der dem Ruf des Heilands: „Kommt her zu mir!“ auch wirklich folgt und zu ihm kommt.“

Behutsam, um ihn nicht zu wecken, wischte die Greisin mit einem weißen Tüchlein die Schweißtropfen, die der vorhergegangene Anfall hervorgerufen hatte, von der Stirn des Greises. Da bewegte dieser die Lippen. Beide beugten sich herab, um zu hören, was er sagte: „Vater, hab Dank ... Herr Jesus ... Sein Blut für mich ... ewiges Leben ... zu den Bergen Gottes ... Hannchen ... segne!“ Und noch einmal sehnsuchtsvoll: „Herr Jesu, heim!“ Das war alles, was sie vernahmen. Der Alte hob ein wenig das Haupt, legte es etwas niedriger, ein seltsames Leuchten überflog seine Stirn und breitete sich über das ganze Antlitz aus, ein schwaches Zucken der linken Hand, ein leises Aufatmen und ...

„Er ist schon hinüber ...“, seufzte die Großmutter auf, und niederkniend begann sie nach Volksbrauch still zu beten, dass der Herr Jesus die heimkehrende Seele durch das Tal der Todesschatten geleiten und nach der weiten Reise glücklich heimbringen möchte.

So war der Gemeindehirte von Zorovce heimgegangen, ein Arbeiter der zwölften Stunde, der auf der Erde wenig für Gott gelebt hatte, weil ihn die Menschen ohne Licht alt werden ließen und dem

es dennoch vergönnt war, fast mit dem letzten Atemzug einen zu retten, den die Menschen zum Seelenhirten gemacht hatten. Sie hatten diesem Menschen den Hirtenstab in die Hand gedrückt, damit er seine Herde in ein ihm selbst unbekanntes Land führe, aber er musste auf die Frage seiner Herde: „Gehen wir recht?“, mit „Vielleicht!“ antworten. Fragten sie: „Wartet unser dort das Leben?“, so musste er sagen: „Ich weiß es nicht; wer kann das wissen?!“ Wohl hatten sie ihn gelehrt, was zu seinem Amte gehörte, aber indem sie Bildung mit Leben aus Gott verwechselten, hatten sie ihn ausgesandt, um zu arbeiten, bevor er geistlich lebte, um anderen das Licht zu bringen, bevor Jesus Christus das Licht seines Lebens geworden war.

Nach bangen Nächten, in welchen kein Schlaf seine Augen schloss, nach harten Kämpfen mit dem stolzen Herzen, in denen der selbstgerechte Theologe sterben musste, damit der Diener Christi zum Leben komme, hatte Gott das Zeugnis und den Tod dieses Geringsten seiner Kinder gebraucht, um dadurch dieser jungen Seele zuzurufen: „Es werde Licht!“ Und es ward Licht. Pfarrer Morhatsch glaubte, dass das ganze Wort Gottes wahr sei und dass Gott, der den alten Bjenik in Gnaden angenommen hatte, auf Grund dieses Gnadenbundes auf Golgatha auch ihn annehmen wolle. An der Leiche des alten Hirten kniend, empfing er, während die Großmutter die abgeschiedene Seele mit ihren Gebeten begleitete, im Glauben Gnade, Vergebung, neues Leben, Licht.

Es war ein neuer Mensch, der das Hirtenhaus verließ. Zwei waren heute aus demselben fortgegangen: der eine hoch hinauf, himmlischer Ruhe, Schönheit und Herrlichkeit entgegen, der andere wohl auch großer innerer Freude, aber auch schweren Kämpfen und Leiden entgegen – und beide Männer waren auf der Erde Hirten.

Solch ein Begräbnis wie das des alten Bjeniks hatten die Leute von Zorovce noch nicht erlebt. Die ganze Gemeinde geleitete ihren Hirten zu Grabe, drei „Zechen“ hatten sich eingestellt, um ihn durch ihre Fackeln zu ehren. Wäre er katholisch gewesen, dann hätten sie ihm unterwegs gesungen: „Das ewige Licht leuchte ihm!“ Es leuchtete ihm in der Tat; vielleicht schien deshalb die Sonne so hell! Das Merkwürdigste aber war die Leichenrede, die der Herr Pfarrer dem Entschlafenen hielt. Niemals hatten die Leute von Zorovce eine ähnliche vernommen. Der Herr Pfarrer sagte in der Einleitung, was wohl der Heimgegangene seinen Mitbürgern zum Abschied zurufen würde? Diejenigen, welche den Greis in seinen letzten Tagen besucht hatten, glaubten gerne, dass ihnen der alte Bjenik all das ans Herz legen würde. Als der Pfarrer das ganze Leben des Greises zu schildern begann, so wie er es ihm selbst erzählt hatte, blieb kein Auge trocken. Er sagte, wie sich niemand um seine Seele gekümmert, wie er in diesem christlichen Land ohne Gott, ohne Christus gelebt habe, wie er, wenn er ins Gotteshaus gekommen sei, nichts von dem Gehörten verstanden habe. „Er hat unter uns gelebt, er hat uns treulich gedient, aber hätte Gott nicht seine Boten für ihn gehabt, wir alle hätten ihn ohne Christus, ohne Licht in die ewige Finsternis gehen lassen. Keiner von uns hat ihm in geistlicher Beziehung gedient – ich am allerwenigsten.“ Hier hielt der Pfarrer ein wenig inne und sein bleiches, junges Antlitz war so traurig, während er in dieser Grabesstille fortfuhr: „Dafür hat er mit dem letzten Atemzuge mir gedient! An seinem Sterbebett habe ich erkannt, dass er in der elften Stunde den Heiland im Glauben ergriffen hatte, obwohl er nur wenig mehr von ihm erfahren konnte – und dass ich, der ich alles von ihm wusste, den meine Kirchenbehörde auf euren Wunsch hierher gesetzt hat, damit ich euch zu Gott führe – ihn nicht habe. Im Verstand, in Büchern wohl – doch im Herzen nicht. „Also hat Gott die Welt ge-

liebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab.“ Das Wort kannte ich gut, ich wusste auch, dass Gott seinen Sohn für die Menschen gegeben, aber persönlich hatte ich ihn nicht aufgenommen. Weil es aber im Worte Gottes heißt: „Wie viele ihn aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden“, darum ist Juraj Bjenik früher ein glücklicher Sohn und Erbe geworden als ich, euer Pfarrer. Das ist gerecht, denn vor Gott gilt kein Ansehen der Person. Als ich das Ende dieses Gerechten sah, der wirklich heimging, da streckte ich endlich Herz und Hände nach dem dargebotenen Heiland aus; er nahm mich in Gnaden an und ich durfte ihn auch aufnehmen. Bisher wohnte er nur in meinem Verstand, wenn ich meine Bücher zur Hand nahm, aber vor meinen Herzensaugen war er verborgen. Heute wohnt er in meinem Herzen, so dass ich mit dem Lied ausrufen darf:

Ich bin dein, sprich du darauf dein Amen! Treuster Jesu, du bist mein!“

Ja, solch ein Begräbnis und solch eine Leichenrede hatten die Leute von Zorovce noch nicht erlebt. Keiner der Teilnehmer blieb unberührt, denn es war doch etwas Unerhörtes, dass ein Pfarrer seinen Gemeindegliedern ein derartiges Bekenntnis ablegte. Diejenigen, die ihn verstanden, jubelten in ihren Herzen; die anderen, denen sein Vorgehen seltsam, unbegreiflich erschien, fühlten dennoch tiefe Hochachtung vor dem jungen Geistlichen. Es war, als wäre er ihnen dadurch näher gekommen. Bisher hatte stets der Pfarrer zu den Gemeindegliedern gesprochen, heute war es der Mensch, der zu dem Volk wie ein Bruder zu Brüdern gesprochen hatte. Auch die Gleichgültigsten grüßten ihn achtungsvoll, als er den Kirchhof verließ.

So hatten die Bewohner von Zorovce ihren Hirten begraben. Am dritten Tag nach dem Begräbnis hielten sie eine Gemeindesitzung ab, in der sie beschlossen, das Hirtenhäuschen ein wenig herzurich-

ten, damit es Wanderburschen als Nachtquartier dienen könne. Sie wollten dadurch Bjeniks Andenken ehren, der in Ausübung dieses Liebesdienstes sein Leben gelassen hatte.

Kapitel 16

Leise brach der Abend herein. Senianeks hatten das fleißige Tagewerk beendet und saßen nun nach dem Abendbrot und der darauffolgenden Hausandacht, in die Betrachtung der göttlichen Wahrheiten vertieft, beisammen. Sie hatten den 51. Psalm gelesen.

„Wenn ich an meine Missetaten denke“, sagte Senianek traurig, „ dann kann ich Gott nicht genug dafür danken, dass ihr, mein Mütterchen und du, Cilli, mir vergeben habt, so wie die ewige Liebe Gottes, so dass es von mir nicht mehr heißt: „Meine Sünde ist immer vor dir!“, weil das Blut meines Heilandes sie für immer abgewaschen hat.“

„Es waren nicht nur deine Sünden, mein Sohn“; sprach die Mutter, seine Hand ergreifend.

„Da habt Ihr recht, Mutter“, pflichtete die Schwiegertochter bei, „es waren auch die unsrigen, und der heilige Gott hat uns allen vergeben.“ Die junge Frau stand vom Tisch auf, um das Geschirr abzuräumen. Sie legte die freie Hand auf die Schulter ihres Mannes und blickte ihm voll Liebe in die Augen. Er erwiderte diesen Blick so dankbar!

„Komm, Cilli, du kannst später abwaschen, ich will euch etwas sagen.“

Ein Weilchen später saß die junge Frau, nachdem sie den Tisch abgewischt und der Schwiegermutter die gewünschten Federn zum Schleißen gebracht hatte, neben ihrem Mann. Wer sie so zusammen sah, hätte nie geglaubt, was sie noch vor kurzem gewesen waren. Mit der wiederkehrenden Gesundheit blühte Cillis Schönheit aufs neue auf, und Senianek war heute ein wenngleich schon leicht ergrauter, aber doch noch stattlicher Mann, den man mit Freuden an-

sehen konnte. Ach, es waren schöne Erfolge göttlicher Barmherzigkeit und menschlicher Liebe.

„Martineks haben mir geschrieben“, begann der Schuhmacher, „dass sie den Besitz endlich auf ihren Namen eingetragen haben. Bis Weihnachten wussten sie noch immer nicht gewiss, ob er ihnen nicht noch genommen würde, und so konnten sie weder übersiedeln, noch etwas in Ordnung bringen. Es sind genug Gebäude da, aber alle sehr vernachlässigt. Er schreibt, dass sie ein paar tüchtige Großknechte suchen. Er verspricht guten Lohn; die Arbeit ist gegen die unsrige hier ein Kinderspiel; jeder Großknecht darf sich Geflügel und Schweine halten. Bei einiger Sparsamkeit kann er leicht etwas zurücklegen und sich mit der Zeit selbst etwas ankaufen. Da ich nicht mehr trinke, fragt er an, ob wir diese Stelle bei ihnen annehmen wollen. Meine Mutter könnte uns im Haus gut helfen; im Winter und bei Regenwetter könnte ich auch meinem Handwerk nachgehen. Ich habe darüber nachgedacht, ob das nicht von Gott ist, dass sich mir die Möglichkeit bietet, euch beiden zurückzugewinnen, was ich vergeudet habe. Wir würden nur für einige Jahre hingehen; ich würde dort kein Land ankaufen, sondern jeden ersparten Heller hier in unseren kleinen Besitz hineinstecken, damit wir bei der Rückkehr etwas vorfinden. Das Haus und die paar Felder würde ich verpachten und davon die Steuern bezahlen, und was ich dort mit eurer Hilfe erarbeiten würde, das bliebe uns. Also, was sagt ihr dazu?“

„Tu, was du für richtig hältst, mein Sohn! Ich will überallhin mit dir gehen und dir helfen, solange ich es vermag“, entgegnete seine Mutter mit zitternder Stimme, während Tränen über ihre runzligen, früh gealterten Wangen flossen.

Die junge Frau hatte die Hände auf den Tisch und den Kopf darauf gelegt und schwieg.

„Cilli“, beugte sich ihr Mann zu ihr herab, „warum sagst du nichts?“

„Ach, weil ich so sehr erschrocken bin!“

„Erschrocken?“ riefen beide aus. „Wovor denn?“

„Mutter und Ihr wisst nicht, wovor?“ Das Gesicht der jungen Frau war totenbleich. Sie presste die gerungenen Hände an die Stirn und blickte dabei in der Stube umher wie ein Mensch, der von allem, was er liebt, scheiden muss.

„Cilli, du fürchtest, dass ich wieder in meine Sünde fallen könnte!“ sprach der Gatte, sie verstehend.

„Weißt du sicher, dass das nicht geschehen wird? Wir haben ohne Gott, ohne Christus, ohne sein Wort gelebt, wir haben beide weder Gott noch den Eltern gehorcht, ja, wir haben als Knechte Satans in der Hölle gelebt. Als ich an jenem Morgen von dir lief, blutend und wund, als ob mich Hunde angefallen hätten, da wollte ich dieser Hölle entrinnen. Bei Tag und bei Nacht sah ich diese wüste, ausgeplünderte Hölle vor mir und zitterte bei dem Gedanken, dass ich sie je wieder betreten müsste. Und als Ihr mich dann zurückbrachtet in dies saubere, schöne Heim, das menschliche Liebe uns bereitet hatte, da war es mir, als träte ich in den Himmel ein. Du warst da, nicht mehr ein wildes Tier, aber auch nicht mehr derjenige, dem zuliebe ich gesündigt und das vierte Gebot übertreten hatte, sondern ein neuer, guter Mensch. Ich fürchtete, dass es nur ein Traum sei und dass ich wieder in der Hölle erwachen könnte. Jeden Tag und jede Nacht, die ich in diesem Himmel verleben durfte, habe ich vor dem Herrn Jesus auf den Knien angefangen und beendet. Und jetzt soll ich aus diesem Himmel hinaus ... und warum? Damit wir Land zukaufen können! Ihr habt Frau Horak erzählen hören, als sie ihre Eltern besuchte. Sie rühmte zwar, wie viel Land sie hätten, aber sie sagte, dass sie wie in einer Zigeunerbude wohnten, wo es weder

Feiertag noch Sonntag gebe. Eine Kirche gebe es weit und breit nicht, aber ein Wirtshaus hätten sie schon! Und als Großmutter Uher meinte, sie sollten doch jeden Morgen singen, Bibel lesen und beten, da schlug sie die Hände zusammen, wo sie dann die Zeit dazu hernehmen sollten?! Das sei nicht so wie bei uns hier! Ihre Großknechte würden streiken, wenn sie nicht mitarbeiteten, und sie müssten ihnen doch so hohen Lohn zahlen! Dort müsse der Mensch früh aufstehen, wenn ihm die Arbeit nicht über den Kopf wachsen solle! Und du willst in solch eine Knechtschaft gehen? Kein Feiertag, kein Sonntag? Die Unseren hier werden sich um das Wort Gottes sammeln, und wir sollen dort in dieser Einöde sein, wo wir im Glauben noch so schwache Kindlein sind? Ich stehe nicht für mich ein, auch Ihr könnt nicht für Euch einstehen, dass Ihr dem Heiland treu bleiben werdet. „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?“ Wenn Ihr gehen wollt, dann geht, ich kann es euch nicht wehren; aber freiwillig gehe ich mit euch nicht in diese Hölle. Ich weiß gewiss, dass uns der Herr nicht hinschickt, denn sein Wille ist, dass wir zuerst nach dem Reich Gottes trachten sollen. Auf diese Weise würden wir es schwerlich finden. Wenn hier Hungersnot herrschte, oder wenn wir gar nichts anzufangen wüssten, das wäre etwas anderes; aber so?! Wozu sollte ich fortgehen? Gott lässt mich hier alle Tage Arbeit finden, die mich ernährt. Und Erde? Soviel, wie ich zur letzten Ruhe bedarf, werden mir die Leute wohl geben!“ Die junge Frau hatte erst mit Bitterkeit, dann traurig gesprochen; in ihrer Stimme bebte die Entschiedenheit einer Seele, die sich um keinen Preis auf den schlüpfrigen Weg begeben wollte.

„Ach, Cilka, du denkst doch nicht, dass ich ohne dich gehen würde?“ schrie Senianek auf. „Wie stellst du dir das vor? Es handelt sich mir ja nicht darum, reich zu werden, sondern dir und Mutter durch

fleißige Arbeit zurückzuerstatten, was ich vergeudet habe, damit mich das Gewissen nicht so drückt.“

„Mir ist es nicht leid um das, was gewesen ist, ich habe einen größeren Schatz als das Verlorene, wenn ich dich gerettet sehe! Du hast von mir niemals einen Vorwurf in dieser Sache gehört; wenn du deine Sünden nur endlich dort lassen wolltest, wohin Gott sie geworfen hat, dann würden sie dich nicht mehr drücken. Aber das eine will ich dir sagen: Ich habe mich durch dich von meinem guten Vater abbringen lassen, denn ich habe dich mehr geliebt als ihn. Aber wenn du mich irgendwohin führen willst, wo ich den Herrn Jesus verlieren könnte, da gehe ich nicht mit, denn ihn liebe ich mehr als dich, und meine Seele will ich um keinen Preis verlieren.“

„Aber Cilli“, ergriff die Schwiegermutter schüchtern das Wort. „Wir müssten doch nicht ohne Gottes Wort leben! Wer würde uns daran hindern, Tag und Nacht damit zu beginnen?“

„Die Arbeit würde uns hindern und unsere Bauersleute! Wenn sie dort nicht viel besser wohnen, wie hier die Zigeuner, was für Räume mögen da ihre Knechte haben? Vielleicht müssen auch zwei Familien in einer Stube beisammen wohnen. Wir haben noch niemals mit Leuten gewohnt, die von Gott nichts wissen wollen; sie werden vielleicht morgens und abends fluchen, schelten, sich streiten, und wir sollten in derselben Stube singen, lesen, beten?! Ja, wenn es Onkel Jankovitsch oder Großmutter Simon wäre, die würden vielleicht auch solche Leute für den Heiland gewinnen; aber wir sind noch keine solchen Christen wie sie!“

In dem Stübchen wurde es still. Senianek hatte den Kopf in den Händen verborgen. Er war von Natur ein eigensinniger Mensch, was er sich einmal vorgenommen, das musste geschehen. Beriet er sich auch mit einem anderen, was nicht häufig vorkam, so führte er am Ende doch seinen eigenen Willen durch. Seine Frau kannte ihn gut;

darum fiel es ihr auch nicht ein, ihn durch Bitten und Überredungskünste von seinem Vorsatz abzubringen. Als sie sah, dass seine Mutter ihm schon den Willen tun wollte, obwohl ihr Herz blutete, dass sie im Alter die Füße unter den fremden Tisch stecken sollte, hatte sie entschieden erklärt, dass sie nicht mit ihnen gehen wolle. So etwas hatte er nicht von ihr erwartet. War sie ihm jemals gut gewesen und hatte sie ihm aufrichtige Liebe bewiesen, dann war es jetzt, wo sie nach ihren eigenen Worten wie im Himmel lebten! Plötzlich stand der Mann auf und ging wortlos hinaus. Ein paar Minuten später stand er schon in Jankovitschs Stall und sagte diesem, dass er sich in einer Sache mit ihm beraten wolle. Sie gingen in die Wohnung. Senianek teilte dem Nachbarn seine Pläne und Absichten mit, verschwieg ihm aber auch kein einziges von Cillis Worten. Er hatte sie gut behalten, sie hatten sich ihm tief ins Herz eingeprägt. Aber während er sie dem Nachbar wiederholte, wuchsen sie vor ihm, bis sie in ihrer ganzen Wahrheit riesengroß vor seinen Augen standen.

„Ich bitte Euch, entscheidet, ob sie recht hat oder ich? Ich will für sie und meine Mutter nur das Beste, hier werden wir nie emporkommen, sondern stets nur Tagelöhner sein.“

„Ich glaube Euch, Senianek, dass Ihr das Gute wollt, aber der Weg zur Hölle ist oft mit unseren guten Vorsätzen gepflastert. Der Entschluss Eurer Frau, um irdischen Mammons willen nicht vom Worte Gottes fort in die Einöde auszuwandern, ist besser. Auch Petrus hat sich vermessen, dass er dem Heiland treu bleiben würde und ist dem Meister gegen dessen Willen in den Hof des Kajaphas gefolgt. Aber als Satan ihn dort in sein Sieb nahm und zu sichten begann, ist er zuschanden geworden. Cilli tut recht, wenn sie dieser Sichtung aus dem Weg gehen will, um nicht gleichfalls den Herrn zu verleugnen. Ihr seid ein durch Gottes Gnade geretteter ehemaliger Trinker und Verschwender. Habt Ihr schon die Kraft, im täglichen

Verkehr mit ähnlichen Leuten Euch nicht zurückreißen zu lassen? Nicht wahr, nein! Und was wollt Ihr eigentlich? Wir wollen die Sache doch besehen: Hier habt Ihr Euer Häuschen und Euer hübsches Heim, Ihr seid ein arbeitsfähiger Mensch, Eure Frau ist fleißig, Eure Mutter desgleichen, Ihr seid ein freier Bürger und Euer eigener Herr. Ihr habt außer Eurer Lehrzeit und der kurzen Zeit beim Militär, bevor Eure Mutter Euch freibekam, noch niemals gedient und gehorcht; jetzt werdet Ihr ein Knecht, Eure Frau eine Magd. Werdet Ihr untergeben und sanft bleiben können, auch wenn Ihr mancherlei Torheiten sehet, die unsere Kolonisten begehen? Eure Cilli ist wieder recht hübsch; hier im Dorf würde es kein Mitbürger wagen, sich ihr in ungeziemender Weise zu nahen. Die Frau eines Großknechts steht niemals in solchem Ansehen und Ihr wisst, dass es viele schlechte, unsittliche Männer in der Welt gibt. Würdet Ihr es fertigbringen, denjenigen, der sich auch nur einen Scherz mit ihr erlaubte, nicht zu schlagen? Leute, die nur den Würmern gleich in dieser Erde herumbohren und ohne Gottes Wort und Gebet dahinleben, tragen, wenn sie irdische Güter in Hülle und Fülle haben, alles das in sich, was den Menschen dem Tier gleichmacht, ja, zeitweise unter das Tier erniedrigt. Kürzlich bekam ich einen Brief von einem Kriegskameraden. Wir haben beide in Russland den Heiland gefunden. Er ist Slowak und wollte sich auch in der Republik ankaufen. Er ging in diese Kolonien, um Landsleute zu besuchen, die dort christlichen Gemeinschaften angehört und das Reich Gottes treulich ausgebreitet hatten. Er hatte gehofft, sie auch hier unter ihren Mitkolonisten als Licht und Salz wiederzufinden, und er fand das Salz kraftlos geworden, das Licht, wo nicht erloschen, so doch unter den Scheffel gestellt, und keine einzige Seele, die sie für Christus gewonnen hätten. Sie haben viel Land, das ist wahr, sie haben ihren Besitz hochgebracht, aber was hilft ihnen das, wenn sie für Gottes Dinge er-

storben sind? So wird es auch Euch ergehen, Nachbar, wenn Ihr diesen Vorschlag als Gottes Willen erklärt, wo er doch nichts anderes ist als eine Versuchung.“

„Nein, Herr Jankovitsch, so wird es mir nicht ergehen“, sprach der Schuhmacher, sich aufrichtend. „Ich sehe klar, dass Ihr und Cilli recht habt. Das, was Ihr mir vor Augen gestellt habt, könnte ich niemals ertragen. Lieber will ich als armer Tagelöhner im Himmel leben, wie es Cilli genannt hat, als Grundbesitzer werden und dabei meine Seele verlieren. Ich danke Euch!“

„Wartet, Nachbar“, hielt Jankovitsch den Davoneilenden zurück, „auch ich habe einen Vorschlag für Euch. Er ist zwar nicht so glänzend, wie der andere Euch zu sein schien. Setzen wir uns noch ein wenig!“

Ach, was erfuhr Senianek da? Jankovitsch machte ihm den Vorschlag, für den Zaun um seine Äcker Sorge zu tragen. Die Zeit, die er dabei im Wald und dann auf dem Feld arbeitete, sollte ihm nach Übereinkunft bezahlt werden, aber nicht in barem Gelde! Jankovitsch erbot sich, ihm zum heutigen Preise einen Acker zu überlassen, der ehemals Cillis Eltern gehört und den seine Mutter ihnen abgekauft hatte. Er wollte ihm ermöglichen, ihn abzuarbeiten. „Das Feld ist besät; da ich glaube, dass es Euer wird, überlasse ich es Euch schon dieses Jahr; das Saatkorn werdet Ihr mir im Herbst zurückgeben.“

Ach, war das an diesem Abend bei Senianeks eine Freude! Cilli kam gelaufen, um dem Nachbarn zu danken, und da sie den Bauern nicht antraf, schüttete sie alle Segenswünsche über das verwunderte Hannchen aus, das sich herzlich mit ihr freute, dass die Nachbarin nicht aus ihrem Heim fortmusste.

„Jetzt würdet Ihr fortgehen, nachdem der Herr Jesus unseren Herrn Pfarrer bekehrt hat und wir im Gotteshaus lauter göttliche

Wahrheiten hören werden? Mein Vater hat gesagt, wir Gläubigen müssten jetzt wie Wälle um den Herrn Pfarrer stehen, sowohl mit unseren Gebeten, wie mit unserem Leben, denn kein Diener Gottes könne ohne Feindschaft seinen Weg gehen.“

„Nein, daran denkt doch niemand, was diesem Jankovitsch einfällt“, wunderten sich die Leute von Zorovce. „Die Felder einzuzäunen! Das Holz im Wald hat er zwar seit langem gekauft, aber wie viel der Draht und die Arbeit kosten wird, und jene unnütze Wiese hat er nur gekauft, um seinen Besitz abzurunden.“

„Das ist nicht zum Verwundern“, sagten andere. „Als er aus Amerika zurückkam, hat er die Wiese unter dem Abhang mit schönen Obstbäumen bepflanzt. Es ist schon ein kleiner Hag; aber wie prächtig er auch blüht, er hat noch keine Früchte davon gegessen. Alles stiehlt ihm das junge Volk weg und zerbricht noch gar die Äste. Dann wird ihm niemand mehr darübergehen. Auch das Heu im Schober wird seine Ruhe haben und die schönen Gänse werden ihm nicht mehr ins Getreide gehen, es sei denn, sie fliegen hinüber.“

„Nun ja, es hat seine guten Seiten; aber die Kosten, die Kosten!“

„Nun, sorgen wir uns nicht! Wisst ihr denn nicht: „Wer den Herrgott zum Freund hat, dem sind auch die Heiligen wohlgesinnt?“„

Bevor die Leute sich's versahen, ging der Fasching vorüber, und wer noch heiraten wollte, musste sich beeilen, denn es kam die Fastenzeit (Passionszeit). Die Leute von Zorovce waren gewohnt, während derselben, so wie in der Adventszeit, täglich die Kirche zu besuchen. Vielleicht wollten sie damit gutmachen, was sie für gewöhnlich versäumten, denn sonst ließen sie sich durch die Bettler, zwei bis drei alte Frauen und die Chorknaben vertreten. Aber so zahlreich und ausdauernd wie dieses Jahr waren sie noch nie gekommen. Es war, wie sie sagten, im Gotteshaus jetzt ganz anders als früher.

Seitdem der Herr Pfarrer den alten Bjenik begraben hatte, war es, als hätte er sich selbst ins Grab gelegt und als stünde ein ganz neuer Mensch an seiner Stelle. Das fühlten die Leute am Sonntag, sie fühlen es besonders morgens bei den Passionsandachten; das merkten auch die Konfirmanden im Unterricht. Als gäbe es für den jungen Pfarrer nicht genug Arbeit in Zorovce, ging er an den Sonntagnachmittagen in die Filialen, um den Leuten dort bald in dem einen, bald im anderen Dörflein Gottesdienst zu halten. Den zweiten Gottesdienst in Zorovce hatte er auf den Abend verlegt. In der Woche, wenn die Leute bei Jankovitsch versammelt waren, kam er auch dahin, doch nur, um zuzuhören.

„Ich komme zu euch, um mich auszuruhen“, pflegte er zu sagen und nur auf besonderes Verlangen betete er am Schluss. Er bat den Lehrer, die hübschen slowakischen Lieder mit den Kindern einzuüben und in den Sonntagabendgottesdiensten zu singen. Dieselben erklangen so schön im Gotteshaus!

So verging die Fastenzeit wie im Flug und schon war es Ende März und der Karfreitag da. Der Frühling war gekommen und die Jugend von Zorovce sang ein neues Lied; es scharte sich schon ein netter Kreis um Hannchen Jankovitsch und Stephan Uher. Man hörte bald da, bald dort anstimmen:

Das duftende Veilchen kündet an,
Dass das große Osterfest naht heran.
Den Wiesen und Wäldern weit und breit
Webt des Schöpfers Allmacht ein neues Kleid.

Auf den Feldern sangen sie beim Ackern, dass es nur so schallte, besonders dort, wo Joschko Uhers weiße Ochsen zu sehen waren:

Der Frühling kommt, die Lerche singt,
Von Welle zu Welle das Flüstern dringt.
Über Tal und Berge weht der warme Wind,
Bringt auf seinen Flügeln das Frühlingskind.

Und die Wäscherinnen an der Waag sangen fröhlich, dass es sich mit dem Rauschen der Wellen mischte:

Bald stehen die Wiesen im frischen Grün;
Dazwischen sieht man viel Blumen blühen.
Der Himmelsschlüssel leuchtet hervor –
Er öffnet dem Frühling Türen und Tor!

Und das Echo von den Felsen gab es jubelnd zurück:

Verstummt ist Schneeglöckchens Geläut,
Bald läuten Maiglöckchen ein die Zeit.
„Sei willkommen, Frühling!“ ruft der Mund,
„Deine Schönheit macht das Herz gesund“!

Hell leuchtete der Karfreitag, als der junge Pfarrer von seinem täglichen Morgenspaziergang zurückkehrte. Er kannte das Lied, er hatte es mehrmals schon gehört, aber jetzt, in dieser stillen Morgenstunde, war es, als sänge es die ganze Welt um ihn her. Er war zuvor an der stürmisch dahinbrausenden Waag entlanggeschritten; nun bog er ab und ging auf einem Fußpfad der Biegung zu, wo ein Arm des Flusses sich ein Stückchen zwischen Feldern dahinbewegte, um dann in der Mulde zu verschwinden, die mit einem Drahtzaum Jankovitschs Besitztum einverleibt war. Es war der sogenannte „Erlengrund“, den Jankovitsch kürzlich gekauft hatte. Einen Teil davon

bildete jene Mulde, die mit Akazien und wilden Rosensträuchern bewachsen war. Beim Wasser standen alte, hochgewachsene Erlen und Weidenbäume mit duftig blühenden Kätzchen, in denen die Bienen summten. Der Zaun war von außen noch nicht geschlossen, weil er noch nicht ganz fertig war, und der Pfarrer liebte diesen schönen, trockenen Rasenweg am Waagufer, der durch Jankovitschs Felder führte, weil man auf ihm trockene Füße behielt. So manches Weilchen verbrachte der junge Pfarrer unter den Erlen auf einem Felsbänkchen mit einem Buch in der Hand, und wenn er dann heimkehrend an den fleißigen Arbeitern vorüberging, blieb er immer ein wenig bei ihnen stehen. Gewöhnlich begleiteten sie ihn nach Hause. Es waren Senianek und Zwara, und die ließen keine Passionsandacht ausfallen. Heute wollte der junge Pfarrer länger verweilen, denn er hatte bis 9 Uhr Zeit. Als er die ausgetretenen Stufen auf dem kleinen Felsen erstiegen hatte, lehnte er sich an den alten, blühenden Weidenbaum, der sich hoch über seine Gefährten emporgeschwungen hatte, und blickte in die Frühlingswelt hinaus. Man sah ein Stück von der Waag, Felder, Wiesen, waldige Höhen, über denen leichte Nebelschleier lagen, die der strahlenden Sonne weichen mussten. Im Wiesengrund zu seinen Füßen dufteten Veilchen, über seinem Haupt sang jubelnd die Lerche; um ihn her spielten die Bienen im Sonnenschein. Ein Windhauch wehte die Weidenkätzchen um seine Stirn. Alles sang das Lied der Auferstehung, die Winde brachten den Frühling auf ihren Flügeln herbei und plötzlich fühlte der junge Pfarrer sein Echo im Herzen.

Mit einem Mal fühlte er, dass er im Geist und im Herzen jung war. Allzu früh hatte die Sorge des Lebens auf ihm gelastet, er war verwaist, als er der Obhut des Vaters am meisten bedurft hätte. In den Schulen der alten Ära hatte niemand die Ideale in ihm erweckt, die der Jugend Schwungkraft verleihen; auf ihm hatte von Kindheit

an die Last der Sorge gelegen. Er war kein Magyar, nichts verband ihn innerlich mit denen, die ihn erzogen hatten; aber er war auch kein heimlicher Slowak wie sein Vater gewesen: er war nichts. Theologie hatte er, wie die meisten seiner Kollegen, nur um des Brotes willen studiert. Christus hatte er nicht gekannt und geliebt, er hatte also kein religiöses Ideal, aber auch kein Steckenpferdchen gehabt oder sonstige Liebhabereien, die ihm Ablenkung gegeben hätten. Er war Abstinent und Nichtraucher, weil ihm ein verständiger Arzt, als er während seiner Studentenzeit erkrankte, den Rat gegeben hatte, Alkohol und Nikotin zu meiden, wenn er am Leben bleiben wolle. Er war also nicht Abstinent geworden mit dem Ideal, dem in Trunksucht dahinsterbenden Volk zu helfen, denn er liebte das Volk überhaupt nicht, am allerwenigsten das slowakische Volk. Er verstand die Volksseele nicht, weil er sie überhaupt nicht kannte. Er hatte keine Passionen und war vor Fehltritten bewahrt geblieben. Man durfte wohl sagen, dass alles, Herz, Seele und Geist, in ihm geschlafen hatte. In diesem Schlaf gestört zu werden, war ihm in den letzten Monaten sehr peinlich gewesen, aber als er endlich erwachte, hatte Christus ihn erleuchtet. Der neue Mensch war in ihm zum Leben gekommen und als er jetzt in diese Frühlingswelt hinausblickte, da fühlte er, dass der Frühling in sein eigenes Herz gekommen war, dass die Jugend darin erwachte und ihre Rechte geltend machte. Unwillkürlich wiederholte er den Schluss des Liedes:

Sei willkommen, Frühling, ruft unser Mund,
Deine Schönheit macht das Herz gesund.

Es schien ihm mit einem Mal, als käme die Zeit der Liebe und als beginne sie in seinem Herzen. Er liebte mit einem Mal diese liebliche Gegend, denn er liebte den, der sie geschaffen hatte und bis heute

erhält. Wenn er an die Bewohner dieses Tales dachte, dann fühlte er, dass sie ihm teuer, dass sie seine Brüder und Schwestern waren. Mit Freuden gedachte er, ihnen heute das große Heil, das auf Golgatha vollbracht ward, zu verkündigen, aber er fühlte auch, dass sie mit reger Teilnahme kamen, um ihm zuzuhören. Vordem hatte er oft gedacht: „Wozu lebe ich eigentlich?“ Nur das Bewusstsein, dass er seine Mutter erhalten und ihr einen sorgenfreien Lebensabend bereiten könne, hatte ihn mit dem Leben versöhnt. Jetzt wusste er, dass er eine große Aufgabe vor sich hatte, dass er für einen, für etwas zu leben hatte. Jetzt erfüllte ihn ein Ideal und die eine große Sehnsucht, seine ganze Gemeinde in die Arme des guten Hirten führen zu dürfen, in denen er selbst ruhen durfte und in welchen er Bjenik und die anderen, die ihn erwecken halfen, gesehen hatte.

„Guten Morgen, Herr Pfarrer“, erklang es plötzlich zu ihm herauf. Er blickte rasch umher. Den Weg entlang, den er gekommen war, kam ein junges Mädchen dahergeschritten, für das diese Frühlingswelt wohl den passendsten Rahmen bildete. Sie trug ein Körbchen mit Veilchensträußchen und glich, obwohl sie, dem heutigen Tage entsprechend, dunkel gekleidet war, doch selbst einer zarten Frühlingsblume.

„Hannchen, Sie hier?“ rief der junge Pfarrer überrascht. Er reichte dem Mädchen die Hand, damit sie besser die Anhöhe emporsteigen könne. „Solch eine fleißige, kleine Hausfrau?! Wie geht das zu?“

„Ich habe gestern schon alles vorbereitet“, entschuldigte sie sich, und habe Tante Zwara gebeten, das Frühstück auszuteilen. Somit versäume ich nichts.“

„Sie wollten wohl Veilchen pflücken?“

„Auch das, denn Vater und Großmütterchen Simon haben sie sehr gerne. Aber ich wollte vor allem allein sein.“ –

„Warum denn, Hannchen?“

Der junge Pfarrer machte ihr auf der Felsbank Platz. Es war genügend Raum da, so dass sie ihr Körbchen neben sich stellen konnte. Er sehnte sich danach, dass sie etwas erzählte, denn er hörte diese silberhelle Stimme so gerne. Sie blickte mit ihren großen, unschuldigen Augen zu ihm auf:

„Es ist Karfreitag; damals war der Herr Jesus den ganzen Tag so allein; die Jünger hatten ihn alle verlassen, er war allein vor Pilatus, allein auf der langen Schmerzensstraße, allein am Kreuze und allein im Grab.“ Er nickte schweigend mit dem Kopf. „Und dann wieder waren sie so allein, als er nirgends zu finden war, weder auf der Erde noch im Himmel.“

„Ein seltsamer Gedanke, aber Sie haben recht: weder auf der Erde noch im Himmel. Und was haben Sie in dieser Einsamkeit noch gedacht, Hannchen?“

„Ich dachte, dass auch die ganze Erde heute daran denke; es war mir, als sängen die Wasser der Waag: „Gestorben, gestorben ist Jesus, Gottes Sohn.“ Dann blickte ich zu dem rasenbewachsenen Hügel auf und es war, als erzählte er mir, dass das Lamm Gottes einst nach heißem Kampf in der schwarzen Erde geruht habe. Ich habe ein Lied gelernt, dass Herr H. uns letzte Woche geschickt hat und das so gut hierher passt.“

„Können Sie es singen? Dann, bitte, singen Sie es und helfen Sie der Lerche, ihn zu loben.“

Das Mädchen faltete die Hände im Schoß und ihre reine Stimme klang in das stille Tal hinaus. Die Wellen der Waag fingen das Lied auf und trugen es weiter und weiter:

Ich blick zurück in ferne Ewigkeiten,
Da ihm erklang der Morgensterne Lied,
Und Mensch zu werden in der Füll der Zeiten

Der Sohn der ew'gen Liebe sich entschied.
„Willst du, mein Sohn, willst du das Opfer werden?“
Und still und fest erklang das Sohnes „Ja“,
Er stieg vom Thron, herab auf unsre Erden –
ging still den Lammesweg nach Golgatha.

Ich seh ihn sterben dort für unsre Sünden,
Seh, wie zum Lösegeld sein Blut er gibt.
Nun kann der Tiefgefallne Rettung finden
Und glauben, dass ihn Gott im Himmel liebt.
Ich bete an – ach, wie könnt ich erhöhen
Die Gotteslieb’, die solches für mich tat?!
Ich kann nur tief beschämt beim Kreuze stehen
Und preisen seinen ew’gen Liebesrat.

Als das Mädchen geendet hatte, hob der Pfarrer den Kopf, den er bisher in beiden Händen verborgen hatte, und beide standen auf, von der Heiligkeit des Augenblicks überwältigt, da sie nun fast Jahrtausende zurückeilend, unmittelbar auf Golgatha gestanden, wo das für sie geopferte Lamm sich zu ihnen herabgeneigt und sie gesegnet hatte. Wortlos verließen sie das stille Plätzchen und schritten schweigend dem Haus zu. Als sie demselben nahe waren, ergriff der Pfarrer die Hand des Mädchens. „Ich danke Ihnen, Hannchen!“ Sie lächelte und entschuldigte sich, dass sie heimeilen müsse. Dann lief sie leichtfüßig davon, während er ihr noch lange nachblickte.

Es kommen manchmal im Leben so schöne Augenblicke, die man niemals vergisst. Für den jungen Pfarrer war es ein solcher, er vergaß ihn nicht.

Kapitel 17

Ein stiller Karfreitagnachmittag lagerte über der Stube, in der Lehrer Gal mit seiner jungen Frau saß. Es herrschte ein inniges Verhältnis zwischen den Ehegatten, sie hatten einander aufrichtig lieb, besonders seitdem ihr erstes Kind zu früh auf die Welt gekommen und derselben gleich wieder enteilt war. Die junge Mutter hatte diesen Verlust beinahe mit dem Leben bezahlt, und ihr Mann hatte tausend Ängste ausgestanden, dass er auch sie verlieren könnte. Infolge dieser Ereignisse hatte die junge Frau ihre Mitarbeit im Turnverein ganz einstellen müssen. Dadurch hatte der Verein, der überhaupt nicht recht gedeihen wollte, eine starke Stütze verloren. Der frühere Pfarrer war Ehrenmitglied gewesen und hatte die Bestrebungen des Lehrers eifrig unterstützt. Pfarrer Morhatsch hatte keinerlei Sinn für einen nationalen Turnverein; der Lehrer hatte ihn gar nicht dazu aufgefordert, weil er ihn für keinen guten Patrioten hielt. Dann war die Grippe gekommen und hatte vier der muntersten Kinder der „Jungschar“ und zwei der tüchtigsten Turner dahingerafft. Dadurch war der Verein zusammengeschmolzen und der Lehrer müde geworden. Dann hatte in der Adventszeit jene eigentümliche, religiöse Bewegung eingesetzt – der Faschingssonntage waren nur wenige und das Interesse am Verein war, anstatt zu wachsen, immer geringer geworden, besonders, weil einige Turnerinnen auf ihre Hochzeit gerüstet hatten. Das alles quälte wohl den Lehrer, während er so nachdenklich über dem Vereinsbuche saß. Er hatte beschlossen, der Jugend mitzuteilen, dass der Verein am Ostermontag seine Tätigkeit wieder aufnehmen würde und hoffte, dass ein Ausflug mit rhythmischen Tänzen das Interesse neu beleben würde. Er

hatte schon vor zwei Wochen mit seiner Gattin darüber gesprochen. Vielleicht war es das, was ihn so nachdenklich stimmte?

Die auf dem Sofa ruhende junge Frau legte sich diese Frage vor. Plötzlich rief sie ihrem Mann zu:

„Ludwig, ich bitte dich, komm her!“ Er stand bereitwillig auf und setzte sich auf ein niedriges Stühlchen zu Häupten des Sofas.

„Was möchtest du gerne, Olgachen?“

„Dir die Sorgen abnehmen, die dich drücken.“

„Hast du das gesehen? Nun ja, mich bedrückt der Verein.“

„Du weißt dir wohl keinen Rat mit dem Ausflug?“

„Ich weiß vielmehr nicht, wie ich den ganzen Verein am besten auflösen soll. Die beste Jugend fehlt uns, diejenigen, welche geblieben sind, gehen lieber zum Tanz. Wenn der Verein nur ein Turn- und Geselligkeitsverein ist und nicht aufklärende, kulturelle Arbeit tut, dann ist sein Zweck nicht erfüllt und die Ideale seines Gründers sind nicht erreicht. Vergeblich habe ich mich mit der Abhaltung von Vorträgen bemüht; die Mitglieder kamen nur regelmäßig zu den Turnstunden, oder wenn ich eine kleine Aufführung veranstaltete. Seitdem du, Liebste mir nicht mehr hilfst, taugt die ganze Sache nichts.“

„Ach, Ludwig, ich bin, Gott sei Dank, schon gesund, ich dürfte dir wohl helfen, aber ich kann nicht.“ Die junge Frau bedeckte die Augen mit den Händen.

Er löste dieselben sanft. „Warum kannst du nicht?“

„Weil ... wie soll ich dir das sagen, damit du mich verstehst? – Ich sehe nicht mehr die Rettung und die Gesundung unseres Volkes darin.“

Ein leichter Schatten bedeckte seine Stirne. „Worin siehst du sie denn?“

„In Christus, in der Umkehr zu ihm! Bitte, wundere dich nicht, ich kämpfe schon seit langem, aber heute hat meine Überzeugung ih-

ren Höhepunkt erreicht. Als Hannchen in unser Haus kam, da hörte ich ihren Worten zu wie dem Gesang eines lieben Vögleins. Dann lernten wir Jankovitsch näher kennen, ich blieb etwa dreimal bei seinen Andachten; nun, du warst ja auch da. Als uns dann jener Verlust ereilte, besuchte mich Großmutter Simon öfters und erwies mir in meiner leiblichen Schwachheit und in meiner tiefen Traurigkeit viel Gutes, besonders dadurch, dass sie mich auf Grund des Wortes Gottes auf die ewige Heimat hinwies, wohin unser Kind gegangen war. Ich war überzeugt, dass das, was diese Leute glaubten, gut sei, aber sie waren eben nur Bauern, und ich, mit dem Stolz der Gebildeten, die dies und jenes gelesen hatte, fühlte mich hoch erhaben über sie. Im Laufe der Adventszeit redete ich mir ein, dass das, was Morhatsch bietet, uns genüge. Aber dann kam jenes Unbegreifliche; er fing an zu predigen, nicht wie die Schriftgelehrten, sondern wie ihm der neue Geist, der in ihm war, auszusprechen gab, und uns Worte des Lebens zu bieten. Da hatte ich keine Ausrede mehr, denn das war kein unstudierter Bauer, das war auch nicht mehr der unscheinbare, nichtssagende Dutzendpfarrer, das war ein neuer Mensch! In mir schrie alles in Sehnsucht nach ähnlichem, neuem Leben. Nun verstand ich Hannchen und ihr großes, inneres Glück schon besser. Das Lamm Gottes, auch für mich geopfert, lebte in ihr. O, und das heutige Zeugnis von der Kanzel herab war so mächtig, dass ich mein Herz unter das Kreuz von Golgatha legte, und er hat es angenommen.“

In der Stube wurde es für einige Augenblicke still. Der Lehrer stand auf und ging, die Arme auf der Brust gekreuzt, schweigend hin und her. Dann blieb er stehen und sprach langsam:

„Er hat dich angenommen! O, dass ich das auch von mir sagen könnte! Auch in mir hat sich dasselbe geregt wie in dir! Einerseits verachtete ich diese Leute, andererseits wollte ich, wie Friedrich II.

sagt, jeden nach seiner Fasson selig werden lassen. Für Morhatsch hatte ich nur ein mitleidiges Lächeln, als ich sah, wie er sich bemühte, diese Sektierer zu übertreffen und mit seiner theologischen Weisheit zu erleuchten. Aber dann kam jenes „Unbegreifliche“, wie du es mit Recht genannt hast, da er von seiner Höhe zu uns, ja geradezu unter uns herabstieg, indem er bekannte, dass ein Mensch, der fast ein Analphabet gewesen, ihn zu Christo geführt habe. Und er hat sich nicht nur führen lassen, sondern es auch vor uns nicht verhohlen. Er bekannte, dass er zum Leben gekommen sei. Da erst begann ich ihn zu schätzen und seinen Predigten mit Interesse zuzuhören. Im Laufe der Adventszeit hatte ich zwar schon mein Urteil korrigiert, dass er ein wenig belesener, einseitiger Pfarrer sei, ich hatte gemerkt, dass er durch Selbstbildung wohl mehr besaß, als ihm seine Schulen gegeben hatten. Aber heute muss ich bekennen, dass ich solch eine Predigt noch nicht gehört habe. Das will nicht viel besagen, denn ich habe verhältnismäßig wenig gehört. Aber solch eine Predigt halten und Seele und Geist so erfassen, das kann nur ein neuer, Christo angehörender Mensch.“

Da ertönten draußen die Glocken und riefen feierlich zum Nachmittagsgottesdienst. Am letzten Sonntag hatte der Pfarrer angekündigt, dass er am Vormittag des Karfreitags die Predigt halten wolle, während der an diesem Tag sonst übliche liturgische Gottesdienst nach Tisch stattfinden sollte. Der Lehrer musste eilen, denn der Pfarrer hatte ihn gebeten, vor dem Gottesdienst in die Sakristei zu kommen, und so blieb sein Gespräch mit der Gattin unbeendet.

„Ich wollte Sie um eine kleine Veränderung bitten“, sagte der junge Pfarrer, als sie miteinander in die Sakristei eintraten.

„Mit Vergnügen“, versicherte der Lehrer.

„Ich werde bis zu diesem Abschnitt lesen; dann bitte ich Sie, dieses Lied zu spielen! Die Jugend, die am Chor oben ist, kennt dassel-

be und kann es uns singen. Ich bitte nur um leise Begleitung, damit die Worte recht verständlich klingen.“

„Erlauben Sie, Herr Pfarrer, könnte Hannchen Jankowitsch nicht den Chor des Liedes allein singen?“

„Meinetwegen; das wird noch heller klingen. Ich danke Ihnen im Voraus.“

Weil die Leidensgeschichte erst am Nachmittag gelesen werden sollte, war die Kirche von Zorovce so voll wie am Vormittag. Noch niemals hatten die Kirchenbesucher die heiligen Worte so vorlesen hören wie heute. Aber auch die dazugehörigen Lieder waren noch nie so gespielt worden wie heute. Die Orgel erklang ganz leise, die Jugend führte den Gesang. Dann kam der Abschnitt Markus 15 bis Vers 14. Da erbrauste mit einem Mal die Orgel, und ehe sich die Gemeinde von ihrem Staunen erholt hatte, erklang vom Chor ein Lied herab, das man hier noch nicht gehört hatte:

Vor Pilatus steht Jesus ganz allein,
Verraten, verlassen, in Qual und Pein –
Von dort dringt zu uns die Frag’ herein:
„Was soll ich machen mit Jesu?“

Und nach kurzer Pause sang nur eine silberhelle Stimme, von leisen Orgelklängen begleitet:

Sag, was machst du mit Jesu?
Gib dir die Antwort hier!
Es kommt ein Tag, da wirst du fragen:
„Was macht der Herr mit mir?!“

Wieder sangen die jungen Stimmen ernst, aber so deutlich, dass man jedes Wort verstehen konnte:

Noch immer steht Jesus vor Gericht;
Willst du ihm nachfolgen oder nicht?
Hörst du nicht, wie dein Gewissen spricht:
„Was soll ich machen mit Jesu?!“
Weichst du ihm aus, wie Pilatus dort,
Geht von des Herzens Türe er fort,
Trifft dich dereinst das Verdammungswort:
„Was hast du gemacht mit Jesus!“
Willst du bekennen, dass Jesus dein Herr,
Oder fällt dir diese Wahl so schwer?
Heilig und ernst tönt es um dich her:
„Was willst du machen mit Jesus?“

Zwischen diesen ernsten Strophen wiederholte die silberhelle Stimme immer rührender und trauriger ihre Frage, besonders nachdem es in sieghafter Begeisterung verklungen war:

Jesus, ich will dir mein Herze weihn:
Geist, Leib und Seele sei völlig dein;
Wohne und herrsche du in mir allein:
Mein Herr und mein König, o Jesus!

Leise erstarben die Orgelklänge und nach kurzem Stillschweigen wurde der Passionstext weitergelesen. Lehrer Gal hatte die Hände auf das Notenpult gelegt und den Kopf darauf gelehnt. Seine Lippen bewegten sich lautlos, aber dort oben, wohin die Worte gerichtet waren, wurden sie gehört und verstanden.

Als der junge Pfarrer nach beendetem Gottesdienst etwas in der Sakristei einschrieb, öffnete sich leise die Tür und der Lehrer trat ein: „Bitte, haben Sie ein wenig freie Zeit für mich?“

„O ja; doch erlauben Sie mir, dass ich Ihnen vor allem für das schöne Lied danke!“

„Sie mir? Vielmehr ich habe Ihnen zu danken!“

Als die beiden jungen Männer eine halbe Stunde später die Sakristei verließen, war es schwer zu sagen, wessen Antlitz heller leuchtete. Die Art, wie sie sich beim Pfarrhaus die Hände schüttelten, bewies, dass auch von ihnen das Lied galt:

Gesegnet sei das Band,
Das uns im Herrn vereint;
Geknüpft von seiner Liebe Hand,
Bleibt's fest, bis er erscheint.

Beim Sonnenuntergang saßen und standen unsere Freunde in dem großen Pfarrgarten unter dem breitästigen Birnbaum um unseren Pfarrer her. Es waren Alte und Junge, Männer und Frauen, welche die Frage: „Was soll ich machen mit Jesu?“, schon beantwortet hatten. Zu Hannchens großer Freude hatten sich auch ihre Freunde aus dem Schulhaus eingefunden. Auf sehr, sehr einfache und ungezwungene Art hatte sich diese kleine Gesellschaft zusammengefunden. Jeder war von selbst, in eigener Angelegenheit gekommen; aber da diese allen gemeinsam war, konnte sie so erledigt werden. Da die Stube des Pfarrers nicht genügte, hatte Martin Uher vorgeschlagen:

„Herr Pfarrer, bitte, gehen Sie mit uns in Ihren Garten! Dort finden wir besser Platz.“

Im Handumdrehen hatte die Jugend Tische und Bänke aus Pfarrhaus und Schule herbeigeholt und die Versammlung war fertig. Die einen saßen, die anderen standen um ihren Pfarrer her, und dann begannen sie zu erzählen, wie sie der Heiland gesucht und gefunden hatten. Unter anderem teilten die Eheleute Rascho mit, dass sie in Amerika die slowakische Gemeinde der Kongregationalisten besucht hatten, wo viele sie für bekehrt gehalten hatten. Aber erst heute hatten sie erkannt, was es heißt, den Heiland wirklich ins Herz aufzunehmen. Er hatte schon in der Adventszeit mächtig an ihre Herzen geklopft, aber sie hatten es immer verschoben. Heute vormittags hatten sie sich während der Predigt ihm dort auf Golgatha zu Füßen geworfen und um Vergebung der Sünden gebeten. Als sie heimkamen, hatten sie es einander bekannt, aber erst am Nachmittag hatten sie erkannt, dass das noch nicht genug sei, dass auch sie etwas mit Jesus dem Gekreuzigten machen müssten, nicht nur er mit ihnen. Und so hatten auch sie mit dem Lied ausgerufen: „Jesu, ich will dir mein Herze weihn“; und er hatte ihre Herzen genommen und mit sich selbst erfüllt. Von Uhers bekannten die Alten und die Jungen, zum Schluss auch Großmutter Uher, wann und wie sie sich dem Herrn übergeben hatten. Es war wunderbar, dass es dem Herrn gefallen hatte, ganze Familien zu sich zu ziehen. Bei Klutsches hatten Vater, Mutter, Sohn und Tochter während der Passionszeit den Heiland erkannt, bei Borotas Vater und Tochter, bei Kostolnys Mutter und Sohn. So waren es nicht mehr nur die Familien Jankovitsch, Zwara und Senianek, die dem Herrn angehörten. Alle freuten sich sehr, dass sich auch der Lehrer und seine Frau zu ihnen rechnete. Von Milovs war nur der Richter da, obwohl es zuerst den Anschein gehabt hatte, dass seine Frau ihm zuvorkommen würde. Und der Herr Pfarrer stand ganz allein da. Würde er auch allein bleiben?

Seine Mutter war eine sehr ordentliche, von Jugend auf rechtschaffene Person. Ihr missfiel das Vorgehen des Sohnes gründlich. „Erst hat er sich so viel mit jenem Kolporteur herumgezankt und dann hat er sich selbst bei dem Begräbnis jenes armen Teufels solch eine Blöße gegeben! Vor der ganzen Gemeinde zu bekennen, dass er das, was er predigte, selbst nicht hatte! Was werden nur die anderen Pfarrer dazu sagen? Immer ist er einer der Anständigen unter ihnen gewesen und nun fängt er gar, wie es scheint, irgendeine Sekte an!“ So grübelte die Frau Pfarrer auch jetzt, während sie am Fenster saß und auf die Versammlung im Garten herabblickte. „Wozu sind sie zusammengekommen? Das ist doch sonst nie gewesen! Was sie nur miteinander beraten? Er verliert noch alles Ansehen unter ihnen! Und Gals sind auch dabei? Das ist wahrlich ein Wunder! Dieser hochnäsige Mensch kam doch sonst nur in Amtssachen, wenn es durchaus sein musste, ins Pfarrhaus! Und wie er jetzt den Pfarrer ansieht – als ob er sein Bruder wäre!“

Die alte Frau wäre gerne näher getreten, um zu sehen und zu hören, aber am Ende würden sie denken, dass sie ebenfalls jene Neuerungen annehmen wollte?! Nein, worin sie geboren und alt geworden war, darin wollte sie bis zum Tod bleiben. Rasch zog sie sich vom Fenster zurück, denn soeben wandte sich ihr Sohn um und eilte ins Haus. Sie hörte, wie er in sein Studierzimmer trat und wartete gespannt, ob er auch nach ihr hereinschauen würde, denn er hatte sie beim Mittagessen erzürnt. Sie hatte erwähnt, dass sie zum Kuchenbacken rüsten wolle; da fing er an sie zu bitten, sie möge der Magd heute keine besondere Arbeit geben, denn es sei solch ein großer, heiliger Tag, den man ganz dem Gedenken des Gotteslammes weihen solle! Als sie ihm vorwarf, dass er keine Rücksicht auf sie nehme, wie viel Arbeit ihr morgen für das Osterfest bleibe, bat er sie, überhaupt keinen Kuchen zu backen; das sei doch gar nicht

nötig, davon hingen die Festtage nicht ab. „Ostern ohne Kuchen, welch ein Unsinn! Was fällt dir überhaupt ein, dich um Dinge zu kümmern, die du nicht verstehst?“ hatte sie ärgerlich erwidert. Sie hatte sich immer mehr in ihren Ärger hineingeredet, ihm Dinge vorgeworfen, die gar nicht hierher gehörten, die sie ihm jedoch seit Bjeniks Begräbnis nachtrug. Er hatte kein Wort darauf erwidert, und da es gerade zu läuten begann, war er in die Kirche gegangen, um die liturgische Andacht zu halten. Und was tut er da wieder! Lässt er nicht irgendein Lied singen, das gar nicht im Gesangbuch steht?! Es war ja schön und hatte geklungen, als ob es von Engeln gesungen würde, aber es gehörte doch nicht dorthin. Ach, was waren das für unerhörte Neuerungen! Nun war er wieder zur Stube hinaus; er zürnte ihr wohl. Er eilte am Fenster vorbei und trug ein Buch, Tinte und Tintenfass. Wozu? Sieh, da hatten sie ja ein Tischchen aus der Schule. Aber was wollte die kleine Versammlung mit dem Buch?

Die Frau Pfarrer hatte das Gespräch unter dem Birnbaum nicht gehört. Es war der Vorschlag gemacht worden, dass diejenigen, welche den Herrn Jesus als ihren Heiland aufgenommen hatten, eine evangelische Gemeinschaft bilden sollten, deren Mitglieder sich nach folgenden Regeln zu richten versprachen:

1. Täglich die Heilige Schrift zu lesen.
2. Ihr Leben danach einzurichten.
3. Durch Wort und Tat an der Rettung ihrer Mitmenschen zu arbeiten.

Der Vorschlag war mit großer Freude und Einmütigkeit aufgenommen worden; dann begann die Einschreibung. Senianek verlangte auch die Regel, dass ein Mitglied der Gemeinschaft zu trinken aufhören müsse. Borota meinte, dass sich das von selbst verstehe,

denn das Verbot: „Berauschet euch nicht!“, stehe auch in der Bibel. Martin Uher meinte, dass es gut wäre, Senianeks Rat anzunehmen; Lehrer Gal schlug vor, später einen Zweig für Abstinenz zu bilden, aber als Hauptregeln diese drei beizubehalten. Jankovitsch hob hervor, dass mit dem täglichen Lesen im Worte Gottes nicht nur jedes Mitglied persönlich gemeint, sondern dass besonders die Hausväter und -mütter der Gemeinschaft die Pflicht hätten, die Hausandachten zu erneuern. So gab jeder seine Meinung ab und daraus entstand ein schönes Ganzes.

Nachdem der junge Pfarrer auf die erste Seite des Buches den Satz geschrieben hatte: „Ich, der (die) Unterzeichnete, Mitglied der evangelischen Gemeinschaft, bekenne, aus der Hand meines Heilandes Vergebung meiner Sünden und ewiges Leben empfangen zu haben und übergebe mich und mein ferneres Leben in seine durchgrabene Rechte, damit er mich leiten und zur Ausbreitung seines Reiches gebrauchen möge“ – da unterschrieb diesen Satz als erster „August Morhatsch“. – „Ludwig Gal“ stand auf der nächsten Zeile und so ging es weiter, bis die ganze Seite voll war.

Nun, die Frau Pfarrer wusste nicht, was dort vorging, sie sah nur, dass einer nach dem anderen unterschrieb, dass sie dann stehend beteten und nach dem Gebet anstimmten: „Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit uns allen! Amen.“

„Ach“, rang die alte Frau die Hände; „was hat er nur getan? Was werden die anderen Pfarrer nur dazu sagen, wenn sie es erfahren?“

Das war in der Tat eine bedeutsame Frage, aber der Pfarrer war in diesem Augenblick, während er all seinen Geschwistern zum Abschied die Hand reichte, in seinem Innern so glücklich, dass ihm diese Frage gar nicht in den Sinn kam.

Kapitel 18

Es geht doch nichts über eine gelungene Überraschung. Eine solche hatte Mischko[10] Uher, der Student, den Seinen bereitet. Er war am Sonnabend unerwartet gekommen, um die Osterferien daheim zu verbringen. Ein ganzes Jahr war er fort gewesen und von der Familie hatte ihn, außer dem Vater, in dieser Zeit niemand gesehen. Darum konnten sich die Seinen nicht sattsehen an ihm, wie groß und männlich er geworden war! Wie städtisch er sich benahm und wie gewählt er sich im reinsten Slowakisch ausdrückte! Aber nicht nur die Familie war angenehm überrascht; auch er kam aus dem Staunen nicht heraus.

„Ihr seid wohl alle jünger geworden“, sprach er zu seiner Mutter. „Was für ein schmucker Bursche unser Stefko ist! Es wäre schade, wenn er in diesem Dorf verbauern wollte! Er ist so intelligent, so verständig!“

„Ach, lass du ihn nur hübsch in Frieden“, sprach die Mutter und streichelte sein Kraushaar. „Es ist ihm wohl daheim, und wenn Gott der Herr ihn an einen anderen Ort verpflanzen will, nun, so ist er der Gärtner, der am besten weiß, was jedem Baum nottut.“

„Hm“, dachte der Student, „wie hübsch die Mutter spricht!“ Es gefiel ihm sehr gut, dass Joschko, der Wildfang, mit dem er früher oft Händel gehabt hatte, jetzt so schön mit seiner hübschen, jungen Frau lebte. „Nun lachst du mich nicht mehr aus, dass ich Pfarrer werden will?“ fragte er den Vetter.

„Heute freue ich mich sogar darüber“, entgegnete der Gefragte. „Ich wünsche dir nur, mein Lieber, dass du nicht eher Pfarrer wer-

---

[10] Kosename für Michael.

dest, bevor du nicht all das hast, was du dazu brauchst. Ein rechter Seelsorger zu sein, ist keine Kleinigkeit.“

„Denkst du etwa, dass sie uns gehen lassen, bevor wir fertig sind?“ Der junge Theologe runzelte die Stirn.

„Na, ich weiß nicht. Unseren Herrn Pfarrer haben sie doch auch als „fertig“ entlassen und die Hauptsache hatte er noch nicht.“

„So? Seid ihr mit eurem Pfarrer nicht zufrieden? Warum habt ihr ihn dann einstimmig gewählt?“

„Wir haben den Baum am Rande gefällt, um nicht den ganzen Wald ablaufen zu müssen. Aber ich wollte nichts gegen ihn sagen, du hast mich nicht ausreden lassen!“

„Also?“

„Was er heute hat und mit uns teilt, das haben ihm nicht eure Professoren gegeben, das hat er erst hier in unserem Dorf gefunden. Doch du wirst ihn wohl besuchen und dich selbst überzeugen.“

„Da bin ich wahrlich neugierig, denn du sprichst in Rätseln. Sage mir lieber, wie es dir als Ehemann geht?“

„Wenn du einst so lieben und so geliebt werden wirst wie ich, dann magst du dir die Frage selbst beantworten. Aber vorläufig bist du noch ein grüner Student, der noch lange über seinen Büchern sitzen muss.“

Mischko hätte sich beinahe geärgert, aber was hätte ihm das geholfen: Er kannte Joschko, der hätte sich nicht viel daraus gemacht. Mutter, Großmutter, ja alle im Haus trugen den Gast auf Händen. Er fühlte mächtig den wunderbaren Zauber, den man in der ganzen Welt nicht findet, den Zauber der Familie. Aber noch bevor die Ferien vorüber waren, erkannte er, dass ihn daheim etwas Unerwartetes, ein „doppelter“ Frühling umwehte. Trotzdem er zu niemand darüber sprach, war es ihm zuweilen, als hätte Gott über Zorovce sein: „Sieh, ich mache alles neu!“ ausgesprochen. Dieses Neue war in der

Kirche, im Pfarrhaus, in der Schule, in den Häusern. Er war gegangen, um den Lehrer zu besuchen, den er im letzten Jahre kennengelernt hatte. Dieser ging gerade ins Pfarrhaus und nahm ihn mit. Er wunderte sich, wie herzlich, ja, brüderlich, die Herren miteinander verkehrten. Das war doch sonst zwischen Pfarrer und Lehrer nicht üblich! Der Lehrer, der von der Familie Uher wusste, dass Mischko im Chor der Studenten Tenor sang, bat diesen, ihm zu helfen, denn sie wollten Sonntag am Schluss des Gottesdienstes ein vierstimmiges Lied singen. Natürlich versprach er es! So befand er sich noch am selben Abend im Kreis der jungen Leute. Es war für ihn eine ganz neue Jugend, aber auch ein ganz neues, nach Wort und Melodie rein slowakisches Lied, das mächtig zu seinem Herzen redete:

Er sprengt des Grabes Riegel
Und bricht des Steines Siegel.
Erstanden ist er im Triumph;
O Tod, dein Stachel ist nun stumpf!

Unwillkürlich musste er denken, dass das Grab hier in Zorovce wirklich geöffnet sei und der bisher darin ruhende Christus wirklich auferstanden sei und unter seinen Dorfgenossen lebte.

Wie alle, war auch er von Hannchens Liebreiz bezaubert. Da er, wie man zu sagen pflegt, eine „dichterische Ader“ hatte, begann er das verwunschene, slowakische Prinzesschen zu besingen. Was immer der rosige Mund und die enzianblauen Augen baten, hätte er ihnen zuliebe getan! Es war ihm lieb, dass er „Hannchen“ und „du“ sagen durfte, und dass sie ihm so freundlich zurief: „Mischko, bitte, komm doch ein wenig zu uns!“ Er spielte gut Harmonium und Orgel und freute sich über Jankovitschs vorzügliches Instrument. Hannchens aufrichtige Bewunderung schmeichelte ihm, und mit

größter Bereitwilligkeit brachte er der lernbegierigen Schülerin nach den Feiertagen allerlei Fertigkeiten bei. Er lehrte sie, von neuen Liedern die Noten zu schreiben und schrieb ihr selbst viele von den Liedern, die sie ihm vorsang, in Noten. Sie hingegen lehrte ihn ihre Trentschiner Lieder, doch die spielte er nur zur Geige, die ihm der Lehrer lieh, weil das Harmonium dazu viel zu schwerfällig war. Dafür erklangen sie auf der Geige, als hörte man verhaltenes Weinen und das Rauschen der Waag.

Das Osterfest war wirklich ein Fest. In ganz Zorovce, in jedem Haus hatten sie Gäste, denn alle Kirchenbesucher blieben gewöhnlich zum Nachmittagsgottesdienst da.

Am Montag verkündigte der Herr Lehrer, dass er den Turnverein aus Mangel an Mitgliedern und Interesse auflöse.

An alle diese Stunden erinnerte sich der junge Student gerne, am liebsten aber dachte er an den Dienstag nach Ostern. Aber bevor wir dahin kommen, müssen wir nochmals zu den Ereignissen des Sonnabends zurückkehren.

Nur beiläufig sei es erwähnt, dass die Frau Pfarrer, um dem Sohn zu zeigen, was ein Osterfest ohne Kuchen ist, am Sonnabend zu Bett blieb. Sie fühlte sich allerdings nicht wohl, aber als ihr Sohn am Morgen, anstatt sich zu sorgen, ihr recht liebevoll zuredete, sie möge nur liegen bleiben und sich ja keine Sorgen machen, der Herr werde ihnen schon helfen und alles wohlmachen – da erbitterte sie das noch mehr. „Will mal sehen“, brummte sie in ihre Kissen, „wie er euch hilft, wenn ich nicht aufstehe!“ Als sie aber gegen Abend die Stube verließ, damit die Magd reinmachen konnte und dabei einen Blick in die Speisekammer warf, blieb sie ganz verblüfft stehen. Das Mädchen teilte ihr freudestrahlend mit, die Küsterin habe den Frauen verraten, dass es im Pfarrhaus keinen Kuchen geben werde, da die Frau Pfarrer krank sei, und so hätten die Nachbarinnen das alles

herbeigeschafft. Die Frau Lehrer habe Suppe gekocht und den großen Puter gebraten, den Joka zu braten fürchtete. Nun könne auch der Herr Pfarrer Gäste einladen, es sei alles vorhanden.

Da also das Kranksein nichts half, wurde die Frau Pfarrer lieber gesund und bediente den Sohn und die Gäste mit großer Freundlichkeit.

Feierliche Glockentöne verkündeten das Ende des „stillen Sonnabends“. Kaum irgendwo lauschte man diesen Klängen, die das Herannahen des Osterfestes verkündeten, so andächtig wie dort an der Waag, an jenem denkwürdigen Plätzchen, an dem Mariechen Jankovitsch einst geruht hatte. In der Nähe dieses Plätzchens war ein moosbewachsener Stein, auf dem Jankovitsch bis vor kurzem oft gesessen; auch heute saß er dort. Warum denn heute? Er wusste doch, dass die blauen Wellen der Waag, in die er zu blicken gewohnt war, niemals über dem teuren Haupt seiner Gattin zusammengeschlagen waren, dass sie sie zwar fortgetragen hatten, um sie niemals wiederzubringen, dass sie sie jedoch nie ertränkt hatten. Also, warum saß er heute da?

Er sehnte sich nach Einsamkeit, nach Stille, um sich in die Wahrheit des großen Wortes: „Auferstehung!“ zu vertiefen. Er hatte sich bereits hineinvertieft, seine Seele war getrost in der Gewissheit, dass diejenigen, die zum Herrn gegangen waren, wiederkommen würden, so wie Jesus Christus gekommen war, dass sie schon heute in Glückseligkeit lebten und dass wir ihnen nachfolgen werden. „Ich werde sie wiedersehen!“ grübelte er. „Sie wird mir entgegenkommen und ewig mein sein!“ Er wandte sich um, als das Plätschern des Wassers ihn in seinem Sinnen störte und stutzte. Ein Floß legte am Ufer an. Die untergehende Sonne beleuchtete die Flößer auf demselben; es war, als ob die Glocken sie feierlich willkommen hießen.

Der eine, der das Floß ans Ufer trieb, war schon ziemlich ergraut, der andere war ein hochgewachsener Mann in den Vierziger, in Obertrentschiner Tracht. Ehe Jankovitsch sich von seiner Überraschung erholt hatte, stand der jüngere Mann schon am Ufer und band das Floß mit einem Seil an einem Baumstamm fest. Als er sich aufrichtete, standen sie einander gegenüber und blickten sich unwillkürlich forschend an. Plötzlich verbeugte sich der Flößer:

„Bitte, sind Sie nicht Herr Matthias Jankovitsch?“

„Ja. Mit wem habe ich die Ehre?“

„Stefan Ulitschny.“

In diesem Augenblick war der Flößer schon von Jankovitschs Armen umschlungen. „Also du lebst und bist doch noch gekommen? O, wie viel habe ich darum gebetet!“

„Du, Matthias?“

„Bin ich denn nicht dein Schuldner? Warst du es nicht, der ihren größten Wunsch erfüllt hat? Du hast sie heimgebracht, wo sie, da sie auf der Erde nicht leben durfte, selig und in Frieden sterben konnte. Gott der Herr vergelte dir reichlich deine Liebe! Wie kommt es aber, dass du heute hier bist?“

„Ich will dir alles sagen, Matthias, nur erst will ich Onkel Markus entlassen.“

Etwa fünf Minuten später schritten beide Männer dem Dorf zu, während sich der Alte, den Ulitschny bezahlt und freundlich verabschiedet hatte, ins Nachbardorf begab.

„In Amerika steht die Arbeit still, darum bin ich in die alte Heimat zurückgekehrt. Ich wollte sie so gerne befreit wiedersehen. Gott sei Dank, es ist manches anders geworden, aber da in diesen Jahren all die Meinen gestorben sind, bin ich hier fremder als in Amerika und habe Lust, sobald als möglich zurückzukehren. Ich habe Mariechen Skalas Grab aufgesucht und in der Mühle hat man mir allerlei er-

zählt. Da bemächtigte sich meiner eine große Sehnsucht, alles von dir, Matthias, zu erfahren und Mariechens Tochter zu sehen. Darum habe ich mich aufgemacht, um die Feiertage bei euch zu verbringen, wenn ihr mich aufnehmen wollt. Es verlangte mich nach einer Floßtour, darum habe ich den Onkel Markus aufgenommen, der hier eine verheiratete Tochter hat. Nun bitte ich dich, nimm mich auf und gib mir die Möglichkeit, diese Tage bei dir und deinem Hannchen zu verleben."

„Wir werden uns beide sehr freuen, wenn du zu uns kommst. Komm unter mein Dach, als wäre es das deinige!"

So hatten auch Jankovitschs einen unverhofften Gast, den Hannchen gar eifrig bediente, während er kaum ein Auge von ihr verwandte. Es war nicht Mariechen und doch verleugnete sie nicht, dass sie ihre Tochter war. War sie weniger schön, so war sie dafür umso liebreizender. Bis zum Montag hatte sie schon von ihm erreicht, dass er nur nach K. fahren wollte, um seine Sachen zu holen und dann bei ihnen zu bleiben, bis die Sehnsucht nach Amerika ihn überkäme. Sie berichteten ihm alles, was er wissen wollte und gaben ihm auch die Briefe von Mariechen und Tante Skala zu lesen. Von Suska Uher erfuhr er noch manche Einzelheiten. Er hingegen teilte ihr mit, dass er sich in Amerika ein hübsches Vermögen erworben habe und dass er ganz allein sei, da er eben keinem zweiten Mariechen begegnet sei. Er war es, der Mischko Uher am Dienstag einen unvergesslichen Tag bereitete. Er forderte nämlich unsere Nachbarn auf, ihn auf dem Floß nach Hannchens Mühle zu begleiten. Von Uhers kamen außer dem Vater und der Großmutter alle mit, Raschos ebenfalls, denn diese erneuerten mit Ulitschny eine alte Bekanntschaft von Amerika her. Zu aller Freude willigten der Herr Pfarrer und der Herr Lehrer ein, diese altertümliche Floßpartie mitzumachen. Der Vormittag des Dienstags verging unter eifrigen Vor-

bereitungen. Man musste Zelttuch und einen Kessel besorgen, denn Hannchen wünschte sehr, dass es solch eine Fahrt werden möchte wie damals, als ihr Mütterchen nach Hause fuhr. Onkel Ulitschny besorgte alles, auch einen Hammel zum Gulasch; den Hängekessel hatten Raschos. Er ließ Holz und Decken herbeischaffen, denn die Nächte waren noch kühl. Hannchen rief Joka und Jurko Borota mit, Stephan, Martin und Susannchen Klutsch. Am liebsten hätten sie die ganze Jugend von Zorovce mitgenommen! So stieß das Floß am Dienstag nach dem Mittagessen ab und die kleine Gesellschaft, welche es trug, begann fröhlich zu singen. Sie hatte Onkel Ulitschny versprechen müssen, dass sie ihm zur Belohnung Trentschiner Lieder singen würde, und so erklang es die Waag entlang: „Ei, wann ich wüsste, wann der Tod mich werde fällen ... „ „Ich hab' einen Liebsten fein!“ „Sinke Sonne, sinke unterm Himbeerstrauch ...“ „Ei, grüner Weizen, lachst voller Freuden, werden wir, Liebste, wohl ihn auch schneiden?“

Auf den Wunsch des Herrn Pfarrers erzählte Ulitschny seine Erfahrungen, besonders wie er ein Jahr im Urwald gefarmert hatte. Er beschrieb das Leben jenseits des Meeres und führte seine aufmerksamen Zuhörer durch die Indianerlager. Die Herren merkten gar bald, dass hier ein Slowak redete, der die amerikanische Freiheit und die mancherlei Bildungsmöglichkeiten sehr wohl benützt hatte. Er bekannte, dass er diesen Bauernanzug von seinem Vater geerbt hatte; er wollte hier als echter Sohn seines Volkes gekleidet gehen. Seitdem er die Tracht trug, fühlte er sich wieder daheim. Es war dann ein interessantes Abendessen, als das Gulasch gekocht war. Die Frauen reichten Brot dazu, hernach Kuchen. Nach dem Abendbrot erklangen schöne, geistliche Lieder auf dem Floß und es bot einen Anblick, der stark an den See Genezareth gemahnte.

Der junge Pfarrer saß auf einem Feldstuhl, das heilige Buch auf dem Schoß, und alle saßen, lagen oder standen um ihn her. Die Waag sang leise, das Wasser teilte sich schäumend unter den leichten Ruderschlägen, mit denen Joschko Uher und Martin Klutsch dem Floß die rechte Richtung angaben. Dämmerung erfüllte das liebliche Waagtal, über demselben wölbte sich der Himmel und schon neigte sich der Abendstern herab, seine Gefährten herbeirufend. Gleich zarten, rosigen Schleiern verschwand das Abendrot und plötzlich tauchte der Vollmond hinter den Bergen auf und übergoss die ganze Landschaft mit seinem Silberlicht. Der junge Pfarrer hatte seinen Text zuvor gelesen und sprach jetzt über die dritte Offenbarung des Sohnes Gottes. Er beschrieb die Schönheit des Sees Genezareth, die Nacht, welche die Fischer erfolglos verbracht hatten, er erzählte von ihm, der ihnen zusah, obwohl sie ihn nicht erkannten, wie er am Ufer das Feuer anmachte, um den müden Jüngern Brot und Fisch herzurichten, und wie sie dann nach dem reichen Fischfang das Mahl halten durften, während er ihnen zusah und sich in seinem liebevollen Herzen freute, dass er ihnen Anschauungsunterricht über das Wort gegeben hatte: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage.“ „So wird er auch bei uns sein“, schloss der junge Pfarrer, „denn er ist derselbe, gestern, heute und in alle Ewigkeit. Er verlässt uns nicht. Er bleibt bei uns in Arbeit, in Kampf und Trübsal, in Freud' und Leid, ja, auch im Tal der Todesschatten, immer und allezeit.“

Der junge Pfarrer, der noch kein einziges Verslein unter seine Predigten gesetzt hatte, wurde ordentlich zum Dichter. War es ein Wunder? Alles um ihn her war ja schöne, heilige Poesie. Mischko Uher konnte kein Auge von ihnen wenden und musste an die Worte seines Bruders denken: „Das, was er heute hat und mit uns teilt, haben ihm eure Professoren nicht gegeben.“ Joschko hatte recht: Diesen Glauben, diese Gewissheit, dass Jesus Christus wirklich aufer-

standen sei und dass er, wenngleich auch unsichtbar, so doch fühlbar erprobt mit den Seinen lebe, das konnten sie ihm nicht geben! Als nach dem Gebet und der darauffolgenden Stille die Mädchen und Dorka zu singen begannen, da erhoben sie die Seele des jungen Studenten, wohin Er zu unserem und zu seinem Vater gegangen ist.

Er sprengt des Grabes Riegel
Und bricht des Steines Siegel!

So erklang es erst leise und dann im Chor die Waag herunter und zu den Bergen empor.

Halleluja singen wir,
Dich, Auferstandener, grüßen wir;
Du erhebst dich im Triumph!
Tod, dein Stachel ist nun stumpf!

Auf Uhers Bitte erzählte Jankovitsch nach einem Weilchen freier Unterhaltung von seinem letzten Osterfest in Russland und der geistlichen Auferstehung, die dort auf jene Tage folgte. Er erzählte in der ihm eigenen, fesselnden Weise, die seine Zuhörer zu lauschenden Kindern verwandelte, die das Ende der Geschichte nicht erwarten können. Ach, diese Geschichte ist ja bis heute nicht zu Ende! Öfters musste Herz und Auge dabei weinen.

„Wie weit sind wir noch hinter ihnen zurück!“ seufzte Lehrer Gal.

„Wir sind ja auch noch geistliche Kinder“, tröstete der Pfarrer. „Jene waren Väter und Jünglinge in Christo!“

„Gott der Herr wird auch uns dahin führen“, fügte Jankovitsch hinzu.

Inzwischen sank die Nacht herab und die Männer gingen daran, ein Lager für sich und ein Zelt für die Frauen herzurichten. Mit Rücksicht auf seine letzte Krankheit nötigte Jankovitsch dem jungen Pfarrer seinen warmen russischen Pelz auf. Für sich hatte er einen älteren mitgenommen, damit Hannchen beruhigt sei. Etwa eine Stunde später bot das Floß, mit Ausnahme der Flößer, die sich ablösten, ein seltsames Bild: Ein von Mond- und Feuerschein beleuchtetes Lager. Über das Zelt war ein Vorhang gespannt; dort schliefen außer Frau Rascho und Dorka die jungen Mädchen. Sie hatten, so wie die Männer draußen, Lager von Laub mit Bett-Tüchern bedeckt, und waren mit warmen Decken zugedeckt, somit besser vor der nächtlichen Kälte geschützt als ihre Brüder draußen. Doch auch diese klagten am Morgen nicht über Kälte, als sie sich an der warmen Milch labten, für welche Frau Rascho gesorgt hatte.

Während ihre Freundinnen im besten Schlummer lagen, erwachte Hannchen. Ein Weilchen dachte sie daran, dass sie so die Waag hinabschwamm wie einst ihre Mutter. Sie sehnte sich danach, die Sterne zu sehen, darum ordnete sie rasch ihre Kleidung und stahl sich leise zum Zelt hinaus. Ein Weilchen betrachteten die blauen Augen das märchenhafte, von Mond und Feuerschein beleuchtete Bild. Außer den beiden Ruderern, die an ihre Ruder gelehnt dastanden, schlief alles. Nur bei der Feuerstelle saß Ulitschny auf einem Stuhl und blickte sehr nachdenklich in die Flammen. Hannchen hätte sich gerne überzeugt, ob auch ihr Vater schlief, aber sie wagte es nicht, unter den schlafenden Männern umherzugehen, da sie nicht wusste, wo er lag. Plötzlich fiel ihr ein, dass der Mann beim Feuer der beste Kamerad ihrer Mutter gewesen war, der die ganze Kindheit und Jugendzeit mit ihr verlebt hatte, von dem sie sicher allerlei erfahren könnte, was ihr sonst kein Mensch zu sagen wusste. Leise stahl sie sich an den zweiten Feldstuhl heran, auf dem vorher wohl

jemand gesessen hatte. Der Mann fuhr erst aus seinen Grübeleien empor, als eine kleine Hand die seine berührte.

„Hannchen, du schläfst nicht?“

„Ich bin schon ausgeschlafen, Onkel! Wenn Ihr auch nicht schlaft, könntet Ihr mir da nicht ein wenig von meiner Mutter erzählen? Meine Pflegemutter hat mir nichts mitgeteilt und wird mir nichts mehr sagen und meinen Vater kann ich nicht fragen.“ Das Mädchen senkte traurig den Kopf.

Er streichelte sie liebevoll. „Sei nicht traurig! Ich will dir gerne von ihr erzählen, denn seit ich hier in der Gegend bin, muss ich bei Tag und bei Nacht an sie denken.“

„Vielleicht habt Ihr Euch auch jetzt an jene letzte Reise erinnert?“

„Du hast recht, Kind, ich sah all das vor mir, aber auch noch etwas anderes: Matthias hat mir erlaubt, ihren Brief abzuschreiben; ich habe ihn hier und ersehe daraus, dass sie zum Heiland gegangen ist – und ich habe mein Versprechen zwar gehalten, allein nicht so, wie sie es gewünscht hatte. Erst hier, als ich am Sonntag und Montag euren Pfarrer predigen und heute deinen Vater von jenen Russen erzählen hörte, da erkannte ich, dass ich noch kein Christ, sondern nur ein europäischer Namenchrist sei, wie man das in Amerika nennt. Kind, hast du den Heiland schon?“

„Ja, Onkel!“

„Ich sah und fühlte es gleich.“

„Habt Ihr nicht im Neuen Testament gelesen, wie Ihr Mütterchen versprochen habt?“

„Doch; ich gehörte drüben auch zur slowakischen Gemeinde, aber weil ich von Kind auf anständig lebte und mich stets bemühte, mich von der Welt unbefleckt zu erhalten, so fehlte mir zur wahren Buße die Erkenntnis meiner Schuld, die jene Russen hatten, ja, die

auch Mariechen besaß. Als ich in ihrem Brief zum dritten Male die Beschreibung ihrer Wiedergeburt las, da erkannte ich endlich, dass ich ein sündiger Mensch bin und seither erkenne ich es immer besser. – Aber du willst etwas aus unserer Kinderzeit wissen; nun, so will ich dir erzählen.“

Leise verglomm das Feuer, der Mond verschwand hinter den Bergen, die Sterne erloschen am Himmelszelt, auf dem sich die Vorboten des neuen Tages bemerkbar machten. Der Mann und das junge Mädchen merkten nichts davon. Er weilte mit seinem Herzen in den schönen Erinnerungen, und das Mädchen begleitete ihn. Er öffnete vor ihr die Tür des verzauberten Reiches, in dem er sich erneut in seine schöne Jugendliebe hineinträumte und ahnte nicht, dass er damit den Zaubervorhang herabriss, der ihr Herz verhüllte. „Ich habe sie so sehr geliebt, mehr als mich selbst, und wusste nicht, dass sie mir nicht bestimmt war“, schloss er traurig. „Dann kam er, der schöne Jüngling, und gewann ihr Herz. Mir war sie nur die beste Schwester, ihm aber schenkte sie ihre Liebe. Ich musste sie im Brautkranz sehen und ihr Brautführer sein. Freilich, mir hätten Skalas sie nicht gegeben; erstens war ich nur um ein Jahr älter als sie, zweitens war ich arm. Ich zürnte Jankovitsch nicht, denn sie hatte ihn sehr lieb. Erst als wir sie damals an der Waag fanden und in so elendem Zustand heimbrachten, da war ich froh, dass ich für immer fortging, denn damals regte sich eine große Bitterkeit gegen ihn in meinem Herzen. Ich bin froh, dass ich heute alles weiß, so dass ich deinen Vater achten und von ganzem Herzen bedauern kann. Was half es ihm, dass er aus reicher Familie war, wenn die eigene Mutter ihm solch ein Herzeleid angetan hat?! Die meinige war arm aber gut, ich segne sie im Grab. Als ich mit solch einem traurigen Herzen nach Amerika kam, musste ich etwas suchen, was mich trösten konnte. Nur dem Dollar nachzujagen, befriedigte mich nicht. Weil

ich aber auf der Reise und dann drüben am Anfang als dummer, unwissender Slowak viel zu leiden hatte, suchte ich lieber kleine Arbeit bei geringem Lohn, aber an Orten, wo viele Leute waren, um nur möglichst bald die Sprache zu erlernen. Sobald ich erst Englisch konnte, stand mir die Welt offen. Es gibt dort Abendschulen und ich, der ich als Schulknabe daheim wenig gelernt hatte, gab mir jetzt die größte Mühe. Da die Amerikaner die Einwanderer, besonders die Slowaken, verachten und ihnen nachsagen, dass sie trunksüchtig und schmutzig seien, nahm ich mir vor, so zu leben, dass sie wenigstens einen anständigen Slowaken zu sehen bekämen. Dadurch, dass ich Gesinnungsgenossen suchte, kam ich auch in jene gläubige Gemeinde. Weil ich aber ein ordentlicher, anständiger Mensch war, der das Wort Gottes und auch die Versammlungen liebte, nahmen sie mich sehr bald als Mitglied auf und so bin ich auf halbem Wege stehengeblieben."

„Aber Ihr wollt doch nicht darauf stehen bleiben?" fiel ihm das Mädchen besorgt in die Rede.

„Nein, mein Kind, ich will nicht. Aber nun stehen die anderen auf; der Tag bricht an."

„Wenn Ulitschny auf halbem Wege steht, wo bin ich?" dachte der junge Student, der am nächsten beim Feuer lag, sich jedoch schlafend gestellt hatte, um ungestört das liebliche, vom Feuerschein beleuchtete Gesicht zu betrachten und dem ganzen Gespräch zu lauschen. „Ein europäischer Christ?" Origineller Ausdruck! Ein Namenchrist, mit anderen Worten; ein Mensch, der Christus nicht hat! Er will nicht auf halbem Wege stehen bleiben und ich?! Wenn ich mich mit ihnen, besonders mit Morhatsch, vergleiche, dann habe ich den schmalen Weg überhaupt noch nicht betreten. Wozu studiere ich dann Theologie? Ist das, womit wir unseren Verstand vollpfropfen,

überhaupt Theologie, Gotteswissenschaft? Wir unterscheiden uns wohl kaum von buddhistischen oder konfuzianischen Studenten. Sie studieren, damit sie in ihrer höheren Kaste bleiben können, wir desgleichen. „Lassen Sie sich von Christo erretten“, hat mir Morhatsch gestern gesagt, „denn wenn Sie einst Pfarrer werden, wird es Ihre erste Pflicht sein, Seelen zu retten.“ So und ähnlich dachte der Jüngling.

Inzwischen hatte Ulitschny Martin beim Rudern abgelöst, Onkel Markus nahm Stefko Uher das Ruder aus der Hand, der soeben erst mit Joschko getauscht hatte. „Ihr habt in der Nacht viel gerudert, das geht nicht“, sagte er ihm. So stand denn der Jüngling mit verschränkten Armen am anderen Ende des Floßes und träumte mit offenen Augen den Traum weiter, aus dem er vorhin durch das Aufstehen der anderen emporgerissen worden war. Da erklang es neben ihm: „Guten Morgen, Stefko!“

„Ach, Hannchen!“ Er streckte dem Mädchen voller Freude beide Hände entgegen.

„Gelt, das war eine schöne Nacht?!“

„Sehr schön. Ich wollte gar nicht vom Ruder fort. Wenn ich damit das Wasser teilte, und es leise zu meinen Füßen rauschte, dann war mein Herz voller Freude, besonders darüber, dass du, Hannchen, dort im Zelt schläfst und dass ich dazu beitragen darf, dass dich die Wellen der Waag tragen. Durchs ganze Leben hätte ich dich so tragen mögen! Und dann kamen mir so schöne, heilige Gedanken. Ich hatte die innere Gewissheit, dass der Herr hier bei uns weilte und mich erfreute das Bewusstsein: „Du darfst ihn so führen wie einst Johannes oder Andreas im Schiff am See Tiberias.“ Das Leben mit ihm ist doch sehr schön! Als man mich beim Rudern ablöste, legte ich mich zu den Füßen deines Vaters und dann hatte ich solch einen schönen Traum!“ Der Jüngling schwieg.

„Willst du mir den Traum nicht sagen?“ bat das Mädchen mit Mund und Augen.

„Wenn ich nicht so arm wäre, wie ich bin, würde ich dir ihn sogleich sagen; aber der Traum hatte kein Ende.“

„Du bist arm? Du glaubst, dass der Herr Jesus bei uns ist, dass du ihn führen darfst und sprichst von Armut?“

„Du hast recht“, entgegnete er verwirrt. „Aber sieh nur, Hannchen, wie die Nacht entschwindet und der neue Tag anbricht! Hast du schon das Lied gelernt, das uns Herr H. gesandt hat?“

„O ja!“

„Ich auch. Wir wollen es singen, denn es passt so gut hierher. Sicher werden uns alle gerne anhören und ihr „Amen“ hinzufügen. Aber wir wollen ein wenig vom Rand zurücktreten, damit du nicht das Gleichgewicht verlierst, falls das Floß sich plötzlich wendet.“

Der Jüngling ergriff das Mädchen bei der Hand und alsbald erklangen die beiden jugendfrischen Stimmen über das Wasser:

Am Himmel erbleichen die Sterne
Und leise schwindet die Nacht.
Nun sei dir, himmlischer Vater,
Dank, Lob und Anbetung gebracht!

Du hast uns treulich behütet,
Mit Adlersflügeln bedeckt.
Kein Plage durft’ sich uns nahen,
Nichts Böses hat uns erschreckt.

Lob, Preis, dir, o himmlischer Vater,
Du gabst uns das Leben allein.
Lass diesen Tag, den du schenkest,

Uns ganz deinem Dienste weihn.

Die Mondsichel entschwand hinter den Bergen; es war, als ob eine unsichtbare Hand den dunklen Wolkenschleier zerrisse. Durch denselben schimmerten rosig-goldene Wölkchen hervor, als ob dort hoch oben ein riesiges Feuer aufsprühte. Irgendwo im Tal läuteten die Glocken, die das Morgenrot begrüßten. Die übrigen Sterne erbleichten, nur der Morgenstern zeigte an, wo die Sonne aufgehen würde. Auf den Bergen lagerten Nebel und heilige Stille, man fühlte den feierlichen Anbruch des neuen Tages. Auf dem Floß stand die kleine Gesellschaft in tiefes Schweigen versenkt und lauschte dem neuen Lied. Als es zu Ende war, erklang ein leises, mehrstimmiges „Amen!“.

„Bruder Jankovitsch, beten Sie mit uns!“ bat der junge Pfarrer; und der Mann betete so, dass im Verlauf dieses Gebetes die Seele Stephan Ulitschnys Frieden fand. Auch vor der Herzenstür Michael Uhers klopfte der Herr und begehrte Einlass: „Gib mir, mein Sohn, dein Herz!“

Noch lange dachten die Ausflügler daran, wie es gewesen, als sie die Waag hinab zu Hannchens Mühle geschwommen waren. Sie fuhren mit der Eisenbahn heim. Ulitschny kam nicht mit ihnen zurück; er hatte noch allerlei zu erledigen, denn er hatte sich entschlossen, in der alten Heimat zu bleiben. Besonders musste er sich noch mehr Bauernkleider anschaffen, da er nicht willens war, die städtischen, amerikanischen Anzüge unter seinen Dorfgenossen zu tragen.

Bei der Heimkehr erwartete sie alle Arbeit, Stefko Uher aber auch ein überraschender Brief. Er las ihn erst am Abend, als er allein war. Sein ehemaliger Logisherr schrieb ihm, dass Ida sich im Lauf des Winters sehr glänzend verheiratet hatte, so dass sie also nicht

vergeblich in der Slowakei gewesen seien. In Trentschin-Teplitz hätte Ida die Bekanntschaft eines Badegastes gemacht, der mit ihnen auch nach Prag zurückgereist sei. Herr M. sei der Sohn eines reichen Brauers, habe Jura studiert und wolle sich jetzt um das Mandat eines Abgeordneten bewerben. „Unser Otto ist ein Glückspilz“, schrieb Herr Neubert. „Er wird sein Ziel sicher erreichen, und unsere Ida wird mit der Zeit noch Frau Senator. Ich weiß, dass wir das auch Ihnen verdanken, lieber Herr Uher, denn Sie haben unser Fröschlein zur Vernunft gebracht. Sie war ganz vernarrt in Sie und zürnte Ihnen sehr. Heute ist sie selbst froh, denn ich bitte Sie, was hätte sie dort bei Ihnen, und was hätten Sie mit ihr angefangen?! Selbst wenn Sie eine Stelle bekommen hätten, hätte die Sache nicht so recht gestimmt. Sie brauchen eine Frau, die etwas von Wirtschaft, Geflügel und Küche versteht, mit der Sie wirtschaften können. Damit Sie sehen, dass ich Ihr Freund bin, habe ich Sie dem Vater meines Schwiegersohnes empfohlen. Er ist bereit, Sie als Maschinist anzustellen. Sie erhalten gute Bezahlung, freie Wohnung mit Gärtchen; es ist in K., unweit von Prag. Sie können die Stelle gleich nach Ostern antreten; ich gebe Ihnen zwei Tage Bedenkzeit. Meine Frau grüßt Sie gleichfalls herzlich. Ida ist mit ihrem Mann auf der Hochzeitsreise.“

So ungefähr lautete der Brief, den der Jüngling mit gesenktem Haupt las. Trauerte er um die glänzende Partie, die ihm entgangen war? Er trauerte nicht, er freute sich vielmehr, dass Ida das gefunden hatte, was sie brauchte. Von ganzem Herzen gönnte er ihr die reiche Heirat; er dachte nur über den freundlichen Vorschlag ihres Vaters nach. Das war mehr, als er je erwarten konnte: selbständiger Maschinist zu sein! Dazu die wirklich günstige Bezahlung samt freier Wohnung. Daraufhin konnte er wohl heiraten. Aber es gab nur eine, die er in sein Haus führen wollte – nicht der Küche und dem Geflügel zuliebe, wie Herr Neubert meinte – sie, die er dort im Traum mit

dem Brautkranz über Uhers Schwelle schreiten gesehen. Jedoch sie war die Tochter des wohlhabenden Jankovitsch und Skalas Erbin – und er ...? Es war genau solch ein Unterschied wie zwischen ihm und Ida. Er hatte zwar sein Handwerk, er konnte sich etwas verdienen, aber da gab es reichere Freier als er war! Wenn er aber diese glänzende Stellung annähme, dann müsste es schon ein sehr großer Bauernhof sein, der so viel trüge, wie er dort an Jahresgehalt bekäme! Als selbständiger Maschinist durfte er wohl um sie werben! Der Jüngling konnte weder beten, noch das Wort Gottes lesen; er war wie betäubt und sehnte ungeduldig den Morgen herbei. Gleich beim Frühstück las er den Seinen den Brief vor und erklärte ihnen alle Vorteile. Sie staunten und freuten sich mit ihm; nur die Großmutter lobte es, dass er noch zwei Tage Bedenkzeit habe, denn es sei nicht geraten, solch einen Schritt ohne Überlegung zu unternehmen. Mischko freute sich, dass Stefko nicht im Dorfe verbauern würde; er war ganz einverstanden, als Stefko bat, über die Sache zu schweigen, bis er sich entschieden hätte. Dorka war nicht mehr in der Stube, als er das sagte. Sie war nach Wasser gegangen und am Brunnen mit Hannchen zusammengetroffen, der sie diese große Neuigkeit gleich brühwarm erzählen musste.

„Stefko geht fort? Er wird nicht mehr daheim wohnen?“ Es schmerzte das Mädchen so eigentümlich. Dazu war heute solch ein trüber Tag, dass man wohl singen konnte:

Wo ist nur die Sonne geblieben, Die gestern mir freundlich gelacht?

In ihren bangen Gedanken ging sie, ohne zu wissen, was sie eigentlich tat, bis hinauf zum Brünnlein. Warum schien es ihr nur, als könne sie es nicht überleben, wenn Stephan für immer fortging? Wenn diese Sache vom Herrn war, wenn er ihn dorthin rief, musste sie sich da nicht freuen, dass er solch eine gute Stelle bekam? Kürz-

lich hatte ihr Vater gesagt: „Wir werden nicht immer alle beisammenbleiben. Überall ist Gottes Erde, überall warten Seelen auf uns, denen wir leuchten, die wir suchen sollen! Jedem seiner Kinder hat Gott den Platz bestimmt, wo es durch Wort und Wandel für ihn leuchten soll, damit das Reich der Finsternis geringer werde.“ Wenn also dort Stefkos Platz war, wenn er dort Seelen retten sollte, wollte sie ihn daran hindern? Aber er würde sie nie mehr auf dem Floß fahren, wer weiß, wie dort die Gegend war? So schön wie hier wohl kaum! Und ihm würde dort unter lauter fremden Leuten doch bange sein! Wie konnte er nur die liebe, gute Familie verlassen! Wenn doch wenigstens jemand mit ihm ginge! Aber er hatte weder Mutter, noch Schwester, gerade wie sie! Nicht doch, sie hatte ja einen Vater und durfte bei ihm daheim bleiben! Das Mädchen ließ die gefalteten Hände in den Schoß herabsinken. Ach, warum konnte sie sich nicht mit Uhers über diese gute Nachricht freuen?! Warum hätte sie am liebsten darüber geweint? Nein, weinen wollte sie nicht, sie musste jetzt heimeilen, sie hatte heute viel Arbeit! Schon wollte sie aufstehen, da bannte sie ein Zuruf auf dem Bänkchen fest.

„Da habe ich dich gefunden, Hannchen? O, das ist gut!“ rief Stefko. Wie er vor Freude strahlte! Aber auch sie wollte sich mit ihm freuen, ganz gewiss! Ihre hellen Augen leuchteten voll Entschlossenheit. Sie machte ihm auf dem Bänkchen Platz.

„Ich freue mich sehr, dass wir uns hier begegnen“, fing er an, ihre kleine Hand festhaltend. „Ich soll mich in einer wichtigen Sache entscheiden, aber ich kann es nicht, bevor ich dich, Hannchen, um etwas gebeten habe.“ Sie lächelte freundlich und wartete auf die Fortsetzung. „Als mich mein Pflegevater voriges Jahr fragte, ob ich Ida lieb hätte, wusste ich keine andere Antwort, als dass sie mir gefalle. Damals wusste ich noch nicht, was es bedeutet, wenn ein Jüngling ein Mädchen liebt. Das bedeutet, dass er sich Tag und

Nacht nach ihr sehnt, an sie denkt und nur dort glücklich sein kann, wo sie auch ist. Heute ist die Zeit schon da, heute weiß ich es; denn so, ach, so liebe ich dich, Hannchen!“

Das Mädchen öffnete kindlich verwundert die Augen: „Du liebst mich? Und du bist so glücklich dabei, wiewohl wir uns trennen müssen und uns vielleicht niemals wiedersehen werden?“

„Ja, denkst du, Hannchen, dass ich ohne dich fortgehen könnte? Dass ich dort, so ferne von dir, leben könnte? Nun darf ich dir wohl sagen, was mir dort auf dem Floß geträumt hat: Ich sah eine junge Braut im Kranz in unseren Hof eintreten. Als ich die Hände nach ihr ausstreckte, erwachte ich. Bekäme ich jene Stelle nicht, die mir ein gutes Fortkommen verbürgt, so würde ich es nicht wagen, meine Hand nach dir auszustrecken, denn du bist heute die reichste Braut von Zorovce! So aber kann ich vor deinen Vater hintreten und um dich werben, wenn du es mir erlaubst. Sage, Hannchen, hast du mich lieb? Willst du mit mir gehen? Erlaubst du, dass diese Hände dich so durchs Leben tragen wie dort auf dem Floß, als sie die Wellen für dich teilten, damit diese dich tragen konnten?“

Es gibt ein Blümlein, so duftig und zart;
Nur einmal blüht es auf der Erde.
Es gibt ein Glück solch eigener Art,
Zu lieben, geliebt zu werden.

Es blühte in zwei jungen Herzen. Hannchen trauerte nicht mehr der gestrigen Sonne nach; sie verstand, warum sie sich über Stefkos Scheiden nicht freuen konnte und doch, als der Jüngling ihr so eindringlich bittend beide Hände reichte, da legte sie ihre plötzlich erkaltete nicht hinein, denn ... „Vater!“ erklang es in ihrem Herzen und: „Sie wird dich trösten!“ Konnte sie Stephan ihre Hand reichen,

mit ihm weit fortgehen und den Vater allein lassen? Wie könnte sie dereinst ihrer Mutter in die Augen sehen, wenn sie ihr dort beim Herrn begegnen würde? Und doch, wie konnte sie widerstehen, wenn die Augen des Geliebten sie so anblickten? Wie konnte sie ihn allein ziehen lassen?

„Hannchen, warum sagst du nichts?“ rief der Jüngling erschrocken. „Hast du mich nicht lieb?“

„Ich habe dich sehr lieb, Stefko; ich würde mit dir gehen bis an Ende der Welt – aber ich kann nicht.“

„Du kannst nicht? Warum nicht?“ drängte er halb jubelnd, halb angstvoll.

„Mein Vater war so lange Jahre allein; seine eigene Mutter hat ihm so viel Böses angetan. Auch mein Mütterchen hat ihn, ohne es zu wollen, in tiefe Traurigkeit versetzt. Als sie starb, befahl sie mir, dass ich ihn trösten sollte. Es ist erst kurze Zeit, dass ich es tun darf, aber er hat sich sehr an mich gewöhnt. Dabei ist er nicht gesund; ich muss ihn sehr behüten und aufheitern, damit er nicht an seinem Herzleiden stirbt. Wenn ich fortginge und er allein bliebe, wie würde er dann leben? Er liebt uns beide, mich und dich, er würde uns nicht im Weg stehen, wenn er es wüsste, aber wiewohl ich dich sehr lieb habe und nicht weiß, wie ich leben soll, wenn du nicht mehr da bist, so könnte ich dennoch nicht mit dir glücklich sein, denn ich müsste bei Tag und bei Nacht an ihn denken, wie einsam er ist und was meine Mutter droben wohl dazu sagt? Oder denkst du, Stefko, dass ich von ihm fortgehen könnte?“ fügte das Mädchen hinzu, als sie sah, wie der Jüngling mit beiden Händen in sein dichtes Haar fuhr. –

Ein Weilchen herrschte ein trauriges Schweigen, dann richtete Stephan sich plötzlich auf und zeigte dem Mädchen sein ernstes, trauriges Angesicht.

„Ich wäre ein schlechter Christ, wenn ich dich deinem Vater entführen wollte! Ich glaube dir, Hannchen, und wenn uns der Herr tröstet, wird er uns auch die Kraft geben, dass wir es ertragen können. Nur eines wiederhole mir noch einmal. Hast du mich wirklich lieb, so wie ich dich liebe? Wirst du an mich denken, auch wenn uns die Ferne trennt?“

„Ja, Stefko, ich habe dich sehr lieb und werde Tag und Nacht deiner gedenken; nur, der Herr Jesus muss mir helfen, mich an Zorovce zu gewöhnen, wenn du nicht mehr da sein wirst!“

In den Häusern von Zorovce waren längst alle Lichter gelöscht und noch immer brannte die Lampe in Stefko Uhers Stube. Der junge Mann saß bei einem angefangenen Brief, aber er konnte ihn nicht beenden. Er konnte nicht, denn es war ihm, als schrieb er sich mit diesem Briefe sein Urteil, ja, als verbannte er sich selbst aus seinem Heimatdörfchen. Plötzlich sprang er auf, lief an das geöffnete Fenster und beugte sich hinaus; es war ihm so heiß und so bang! Da sah er einen Lichtstreifen, der aus Großmutter Simons Fenster fiel.

„Sie schläft nicht, Gott sei Dank! Ich will zu ihr gehen und sie bitten, dass sie mir einen Rat geben und mit mir beten möchte.“ Ein Weilchen später klopfte er an das beleuchtete Fenster. Es öffnete sich.

„Wer ist da?“

„Ich bin es, Großmütterchen. Bitte, darf ich ein wenig hereinkommen, wenn Ihr noch nicht zu Bett liegt?“

„Du bist es, Stefko? Komm nur, mein Sohn, ich bin noch auf!“

Ein paar Augenblicke später saß Stefko in der Stube am Tisch und schüttelte der Greisin sein ganzes Herz aus. Er las ihr den erhaltenen Brief vor, teilte ihr mit, wie sehr sich die Familie und er selbst über diese Nachricht gefreut habe, wie er aber jetzt die angebotene Stelle nicht annehmen könne.

„Ich weiß nicht, Großmutter“, schloss er traurig, „ist es nur darum, weil Hannchen nicht mit mir gehen will, aber ich kann einfach von hier nicht fortgehen.“

„Das brauchst du auch gar nicht, mein Sohn! Verdienst du etwa deinen Lebensunterhalt nicht?“

„Aber, Großmutter, so werde ich niemals um Hannchen werben können. Ich weiß, dass sie heute ihren Vater nicht verlassen könnte; aber auch später wird sie immer reicher sein als ich.“

„Das musst du nicht sagen, mein Sohn. „Handwerk hat goldenen Boden.“ Dass Hannchen ihren Vater selbst dir zuliebe, obwohl sie dich liebt, nicht verlassen will, das wird ihr der himmlische Vater mit reichem Segen vergelten. Ohne sie würde Jankovitsch sicher nicht lange leben. Erst gestern hat er mir gesagt, dass er weder große Freude noch großes Leid mehr ertragen könne. Er rechnet damit, dass Gott ihn einmal plötzlich aus dieser Welt abberufen werde. Hannchen hat ihm der Herr gegeben, damit sie ihn noch ein wenig am Leben erhalte; sie ist solch ein stiller, sanfter Augentrost. Aber noch etwas, Stefko: Dieser Mann ist kein Mammonsdiener, er schätzt seinen Nächsten nicht nach dem Geldbeutel, ihm wärest du, mein Lieber, als Schwiegersohn nicht zu arm. Ob er dich jedoch zum Schwiegersohn haben möchte, wenn du Maschinist in einem Brauhaus wärest und dein Leben lang nichts anderes tun würdest, als die Gottesgabe, die der Arme oft nicht zum Brot hat, verderben zu helfen – das weiß ich nicht. Du bist Abstinent geworden, mein Sohn, und wenn Bier auch kein Spiritus ist, so ist es doch auch ein gefährliches Getränk wie jedes andere. Dass die Leute davon fett werden, ist wahr, aber Kraft gibt es ihnen nicht!“

„Ach, Großmutter!“ Der Jüngling war aufgesprungen. „Nun braucht Ihr mir nichts mehr zu sagen. Daran habe ich gar nicht gedacht. Mein ganzes Leben nur Bier kochen, damit die Leute so dick

werden wie die Tonnen! Ich weiß, dass übermäßiges Biertrinken auch sehr schadet. Wer Bier trinken will, der soll es brauen! Für mich ist die Sache entschieden. Ich muss, ja, ich darf diese Stelle gar nicht annehmen, folglich muss ich auch nicht von Zorovce fort. Betet mit mir, Großmütterchen; ich danke Euch recht schön, aber ich möchte auch noch dem Herrn danken, dass er mir volle Gewissheit geschenkt hat, was in dieser Sache sein Wille ist.“ –

Am anderen Morgen reiste Mischko Uher ab; Rascho sollte ihn zur Bahn fahren und Ulitschny mitbringen. Beim gemeinsamen Frühstück überraschte Stefko die Seinen mit der Nachricht, dass er die Stelle nicht annehme. Sie klagten nicht, sie redeten ihm nicht zu, ach nein! In der Nacht hatten sie darüber nachgesonnen und es war ihnen wie Bergeslast aufs Herz gefallen, dass sie Stefko für immer aus dem Haus ziehen lassen müssten, wenn er sich dort ansässig machte. Durch ihre Liebe erfreut, erklärte er ihnen, worauf Großmutter Simon ihn hingewiesen und was ihm die Gewissheit gegeben hatte, dass der wohlgemeinte Vorschlag Herrn Neuberts nicht der Wille Gottes sei. Sie alle waren Großmutter Simon für dies offene Wort sehr dankbar.

„Warte, Stefko, ich will dir einen wunderschönen Laib Brot von dem Mehl backen, das sie uns in Hannchens Mühle gemahlen haben! Zur Belohnung dafür, dass du das Zeug nicht kochen willst! Als wir mal auf dem Jahrmarkt in Trentschin waren, ließ Joschko auch mir ein Bier geben. Ich war durstig, aber ob Ihr mir glaubt oder nicht, es stieg mir zu Kopfe und nachher konnte ich kaum die Füße heben“, versicherte Dorka.

So schrieb denn Stefko Herrn Neubert einen Absagebrief, setzte sich aufs Rad und brachte ihn zur Post, damit er ja nicht verlorenginge. Als er am Abend mit seiner Familie allein war, bekannte er aufrichtig die ganze Wahrheit, dass er jene Stelle nur annehmen

wollte, weil er Hannchen liebte, und dass dieselbe, wenn er Hannchen nicht bekomme, für ihn keinerlei Anziehungskraft habe. Lieber wollte er daheim trocken Brot essen, wenn er sie nur sehen dürfe, als in der Fremde Kuchen. Außerdem habe Großmutter Simon recht! Je mehr er darüber nachdenke, desto widerlicher sei ihm der Gedanke, dass er sein ganzes Leben nur daran arbeiten sollte, dass die Leute etwas durch die Gurgel zu jagen hätten und sich ein Bierherz anschaffen könnten.

Seine Mitteilung wurde von der Familie verschieden aufgenommen. Martin Uher lachte zufrieden und sagte: „Ihr seid ja beide noch jung. Kommt Zeit, kommt Rat.“ Und was er im Stillen noch dachte, während er schelmisch mit den Augen zwinkerte, das sprach er nicht aus. Joschko erklärte, dass er Hannchen von Anfang an Stefko zur Frau und sich zur Schwägerin gewünscht habe. Großmutter segnete Hannchen, dass sie ihren Vater nicht verlassen wollte und meinte, dass er das sicher nicht überlebt haben würde. Dorka war ganz beglückt. Es störte sie nicht, dass die Hochzeit wohl nicht so bald sein würde; sie glaubte ja doch, dass es dazu kommen würde. Tante Suska sagte kein Wort dazu; sie bemerkte nur: „Gott sei Dank, Junge, dass du abgesagt hast. Bleibe du nur hübsch daheim und fange nicht allerlei Geschichten an; es geht noch nichts über die Landwirtschaft und unser Gott nennt sich selbst einen Hausvater.“ Großmutter ermahnte Joschko und Dorka, ihren Mund zu halten, damit die Sache nicht etwa unter die Leute käme, bevor Jankovitsch darum erführe. Dann ging Stefko, um Wasser in die Viehtröge zu füllen, und dabei ging sein heimlicher Herzenswunsch in Erfüllung. Er fand Hannchen am Brunnen; sie wollte gerade Onkel Zwara rufen. Das war nun nicht nötig, denn Stefko füllte erst Jankovitschs, dann Uhers Tröge und Gefäße. Der Jüngling und das Mädchen waren beide verwirrt und wussten nicht, wie sie ein Gespräch anfangen soll-

ten. Sie war traurig, dass sie ihn betrübt hatte und erwartete voller Angst, dass er ihr sagen würde, wann er fortginge. Er hingegen war voller Freude, dass er nirgends hinging, dass er sie jeden Tag sehen konnte und dass keine Entfernung ihn von ihr trennen würde. Wie hätte er nur ohne sie dort leben können und welchen Zweck hätte das eigentlich gehabt?!

„Weißt du, Hannchen, wo ich am Vormittag war?“

„Du hast wohl den Brief auf die Post getragen?“ Ihre Stimme zitterte ein wenig.

„Allerdings!“ jubelte er. Sie blickte ihn verwundert an. „Ich gehe nirgends hin, Hannchen; ich habe abgesagt.“

„Du gehst nicht? Und die Deinen?“

„Die sind froh.“ Er setzte ihr auseinander, wie Großmutter Simon ihm die Sache beleuchtet habe und in welchem Licht er diesen Beruf jetzt sehe. Sie stutzte.

„Ach, sie hat recht. Das könntest du wahrlich nicht! Dass wir nicht gleich daran gedacht haben! Du bleibst also daheim und wir müssen uns nicht trennen?“

„Nein, Hannchen!“ Ein tiefes Glück erfüllte das Herz des Jünglings, denn aus den zarten Worten des Mädchens sprach so viel Liebe. Sie verriet ihm, ohne es zu wollen, wie sehr sie seit gestern um ihn getrauert hatte. „Wir werden uns alle Tage sehen; ich werde dir und deinem Vater helfen können und wenigstens erfahren, dass du mich lieb hast. Wenn dir die Pflicht und deine Kindesliebe nicht im Weg stünde, würdest du dann wirklich zu uns kommen?“

„Zu euch? O ja; aber es ist uns ja auch so wohl, wir sind beide noch jung und ich muss zuvor noch viel lernen.“ Weitere Worte wurden unterbrochen durch die Vierfüßler, die von beiden Seiten an die Tröge drängten. Aber in beiden jungen Herzen war der Winter vorbei und das Blümchen der Liebe und des Glückes erblüht.

Unter sich sprach die Familie Uher öfters von diesem lieblichen Glück und hütete es sorgfältig vor fremden Augen. Alle begegneten Hannchen wo möglich noch liebevoller als zuvor und so kam es, dass beide Häuser mehr als je eine Familie bildeten. Hannchen und Stefko konnten ungehindert alle Tage beisammen sein. Nur Mutter Suska ging mitunter sehr nachdenklich umher. Sie war scheinbar die einzige, die mit dem Stand der Dinge nicht ganz zufrieden war.

Es war Sonntag. Die Gemeinschaft war zu der Überzeugung gekommen, dass das Weizenkorn mehr Nutzen bringt, wenn es ausgesät wird, als wenn es in der Scheune liegt. „Die unter uns, die der Herr durch seinen heiligen Geist und durch sein Wort wiedergeboren hat, die sind alle Gottes Kinder und alle berufen, mitzuarbeiten“, hatte der Herr Pfarrer gesagt. „Wir alle haben Gaben und Pfunde, die wir einsetzen müssen, damit unsere ganze Gemeinde und alle ihre Filialen zum Leben erwachen. Die weibliche Jugend soll zu zweien oder dreien ausgehen, um die schlafenden Seelen durch Gesang zu erwecken und den Kindern Sonntagsschule zu halten. Die Jünglinge und jungen Männer können dasselbe in den entfernten Ortschaften tun. Die älteren Männer können da und dort an Sonntagnachmittagen Leute aufsuchen, die wegen Müdigkeit oder aus Mangel an Kleidung nicht zur Kirche kommen und ihnen aus der Bibel vorlesen. Die älteren Frauen mögen Kranke besuchen. Wenn die Sonntagnachmittage in dieser Weise ausgekauft werden und wir dann am Abend bei Jankovitsch zusammenkommen, werden wir uns unsere Erfahrungen mitteilen und das, was getan wurde, dem Herrn im Gebet vorbringen!“

Dieser Vorschlag wurde angenommen, die Aufgaben verteilt, und seit der Gründung der Gemeinschaft waren es schon drei Sonntage, die auf so nützliche Weise verbracht wurden. An dem heutigen

Sonntag ging Suska Uher in dem stillen Haus auf und ab; es war alles wie ausgestorben. Der Vater und die jungen Leute waren ihrer Pflicht nachgegangen, die Großmutter besuchte ihre kranke Base. Mutter Suska war aus der Kirche heimgekehrt, hatte draußen und drinnen alles Nötige besorgt, dann ein Weilchen gebetet. Nun trat sie aus dem Haus, legte den Schlüssel an sein bestimmtes Plätzchen, ging am Brunnen vorbei und verschwand im Nachbarhof. Sie wusste, dass sie den Nachbar daheim finden würde, denn ihm hatte man die Abendstunden zugeteilt. Sie war froh, ihn allein anzutreffen; er beendete soeben einen Brief für Herrn H.

„Du kommst, Suska? Was führt dich zu mir?“ begrüßte er sie freudig.

„Ach, ich möchte nur so ein wenig mit dir plaudern, Matthias; lange will ich dich nicht stören.“

„Du störst mich nicht; ich freue mich, dass du gekommen bist.“

„Du willst dich vielleicht noch auf das vorbereiten, was du uns am Abend Gutes sagen willst?“

„Das hat mir der Herr schon geschenkt und den Brief an Bruder H. habe ich auch fertig.“

„Das freut mich, denn ich weiß nicht, ob ich so schnell mit allem fertig werde, was ich mir vorgenommen habe. Es ist mir nicht leicht geworden, heute zu dir zu kommen, Matthias, aber ich dachte: Mit Gott will ich es eben wagen!“

„Warum ist es dir schwer gefallen, zu mir zu kommen?“ meinte er verwundert. „Zwischen uns ist doch niemals etwas Böses vorgekommen. Von Kind auf warst du mir wie eine gute Schwester.“

„Du hast recht und doch habe ich dir einst einen schlechten Dienst erwiesen. Hätten wir dich damals nicht aufmerksam gemacht, so hätte Mariechen nicht so viel von deiner Mutter leiden müssen. Nun, das ist vorbei und lässt sich nicht mehr gutmachen;

oft muss ich an die Worte in ihrem Brief denken, dass ihr Glück nur jene paar Wochen währte, da ihr allein daheim wart. Du hast viel gelitten, Matthias, hauptsächlich, weil dir die Menschen die Wahrheit verheimlicht haben. Auch heute wollen dir deine Liebsten aus großer Liebe die Wahrheit verschweigen, und doch ist das Leben des Menschen wie Gras; aufgeschobenes Glück hat oft Flügel. Ich wusste lange nicht, ob ich nicht wieder Unrecht tue, wenn ich mich in diese Sache einmenge und dir die Wahrheit verrate. Gar manche Nacht habe ich darüber gebetet, aber ich kann mir nicht helfen; immer sagt mir etwas: „Suska, schweig nicht!“

„Der Herr Jesus nennt sich selbst die Wahrheit“, unterbrach Jankovitsch das eingetretene Schweigen. „Der Vater der Lüge würde dich kaum zur Wahrheit antreiben. Ich liebe sie, wenn sie auch noch so schmerzlich wäre!“

„Diese wird dich nicht schmerzen, Matthias, das weiß ich!“ Und nun begann die ehemalige Kameradin aus der Kinderzeit dem Gefährten ihrer Jugend zu erzählen, welch eine Stellung sich Stephan geboten hatte, warum er darüber zuerst so hocherfreut war. „Er liebt dein Hannchen sehr, so wie du, Matthias, einst Mariechen geliebt hast. Aber sie ist die reichste Braut von Zorovce – und er – nun, du kennst ja unseren Besitz – er bekommt davon nur ein Viertel. Er will nicht den Anschein erwecken, als gehe er auf eine reiche Braut aus, darum wagt er es nicht, um sie anzuhalten. Als ihm jene Stelle geboten wurde, da erwog er, dass er einen großen Besitz haben müsste, der so viel trüge, wie er dort Gehalt bekäme. Doch bevor er antwortete, fragte er Hannchen, und obwohl sie ihm bekannte, dass auch sie ihn lieb habe, setzte sie doch sogleich hinzu – wofür Gott sie segnen wird – , dass sie dich nicht verlassen könne, weil ihre Mutter dich ihrer Pflege anbefohlen habe. Sie sei noch so wenig bei dir gewesen und könne dich nicht allein lassen. In seinem Kummer

ging Stephan zur Großmutter Simon, bekannte ihr alles, und sie war es, die ihm diesen Beruf von der richtigen Seite zeigte. Sie betete mit ihm und er entschloss sich, diese Stelle nicht anzunehmen. Sie hatte auch keinen Wert mehr für ihn, nachdem er allein hingehen sollte. Er sagte uns, er wolle lieber daheim trockenes Brot essen, wenn er sie nur sehen dürfe, als in der Fremde Kuchen. So haben denn unsere lieben Kinder beschlossen, weiterhin nur als gute Nachbarn zu leben, um dich nicht zu betrüben. – Einst habe ich dir eine schlimme Nachricht gebracht, diese ist lauter Liebe. Nun, Matthias, was sagst du dazu? Habe ich gut oder übel getan, dass ich sie dir nicht verheimlicht habe?“ Frau Uher streckte die Hand über den Tisch, Jankovitsch umschloss sie mit festem Druck. Sie blickten einander an wie gute, treue Geschwister.

„Ich danke dir herzlich, Susannchen, du hast mir eine große Wohltat erzeigt. Ich bin der Liebe nicht wert, die mein teures Kind mir erweist. Ich habe zwar bemerkt, dass er sie lieb hat, aber es kam mir nie in den Sinn, dass er sie mir soweit aus den Augen entführen wollte. Aber dass er bereit war, es einzusehen, dass sie mich nicht verlassen könne, das wird Gott ihm sicher lohnen. Aber sieh, Suska, so kann es nicht bleiben. Wohl ist Hannchen noch jung, aber du hast recht: das Glück hat Flügel. Wozu zwei Herzen verkürzen, die für einander geschaffen sind? Von all dem, was ich einst Mariechen versprochen habe, von all den Plänen, wie ich sie glücklich machen wollte, habe ich nichts erfüllt! Wer hätte uns damals gesagt, dass vom ganzen Leben nur diese drei Wochen unser sein würden! Und doch war es so. Sie war noch in der Todesstunde dem Herrn dafür dankbar, aber ich möchte von ganzem Herzen ihrer Tochter das vergönnen, was ihr versagt geblieben und mich noch so gerne an ihrem Herzensglück erfreuen. Sie müssten zwar nicht mehr lange auf ihre Vereinigung warten, denn ich fühle, dass mein Leben wirklich wie

ein Dampf enteilt. Gar oft wollte sich in mir die Sorge regen, was aus meinem Kind würde, wenn ich plötzlich stürbe, da wir beide allein sind. Äußerlich lasse ich sie ja in guten Verhältnissen zurück, aber sie ist so jung, so allein wie eine Lilie auf dem Feld, und sie muss jemand haben, dem sie wohltun, den sie beglücken darf! Jetzt, da du mir die Wahrheit gesagt, könnte ich mich zufrieden geben, da ich weiß, wer sie trösten wird, wenn mich die schwarze Erde deckt. Aber das genügt mir nicht. Eine Hochzeit ohne Eltern ist ein traurig Ding, so wie es in dem Volkslied heißt:

Traurig und finster ist die Nacht ohne Sternenschein,
Noch trauriger die Hochzeit ohne Mütterlein.
Traurig und finster ist die Nacht, die kein Mond erhellt,
Noch trauriger die Hochzeit, wo der Vater fehlt.

Der Grund, der Stefan abhält, um Hannchen zu werben, ist nicht stichhaltig. Er ist ein tüchtiger Maschinist und das sichert ihm neben seinem väterlichen Erbe ein gutes Auskommen. Das ist aber in diesem Falle nicht entscheidend; die Sache liegt so: Hannchen will mich nicht verlassen und ich könnte sie bis zu meinem Tod nicht aus dem Haus geben, aber das ginge anders einzurichten. Ich brauche einen Sohn. Wenn Stefko mich zum Vater haben wollte, dann wäre uns allen geholfen. Hannchen bekäme den Mann, den sie liebt und müsste mich nicht verlassen, er würde erreichen, wonach er sich sehnt und ich dürfte mich, wenn auch nur für kurze Zeit, am Glück meines Kindes sonnen und das genießen, was mir in meinem kurzen Ehestand versagt geblieben. In Zorovce sind unsere beiden Familien die ältesten. Die Jankovitschs waren einst zahlreich, jetzt sind sie am Aussterben. Euer Geschlecht hat sich erhalten, es war stets das stärkere. – Ich weiß, dass es Stefko nicht leicht fällt, bei uns einzu-

heiraten, obwohl er mich, schon als Christ, nicht zu fürchten braucht. Meine Schwester ist vollkommen ausgezahlt, mit der hätte er nichts zu tun, und sonst ist niemand da. Wir wollen die ganze Sache dem Herrn zu Füßen legen, er selbst möge uns einen Rat geben."

Etwa eine halbe Stunde später begleitete Jankovitsch die Jugendfreundin bis zum Brunnen. Dort trennten sie sich mit einem Lächeln. Sie sah die Haustüre offen, ein Zeichen, dass ihre Mutter schon zurückgekehrt sein musste; sie eilte rasch nach Hause. Er ging in den Garten bis zum Brünnlein und saß dort, den Kopf in die Hände gestützt, in tiefes Sinnen versunken.

Großmutter Uher erzählte, wie es bei der Base gewesen, dass diese sich gefreut und ihr auch das Herz ausgeschüttet habe, da sie allein waren. Das mitgebrachte Geschenk habe sie dankbar angenommen und sogleich verzehrt. Als die Großmutter ihr angeboten, dass sie ihr die heutige Predigt aus der Postille vorlesen wolle, habe sie sich gefreut. Es sei gerade heute eine schöne Predigt an die Reihe gekommen, man merkte, dass der, der sie einst niedergeschrieben, auch den Sohn Gottes geliebt hatte. Dadurch waren sie im Gespräch auf die Veränderung, auf das neue Leben gekommen, das der Herr in Zorovce gewirkt hatte. Die Kranke hatte diese Botschaft begierig aufgenommen und nachdem die Großmutter bei ihr gebetet hatte, bat sie sehr, dass auch der Herr Pfarrer sie besuchen möge. „Ich will ihn am Abend darum bitten; er wird sicher kommen", hatte die Großmutter versprochen. Als sie ihren Bericht beendet hatte, legte sie der Tochter die Frage vor, was sie während der Zeit gemacht habe, und wo sie jetzt gewesen sei.

„Ich will Euch alles sagen, Mutter", versprach die Tochter. „Aber erst will ich draußen alles besorgen; Ihr könnt inzwischen ausruhen!" Und sie sagte ihr alles.

„Das hast du gut gemacht, meine Tochter“, stimmte die Großmutter zu. „Wenn Martin heimgekehrt, dann sage es auch ihm! Für unseren Jungen wäre das ein großes Glück, denn er und Matthias würden ja wie Sohn und Vater zusammenleben. Hannchen ist nicht stark, aber wenn beide sie behüten, würde es ihr bei Stefko gut gehen und sie würde ihnen den Himmel auf der Erde bereiten. Ich würde Stefko niemals raten, in irgendeine Familie einzuheiraten, denn der Eingeheiratete ist nichts anderes als der unbezahlte Knecht, das fünfte Rad am Wagen; aber bei Jankovitsch ist die Sache anders. Wenn Stefko den Nachbar vertreten würde, dann würde er ihn länger am Leben erhalten.“

Abends, als die Gemeinschaft bei Jankovitsch zusammenkam, erkannte Großmutter Uher noch mehr, wie gut es sein würde, wenn ihr Stefko Jankovitsch als Sohn in der körperlichen Arbeit stehen könnte. Denn Matthias legte das Wort von der wunderbaren Vaterliebe Gottes so aus, dass aller Herzen brannten. Der Herr Pfarrer konnte kaum den Blick von ihm wenden. Die Leute wollten gar nicht auseinandergehen, so schön war es da; besonders als dann die einzelnen berichteten, wo sie gewesen und wie es ihnen dabei ergangen war. Einige waren freundlich aufgenommen worden, andere hatten Spott und Schimpfnamen davongetragen; am besten war es denen ergangen, die mit Gesang ausgezogen waren, denn die schönen Lieder hörte ein jeder gerne! Darum sang auch die Gemeinschaft noch mit großer Freudigkeit ein paar Lieder; dann schloss der Herr Pfarrer das Beisammensein mit Gebet. Auf dieses Gebet sagten alle laut und freudig „Amen“, denn es war ihnen aus dem Herzen gesprochen; dann gingen alle wortlos auseinander, um den Segen dieser Stunde nicht durch oberflächliche Gespräche zu verlieren.

Als letzter kam der junge Pfarrer nach Hause, denn er war unterwegs von Leuten, die nicht in der Versammlung gewesen, aufgehalten worden.

„Endlich kommst du!“ begrüßte ihn seine Mutter mit ärgerlicher Stimme. Man merkte, dass sie lange nach ihm ausgespäht hatte. „Am Ende wirst du dir auch noch das Essen abgewöhnen. Wo hast du zu Abend gegessen?“

„Ich habe sagen lassen, dass ich nicht zum Abendbrot komme“, entschuldigte er sich freundlich. „Du weißt doch, dass mir ein Glas Milch und ein Stück Brot vollständig genügt und da bringt es mir Joka soeben.“

„Ich möchte gerne wissen, wohin dich das noch führen wird, vom Morgen bis zum Abend ohne Atempause zu arbeiten? Das tut doch kein anderer Pfarrer! Was denkst du, wie viele Jahre du mit deiner Kraft ausreichen wirst? Dein Vater war auch kein Müßiggänger, aber er wusste, was er konnte und was nicht sein durfte. Du hingegen, wie erziehst du dir deine Leute? Zuvor waren zwei aus Porubky da und begehrten auf, als sollte ich dich ihnen augenblicklich herbeischaffen. Ich habe ihnen aber tüchtig Bescheid gesagt, daraufhin wurden sie etwas kleinlaut und endlich zogen sie ab.“

„Sagten sie, was sie wollten?“

„Sie kamen, um einen aus eurem neuen Glauben zu verklagen, dass er ihnen etwas weggeackert habe.“

„Schade, dass du sie fortgeschickt hast, liebe Mutter; sie hätten lieber warten sollen. Vielleicht beruht diese Anklage gar nicht auf Wahrheit. Sollte aber wirklich einer aus unserer Gemeinschaft so gegen die Liebe gesündigt haben, so muss er ermahnt werden.“

„Sie hätten kaum länger gewartet! Und, was ich dir eigentlich gestern schon sagen wollte – aber du hattest ja keine Zeit, heute von Morgen an keinen Augenblick; zu Mittag bringst du auch immer

jemand mit, als ob das Pfarrhaus ein Gasthaus wäre, und jetzt ist es 9 Uhr abends.“

Die vorwurfsvolle, gereizte Stimme der Mutter wirkte wie ein kaltes Sturzbad auf das Gemüt des jungen Pfarrers. „Bitte, teile mir mit, was du wünschest, liebe Mutter, damit du möglichst bald zur Ruhe gehen kannst!“

Sie warf unwillig den Kopf zurück: „Ich will dich nicht unnötig aufhalten! Wenn es irgendeine „Schwester“ aus der Gemeinschaft wäre, mit der würdest du bis Mitternacht aufsitzen, für deine Mutter hast du keine Zeit. Ich kenne das!“

Ein schmerzlicher Zug spielte um die Lippen des jungen Pfarrers, aber sie blieben fest geschlossen.

„Da hast du; lies, was Aranka mir schreibt!“ Damit schob die Mutter dem Sohn ein ziemlich umfangreiches Schreiben hin. Er begann zu lesen. In diesem teilte die Tochter ihrer Mutter mit, dass ihr Mann von seinem Onkel, dessen zwei Söhne im Kriege gefallen waren, ein ziemlich großes Gut geerbt habe. Da sich die Sache lange Zeit hingezogen, hatte er sie nicht einmal seiner Frau mitgeteilt, bis er völlige Gewissheit hatte. Dann aber waren sie sofort dahin übersiedelt, denn das Gut hatte ein schönes Herrenhaus, einen großen, parkähnlichen Garten, der freilich ein wenig verwildert war, einen wohlgefüllten Pferdestall, die Eisenbahn in der Nähe. Die Tochter rühmte sehr alle Bequemlichkeiten, die sie für sich und ihre Kinder hatte und kam endlich mit dem Vorschlag und der Bitte heraus, die Mutter möge dauernd zu ihr übersiedeln. Sie sollte ihre Stube im Erdgeschoß haben, sie könne, wann sie wolle, in den Garten hinaus, im Haus sei auch ein Badezimmer. „Ich habe eine Köchin, ein Hausmädchen, eine Kinderfrau, auch im Stall sind Knechte. Du kannst alles haben, was du nur wünschest“, schrieb sie wörtlich. „Du, teure

Mama, hast lange genug für uns gearbeitet! Es hat mich gequält, dass ich Dich bei August lassen musste.

Er hat, wie Du schreibst, nur solch eine Dorfbude; nach Budapest konnte ich Dich nicht mitnehmen, da wir selbst solch eine kleine Wohnung hatten; heute ist es anders. Nachdem August eine Pfarre hat, kann er sich ja dort verheiraten und Du, meine teure Mama, kommst zu uns! Lass ihm alles dort, was Du hast, wozu würdest Du das alte Gerümpel mit Dir führen? Das ganze Haus ist eingerichtet, wir haben unsere Einrichtung, mit Ausnahme der wertvolleren Stücke, auch verkauft und sind für das Geld hierher gefahren. Am liebsten hätte ich Dich morgen schon hier! Geza teilt meinen Wunsch, er hat Dich lieb, wie Du weißt; die Kinder freuen sich auf die „Omama“ und sprechen den ganzen Tag von Dir. Grüße August. Ich hoffe, dass er selbst einsieht, wo Du es besser hast, bei mir oder bei ihm? Denn wenn er sich noch so gut verheiratete, so wäre seine Frau für Dich immerhin eine Fremde, und ich bin Deine Tochter! Was Du auf Deine alten Tage brauchst, ist Ruhe, Bequemlichkeit, Pflege, das kann er Dir nicht bieten. Ich erinnere mich noch gut, wie es bei uns im Pfarrhaus war. Auch der kleinste Beamte kann es nicht schlimmer haben als wir es hatten. Sich immer mit diesen dummen Bauern und Bäuerinnen herumzuärgern! Weißt Du noch, wie Papa mir oft böse war, wenn ich alle Fenster aufriss, um den schönen Geruch von Schmutz, Schweiß und Schuhwichse nach ihnen herauszulassen? Noch heute bin ich froh, dass ich den Pfarrer von L. nicht genommen habe, als er um mich anhielt. Es ist wahr, Geza und ich, wir waren auch nicht auf Rosen gebettet, aber das ist vorbei, und heute kann ich Dich als Gutsbesitzerin zu mir nehmen. Was liegt daran, dass wir in Ungarn sind? Wir waren niemals Slowaken, auch Papa hütete sich, Farbe zu bekennen. Wir sind in magyarische Schulen gegangen und so geworden, wie man uns erzogen hat. Dir war es

auch immer einerlei, magyarisch oder slowakisch zu sprechen. Die Hauptsache ist, dass es dem Menschen auf der Welt gut gehe, dass er sich ehrlich fortbringe und seinen Eltern ihre Liebe vergelte. Grüße August; er soll Dich nur möglichst bald zu uns bringen!“

Damit schloss der Brief. Der junge Pfarrer hatte ihn beim Lesen vors Gesicht gehalten, so dass die Mutter den Ausdruck desselben nicht sehen konnte. Nun steckte er ihn in den Umschlag zurück und blickte seine Mutter so seltsam an. Es lag Schmerz und Frage in dem Blick.

„Willst du zu Aranka gehen, liebe Mutter?“

„Ich möchte wohl“, entfuhr es der alten Frau beinahe heftig. „Aber kann ich denn, bevor du nicht, wie Aranka schreibt, jemanden herführst, der dich versorgt?“

„Du meinst, bevor ich mich verheirate?“

„Das versteht sich. Unsere Magd ist ein junges Ding, du bist auch jung, und die Welt ist böse. Und wenn dich deine geistlichen Schwestern auch gerne bedienen, so würdest du schon sehen, was das für eine Wirtschaft wäre, wenn ich fortginge. Mir würden diese Bequemlichkeit und diese Ruhe schon gut tun, namentlich die Bäder, die mich nichts kosten würden! Ich habe mein Leben lang genug gearbeitet und mich mit allerlei Leuten ärgern müssen. Als wir hierher zogen, versprachst du mir, dass ich nun ausruhen würde. Vor körperlicher Arbeit hast du mich ja geschützt, aber diese beständige Hetzjagd, seitdem du so verändert bist! Ich muss wirklich sagen, dass es mir alten Frau schwer fällt, am Ende meines Lebens jeden Sonntag mit Bauern zu essen und ansehen zu müssen, wie mein Sohn keinerlei Autorität besitzt. Es fehlt wenig, dass sie ihn duzen und beim Vornamen nennen. Aber, was hilft mir das, ich muss es eben leiden, bis du dich verheiratest.“

„Das würde lange dauern, Mama“, entgegnete der Sohn mit stillem Ernst. „Ich denke noch nicht ans Heiraten; aber ich habe mich sehr gesorgt, wohin ich dich zur Erholung senden könnte. Daher nehme ich Arankas Einladung aus Gottes Hand. Gleich morgen will ich nach P. fahren oder Stefko Uher bitten, dass er alles Nötige wegen deines Reisepasses besorge. Bitte, schreibe Aranka, dass sie dich in etwa zwei Wochen erwarten könne. Es wird gut sein, wenn sie oder Geza dir bis zur Grenze entgegenkommt, damit ich für mich selbst keinen Pass zu lösen brauche und dich ihnen ruhigen Herzens übergeben kann. Dass Aranka nicht will, dass du etwas von deinen Sachen mitbringst, ist mir ganz lieb, nicht etwa, weil dann mein Pfarrhaus fast leer bliebe, sondern weil ich hoffe, dass meine Mutter wieder zu mir zurückkehrt, damit sie dann ihr altes Heim vorfinde! – Umso leichter wird deine Ausrüstung und unsere Reise sein.“

„Du denkst wirklich, dass ich gehen soll?“ stutzte die Frau. „War ich dir denn so gar nichts wert, dass du hoffst, es würde alles so gehen wie bisher?“

„Ich bitte dich, Mama, sprich nicht, was du selbst nicht glaubst! Ich weiß, dass mir niemand dich ersetzen könnte, selbst wenn du ganze Tage zu Bett liegen und von da aus alles leiten würdest – viel weniger so, wo du mir alles besorgt hast. Heute weiß ich noch nicht, wie es werden soll, aber es sind ja noch vierzehn Tage, bis dahin wird Gott uns einen guten Rat und Gedanken eingeben. Wenn er dir für solch ein gutes Plätzchen gesorgt hat, dann wird er auch für mich sorgen. Aber damit du bald zur Ruhe gehen kannst, wollen wir jetzt beten. Wir wollen die ganze Sache in die Hände des himmlischen Vaters legen und dann schlafen gehen!“

Etwa eine halbe Stunde später waren alle Lichter im Pfarrhaus gelöscht – aber ob seine Bewohner schliefen? Der junge Pfarrer wohl, denn er war von der Arbeit müde und die Natur forderte ihr

Recht. Hätte er sich Sorgen hingeben wollen, so hätte er allen Grund dazu gehabt. Hätte er über die Gesinnung und die Handlungsweise seiner Mutter trauern mögen, dann noch mehr. Aber er fühlte, dass er vor Unmöglichkeiten stehe, dass er sich nicht helfen könne und deshalb legte er sich wie ein schwaches Kind in die Arme seines Vaters. „Sorge du für uns, o Vater!“ seufzte er noch im Einschlafen, und dann zog tiefer Friede in das traurige Herz des Sohnes, der wohl wusste, dass die Mutter, die ihn von Kind auf von all ihren Kindern am meisten geliebt hatte, jetzt um Christi willen vor ihm floh, dass er ihre Liebe um seinetwillen verloren hatte. Er wusste, dass sie in leiblicher Hinsicht dort besser versorgt sein würde, als er sie versorgen konnte. Sein Schwager war ein edler Mensch, Aranka eine gute Tochter; sie würden treulich für sie sorgen. Aber dass sie so vor dem Einfluss des Geistes Gottes floh, dass sie ganz im Weltleben untergehen würde – ach, das tat ihm weh!

In Zorovce wunderten sich die Leute, dass die Frau Pfarrer, die sich in letzter Zeit ein wenig fremd gegen die Gemeindeglieder benommen hatte, zu ihrer Tochter übersiedelte, um sich dort zu kurieren. Die Küsterin Mader hatte von ihr erfahren und erzählte es weiter, welch ein Glück ihre verheiratete Tochter Aranka gehabt habe, dass ihr Mann viel geerbt habe und dass die Frau Pfarrer nun bei der Tochter im Wagen fahren und als große Dame leben würde. Sie richtete zuvor dem Sohn alles schön ein. Die alte Senianek, die als Mädchen bei Herrschaften gedient hatte, sollte im Pfarrhaus Wirtschafterin werden und Joka zur Seite behalten; es gab im Haus und im Garten für beide Arbeit genug, sie hatten früher öfters Tagelöhnerinnen aufnehmen müssen. Senianeks konnten sich ohne die Mutter behelfen und sie würde es dort gut haben, aber auch der Herr Pfarrer würde wohl versorgt sein, denn sie war eine ordentliche Frau.

Die Müllerin Klutsch meinte zwar, die Frau Pfarrer hätte doch erst, bevor sie fortging, den Sohn verheiraten sollen; denn sie sei doch schon alt, wer weiß, ob sie jemals wiederkehrte. Besonders, lachte die Waldhüterin Lesny, wenn es ihr dort in dieser Fülle so gefallen wird, dass ihr unser Pfarrhaus am Ende zu klein wird.“

„Das lasst ruhen“, sprach Klutsch stirnrunzelnd. „Wenn unser Herr Pfarrer heiraten soll, so braucht er niemand dazu. Er wird selbst eine Frau finden, denn eine gute Ehefrau kommt vom Herrn.“

„Da hast du recht, mein Sohn“, stimmte seine kranke Mutter bei; „nur er kann sie ihm bescheren, denn seiner ist sobald keine würdig.“

Aber noch bevor die alte Frau Pfarrer Zorovce verließ und der Herr Pfarrer sie bis an die Grenze begleitete, trugen sich Ereignisse zu, die die Dorfbewohner noch mehr interessierten.

Das erste war, dass Herr Ulitschny, wie sie ihn alle nannten, sich im Dorf ankaufte. Senianeks Nachbar, Dunajtschik, verkaufte ihm sein großes, altes Haus mit Feldern und einem Stück Wald, weil er auch in die Kolonie übersiedelte. Hier hatte er seine Felder nicht gut bebaut und dort hatte er sich noch einmal so viel Land zumessen lassen und sich dabei ordentlich verschuldet. Es war ein Glück für ihn, dass er solch einen Käufer fand, der alles bar bezahlte. Ulitschny hatte sich auswärtige Maurer bestellt, und alle von der Gemeinschaft halfen ihm, das neue Haus aus festem Material zu bauen. Seinesgleichen gab es im Dorf noch nicht. Viel Praktisches hatte er in Amerika gelernt und manches Neue hatte Jankovitsch in Russland gesehen. Stefko Uher riet zur Anlage einer Wasserleitung. Dieselben Felsen, denen in Jankovitschs Garten das Wasser entströmte, zogen sich bis zu seinem Grundstück hin, obwohl ihnen dort kein Brünnlein entsprang. Ulitschny ließ einen Sachverständigen kommen, um sich von dem Reichtum der Quelle zu überzeugen. Dieser versicherte,

dass sie für das ganze Dorf genüge und dass Jankovitsch nicht verkürzt werden wenn man von da aus die Rohre zu Ulitschnys Hause legte. Stefkos Freund, Eduard Slansky, der sich gerade ein Lastauto angeschafft hatte, war gerne bereit, das nötige Baumaterial von der Bahn herbeizuschaffen, während ihm die Bauern das Holz aus dem Wald zuführten. Das ging schneller. Das alte Haus hatte vier Fenster und eine große Einfahrt von der Straße her; im Hof waren allerlei Gebäude, denn es hatte einst zwei Brüdern mit großer Familie gehört. Ulitschny ließ jedoch alles niederreißen. Sie nahmen die Steine aus dem Grund heraus; das übrige Material war aus Lehm; sie zerstampften es, um dadurch den Bauplatz zu erhöhen.

„Du könntest billiger bauen“, riet Rascho, „wenn du nicht so eilen würdest. Du hast doch irgendwo zu wohnen, sei es bei Jankovitsch oder bei uns. Wenn wir die Feldarbeit beendet haben, könnten wir dir alle helfen, so dass du nicht alles bezahlen müsstest!“

„Ihr helft mir genug, mein Freund! Ich habe eure Liebe noch durch nichts verdient. Fürchte dich nicht, unter Gottes Segen und Schutz wird mich mein Haus nicht mehr kosten als dich das deinige gekostet hat. Ich möchte, so Gott will, schon den Winter darin verbringen; darum muss ich eilen.“

Gott half wirklich durch Segen, Gesundheit und besonders durch gutes Wetter. Man hörte bei diesem Bau weder Fluchworte noch Geschrei, denn die Arbeit wurde täglich mit Gottes Wort und Gebet begonnen und beendigt, und die Arbeiter bekamen keinerlei berauschende Getränke. Sie verköstigten sich alle bei Senianeks; am Sonntagmorgen sah man sie in der Kirche und am Nachmittag lehrte Lehrer Gal die jüngeren unter ihnen die schönen Lieder der Gemeinschaft singen. Er las ihnen bald aus der Zeitung, bald aus einem guten Buch vor, und nach und nach kamen sie, schon dem Gesang zuliebe, in die Gemeinschaft und fühlten sich dort wohl.

Weil Ulitschny keine Zeit hatte, sich um seine Felder zu bekümmern, übernahmen Uher und Rascho die Sorge dafür. Sie waren ziemlich vernachlässigt. Die noch nicht besät waren, ließen sie brach liegen, damit sich der Boden ausruhen konnte. Sie reinigten auch die Obstbäume und hofften, dass diese reichlich tragen würden.

Das war die eine Sache, die die Bewohner von Zorovce interessierte. Dann war noch eine andere da, aber die lässt sich nicht mit kurzen Worten abtun. Da müssen wir ein wenig zurückgehen.

Etwa eine Woche nach jenem Gespräch zwischen dem Herrn Pfarrer und seiner Mutter schritten Jankovitsch und Stefko Uher durch die Felder. Es war nach einem Regen, die ganze Natur lobte ihren Schöpfer. Alles um sie her blühte und duftete, denn es nahte ja das Himmelfahrtsfest, der Krönungstag des Gottessohnes. „Setzen wir uns ein wenig, Stefko“, bat Jankovitsch, das Gespräch unterbrechend; „mir tun die Füße weh.“ Sie gingen an das hübsche Plätzchen, wo am Karfreitag so viel Veilchen geblüht hatten. Plötzlich legte Jankovitsch die Hand aufs Herz, sein Gesicht erbleichte.

„Was ist Euch, Onkel?“ fragte der Jüngling besorgt.

„Ach, das Herz beunruhigt mich wieder. Nach und nach werde ich gar nichts mehr arbeiten können. Am Sonnabend habe ich mich ein wenig überanstrengt.“

„Ach, Onkel, warum arbeitet Ihr? Wir würden Euch doch gerne vertreten.“

„Das glaube ich; aber bedenke: Könntest du von guten Nachbarn Tag für Tag solch eine Hilfe annehmen?“

Der Jüngling entgegnete ein wenig verwirrt: „Wenn ich wüsste, dass sie mich liebhaben ...“

Jankovitsch lächelte. „Dann würdest du dich erst recht fragen, ob du ihre Liebe so selbstsüchtig ausnützen darfst. Ich tue ja keine schwere Arbeit mehr und nehme mir Leute, aber ein Hausvater

sieht doch allerlei im Haus, und wenn er nicht so krank ist, dass er zu Bett liegen muss, so vergisst er sich unwillkürlich.“

„Das ist wahr! Wie könnten wir Euch nur helfen?“

„Du weißt nicht, wie mir geholfen werden könnte?“

Der Jüngling wurde verlegen. „Wenn ich einen Sohn hätte und ihm die ganze Wirtschaft übergeben könnte mit dem befriedigenden Bewusstsein, dass er Äcker und Vieh, das Haus und vor allem die Menschen darin wohl versorgen wird, dann würde ich nicht mehr selbst zugreifen, sondern ihn nur hübsch auf alles aufmerksam machen ... Aber ich habe keinen Sohn!“ Die letzten Worte klangen beinahe traurig. Der Jüngling errötete. Ein Schatten flog über sein Gesicht, als müsste er einen Riesen in seinem Inneren bekämpfen. Dann richtete er sich auf.

„Onkel, da gibt es nur einen Weg und nur einen Rat: Gebt Hannchen mir und nehmt mich zum Sohn an! Irdische Güter bringe ich Euch nicht mit, das wisst Ihr, ich habe nur zwei gesunde Hände und einen gesunden Verstand. Ich weiß, dass ich die, welche mir die Teuerste auf der Erde ist, auch ohne Jankovitschs und ohne Skalas Vermögen ernähren könnte. Dass ich Euch wie ein Sohn liebe, das wisst Ihr. Wäre ich nicht arm, so könnte ich schon seit Wochen Euer Schwiegersohn sein; nur Euer Besitz war mir ein Hindernis.“

„Bist du so sicher, dass Hannchen dich auch will?“ lächelte Jankovitsch gütig.

„Das weiß ich sicher“, erwiderte der Jüngling ernsthaft und teilt ihm in Kürze mit, was Jankovitsch schon durch Suska Uher wusste. „Ich weiß nicht“, schloss er, „ob Ihr sie mir dorthin gegeben hättet, selbst wenn Hannchen gewollt hätte.“

„Nein, mein Sohn, dorthin hätte ich sie dir nicht gegeben. Sie ist zwar gesund, aber ein zartes Blümchen. Ich gebe sie dir nur hier da-

heim, wo wir beide dafür sorgen werden, dass sie ohne allzu große körperliche Anstrengung uns und allen anderen wohltun könne.“

„Also, Ihr gebt sie mir?“ jubelte Stefko. „Wann denn?“

„Sobald als möglich, mein Sohn; denn wenn du mir helfen willst, muss ich bald alles das auf deine jungen Schultern legen können, was mir zu schwer fällt. Damit du aber ganz still sein kannst, wenn Augenblicke der Prüfung kommen wie soeben, wo du erst den Stolz deines Herzens besiegen musstest, bevor du mich um Hannchens Hand batest, will ich dir von ganzem Herzen sagen, dass ich den Schatz, den du in dir selbst mitbringst, über alle Erdengüter stelle. Ich weiß, dass du meinem Kind kein Leid antun wirst, dass ihr euch gegenseitig wohltun werdet. Euer Besitz wird groß genug sein, und du kannst ihn durch dein Handwerk unter Gottes Segen noch in die Höhe bringen. Ich weiß, dass auf dem Dorf noch keiner geheiratet hat, ohne in den Mund der Leute zu kommen, darum gib nur nichts auf ihr Gerede! Meine Meinung kennst du: Du weißt, dass du mir lieb bist, dass ich dich aufrichtig als Sohn willkommen heiße, ja, dass ich dich sehr nötig brauche, wenn ich noch länger leben soll. An Hannchens Liebe darfst du nicht zweifeln, denn sie ist Mariechens Tochter. Deine Familie ist mit dieser Verbindung ganz einverstanden, und die Leute gehen uns nichts an. – Damit wir ihnen aber nicht viel Zeit zu unnützem Gerede geben, könnt ihr am Himmelfahrtsfest, am Sonntag und am Pfingstmontag aufgeboten werden und am Dienstag darauf kann die Hochzeit sein. Diese mag deine Familie ausrichten; denn du hast eine Großmutter und eine Pflegemutter, und wir sind allein. Für den Nachmittag will ich die ganze Gemeinschaft zu mir einladen, damit sich alle mit uns freuen und mit uns dem Herrn danken, dass er mir, dem Einsiedler, noch diese Freude geschenkt hat.“

Der Mann hatte ausgeredet, und der Jüngling sank wortlos vor ihm auf die Knie und lehnte das junge Haupt in seinem Schoß. So bald sollte Hannchen sein werden! Es war zu viel des Glücks. Ringsumher sangen die Vögel. Die ganze Natur rühmte die Liebe Gottes; am meisten taten das die beiden schweigenden Erdensöhne, denn es gibt Minuten des Glückes, die keine Worte finden.

Kapitel 19

Von der Station N. schritt Stephan Ulitschny rüstigen Schrittes seiner neuen Heimat zu. Da fiel sein Blick auf eine einsame Fichte am Weg, in deren Schatten eine weibliche Gestalt auf einem gefällten Baumstamm saß. Der Schnitt des Kleides, die Form der Schuhe und die kleine Reisetasche verriet die Fremde. Um sich zu überzeugen, grüßte Ulitschny in englischer Sprache. Die Unbekannte hob den Kopf und erwiderte den Gruß.

„Ich habe mich also nicht getäuscht“, sprach der Mann nähertretend. „Sie sind von Amerika, aber wohl in dieser Gegend geboren, und so können wir auch in der Muttersprache plaudern.“

„Sie haben recht, mein Herr, ich bin eine Slowakin.“ Ein Lächeln erhellte das bleiche, ernste Gesicht der Fremden. Sie war noch jung, 27–28 Jahre alt. Als sie sich erhob und ihre schlanke, hochgewachsene Gestalt aufrichtete, sah sie sehr anziehend aus.

„Wie lange waren Sie in Amerika?“

„Seit 1914.“

„Also etwas kürzer als ich. Wohin wollen Sie zu Fuß von der Bahn?“

„Man sagte mir, dass es nur etwa eine Stunde nach Zorovce sei. Bitte, gehe ich da recht?“

„Wir können zusammengehen; auch mich führt der Weg dahin.“

„Das freut mich!“

„Mich auch! Der Weg währt keine Stunde mehr; inzwischen können wir ein wenig von Amerika plaudern, denn das wird uns Slowaken schnell zur neuen Heimat, besonders wenn wir daheim niemanden zurückgelassen haben, der uns nachtrauerte. Sie waren wohl noch ein Kind, als Sie hinübergingen?“

„Ich war siebzehn Jahre alt und bei mir war es so, wie Sie sagen.“ In den dunklen Augen glänzten Tränen. Sie bückte sich nach ihrem Köfferchen und ihrem Regenschirm.

„Ich trage es Ihnen“, erbot sich höflich der Mann. Sie schritten weiter. „Sie kommen wohl erst von Amerika. Haben Sie Angehörige in Zorovce?“

„Ich bin schon fast ein halbes Jahr in Europa. In Zorovce lebt die Schwester meiner Mutter, Frau Senianek, infolge der Trunksucht ihres einzigen Sohnes in sehr bedrängten Verhältnissen; ich möchte ihr gerne ein wenig helfen.“

„Frau Senianek? Da kommen Sie ja in meine Nachbarschaft, ich baue mir nämlich dort ein Haus. Senianek arbeitet fleißig mit uns. Dem Herrn sei Dank, von ihm gilt es: „Ihr wart einst ohne Christus, aber ihr seid jetzt Hausgenossen Gottes“.“

„Wie?“ Die junge Fremde blieb stehen. „Er hat sich bekehrt? Und Sie, Herr?“

„Auch ich! Freilich, ich gehörte schon in Amerika zu den Christen, wie man es drüben nennt. Aber ich frage auch Sie: Sind Sie unsere Schwester im Herrn?“

„Das bin ich! Auch mir ist in Amerika Gnade widerfahren; dort hat das Licht in meine finstere Seele hineingeleuchtet und mein trauriges Herz hat ein Glück gefunden, das nimmer vergeht.“

„Wir haben uns noch gar nicht unsere Namen gesagt: Mein Name ist Stephan Ulitschny.“

„Ich heiße Käthe Porubsky nach den Eltern, mit dem Namen meines Mannes Fabian.“

„So? Sind Sie verheiratet?“

„Nicht mehr.“

Ein eigentümlicher Ausdruck überflog ihr hübsches Gesicht. Es war Freude und Trauer zugleich.

„Ist Ihr Gatte in Amerika gestorben?“

„Er ist überhaupt nicht drüben gewesen. Ich will es Ihnen im Vertrauen sagen. Ich war noch nicht siebzehn Jahre alt, da verheiratete mich meine Mutter gegen meinen Willen mit Fabian, den seine Mutter zwang, mich zu nehmen, obgleich er eine andere liebte. Sie können sich vorstellen, welch ein Unglück das war! Kurz nach der Hochzeit ging mein Onkel nach Amerika; ich bat meinen Mann, mich mit ihm ziehen zu lassen und versprach, ihm Geld zu dem Bau zu senden, den er angefangen hatte. Er willigte gerne ein und wir trennten uns in Frieden. Wenige Monate später brach der Krieg aus; er war Soldat und ein hübscher Mensch; er musste sogleich einrücken. Noch bevor er ins Feld zog, schrieb er mir, dass er sich auf den Tod freue, der uns beide scheiden sollte. Aber es war nicht Gottes Wille so; er kehrte als halbblinder Invalide zurück. Mir war es inzwischen sehr gut gegangen; ich hatte noch im ersten Jahr das Englische erlernt und so bekam ich sehr gute Stellungen. Endlich führte mich Gott zu einer gläubigen Dame, die mich in eine Abendschule schickte. Ihre Liebe leuchtete mir auf den Weg zum Heil. Aber als mein Mann mir einen Brief schreiben ließ, in dem er mir sein ganzes Elend schilderte, da litt es mich nicht länger jenseits des Ozeans. Vor Jahren war ich ihm eine Last gewesen, die er nicht an seiner Seite ertragen konnte, heute brauchte er, dass ihn jemand pflegte. Ich sprach mit meiner Herrin darüber, dass ich mich innerlich getrieben fühlte, das Licht, das ich hatte, heim in jene Finsternis zu tragen. Ohne zu wissen, was ich tat, hatte ich meinem Mann vor dem Altar geschworen, dass ich ihn in keinem Kreuz verlassen wolle, bis in den Tod. Trotzdem meine Herrin mit mir ganz einverstanden war, trennten wir uns sehr schwer. Für mich bedeutete es, das Kreuz auf mich zu nehmen, mich selbst zu verleugnen und so dem Herrn nachzufolgen. Meine Mutter hatte nach dem Tod des Vaters alles ihrem

Schwiegersohn übergeben; somit hatte ich kein Heim. Und zu seiner Mutter zu gehen, fiel mir sehr schwer. Tag für Tag hieß es da, das Kreuz auf mich zu nehmen, aber der Herr half mir. Mein Mann schätzte nicht allein die schwesterliche Liebe, die ich ihm entgegenbrachte, er nahm auch mein Zeugnis von Jesu willig auf, und ich durfte es erleben, dass der Herr sich seiner erbarmte und ihn errettete. Vergeblich hatte er im Feld den Tod herbeigesehnt, er war ihm entgangen. Der himmlische Vater hatte nicht Gefallen gehabt am Tod des Sünders! Er hat ihm die Tür in das verheißene Vaterhaus geöffnet. Nachdem ich meine Pflicht beendet hatte und mein Zeugnis von Jesu sowohl von seiner wie von meiner Mutter schroff abgelehnt worden war, nahm ich mir vor, noch meine unglückliche Tante zu besuchen, dann will ich zu meiner Dame nach Amerika zurückkehren, die mich mit Freuden wieder aufnehmen wird. Nun habe ich Ihnen alles gesagt und danke Ihnen für die gute Nachricht von meinem Vetter. Aber wie geht es der Tante und seiner Frau?“

„Sie bilden zusammen eine schöne, christliche Familie, in der Sie sich wohlfühlen werden. Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen und freue mich mit Ihnen, dass Sie Ihr Kreuz nicht vergeblich auf sich genommen haben. – Da liegt auch Zorovce schon vor uns! Ein hübsches Dörflein, möglich, dass es Ihnen dort so gefällt wie mir. Auch ich war nur zu Besuch gekommen und jetzt baue ich mir schon ein Haus. Ich habe erkannt, dass es unsere Pflicht ist, mit vereinten Kräften an dem Aufbau der befreiten Heimat zu arbeiten.“

Zu den Neuigkeiten, die die Gedanken der Bewohner von Zorovce beschäftigten, gehörte also auch die Nachricht, dass Frau Senianek den Besuch ihrer Nichte aus Amerika erhalten habe. Da die alte Frau ins Pfarrhaus übersiedelt war, blieb sie bei Cilli Senianek, und diese konnte die Hilfe einer so tüchtigen, gesunden und arbeits-

freudigen Person wohl brauchen. Die Arbeit ging ihnen wie spielend von der Hand.

Es war still, sehr still im Pfarrhaus von Zorovce, seit die alte Frau Pfarrer abgereist war. Sie hatte sich um Haus und Hof gekümmert, war in den Geflügelhof, in den Garten, mitunter auch in die Ställe gegangen. Öfters war sie auch in die Stube des Sohnes gekommen, um ihm die Wäsche und die gestopften Socken zu bringen oder auch nur, um ihn etwas zu fragen. Jetzt, seitdem der junge Pfarrer ohne sie zurückgekehrt war, herrschte Grabesstille um ihn her. Wenn er am Morgen aufstand, brachte Joka schnell sein Zimmer in Ordnung; zum Frühstück, zum Mittagsmahl, zum Abendbrot ging er ins Esszimmer – das Zimmer der Frau Pfarrer war geschlossen. Im Erdgeschoß hatte sich Frau Senianek mit Joka eingerichtet. Dorthin kam auch jeder, der mit dem Herrn Pfarrer sprechen wollte und ein wenig warten musste. Hätte Pfarrer Morhatsch sich irgendwie gegen seine Mutter versündigt, so hätte sie ihn durch diese Stille und Einsamkeit hinreichend bestraft. Sein Gewissen sprach ihn frei, er fühlte nur großen Schmerz in dem Bewusstsein, dass ihn seine gute, liebende Mutter verlassen hatte. Als er sie auf dem Bahnhof um Verzeihung gebeten, für den Fall, dass er sie irgendwie gekränkt hätte, hatte sie ihn unter Tränen umarmt und versichert, dass er ihr stets ein guter Sohn gewesen sei. Nun, es war eben die Scheidung, welche Christus vorhergesagt hatte.

Kürzlich hatte ihm der ältere Borota geklagt: „Glauben Sie mir, Herr Pfarrer, ich möchte oft am liebsten davonlaufen. Ehemals war ich ein harter, roher Mensch; meine Hausgenossen zitterten vor mir, und wenn ich sie nur anlächelte, waren sie wie im Himmel. Heute, wo mich der Herr Jesus still und sanft gemacht hat, wo ich mich bemühe, ihnen alles an Liebe zu ersetzen, was ich zuvor versäumt, ha-

be ich niemanden auf meiner Seite. Frau, Kinder, Schwiegermutter, Mutter, Schwägerin, alle weichen mir aus und grüßen mich kaum! Oft sind alle im fröhlichen Gespräch, und sowie ich zur Tür hereinkomme, schweigen sie und fahren auseinander! Ei, wenn sie das früher gewagt hätten, die hätten etwas erlebt! Am ärgsten ist es, wenn ich am Morgen das Wort Gottes vorlese: dann setzen sie sich so, dass sie nichts hören, oder sie suchen eine Arbeit, um nicht zuhören zu müssen. Ehemals hat die Schwiegermutter meine Frau heimlich gegen mich aufgehetzt, heute tut sie es öffentlich. Ich fühle mitunter, dass sie mich zwingen wollen, mit ihnen zu streiten. Ach, es ist gar nicht auszusprechen, wie mich der Satan durch meine Hausgenossen versucht. Glauben Sie mir, Herr Pfarrer, ich bin in meinem Haus oft ganz allein!“

Jetzt fühlte der junge Pfarrer, was Einsamkeit ist! Solange die Mutter da war, hatte er gehofft, denn er hatte die Möglichkeit, ihr mit Liebe zu nahen und sie durch diese Liebe zu überwinden, obgleich er nicht verstanden wurde. Nun wusste er, dass er keinen Menschen mehr hatte, der ihn liebte.

Plötzlich trat er an das geöffnete Fenster. Von hier bot sich ihm eine schöne Aussicht, erst auf den Garten mit seinen mächtigen, alten Bäumen, die hier gerade den Blick auf die von der untergehenden Sonne beleuchteten Berge des Waagtals freigaben; dazu der blaue Himmel, auf dem leichte, weiße Wölkchen dahinzogen, darunter die grünen, wogenden Felder, durch die sich das Silberband der Waag hindurchschlängelte. Es war solch ein ruhiges, friedliches Bild, frei von der großartigen Schönheit, an der andere Teile der Slowakei so reich sind, aber voll stiller Poesie. Es erinnerte ihn an das slowakische Volksliedchen, das er kürzlich gehört hatte:

Ei, grüner Weizen, lachst voller Freuden,
Werden wir, Liebste, wohl ihn auch schneiden?
Durften nicht schneiden, durften nicht binden,
Mein Täubchen starb mir, musste verschwinden!

Während der junge Geistliche still am Fenster stand, wurden allerlei Gedanken in seinem Inneren lebendig. Er dachte an den Abschied von seiner Mutter am Bahnhof, er sah die stattliche Gestalt des Schwagers vor sich und hörte dessen Worte:

„Also, mein Lieber, jetzt, da Mama zu uns geht, musst du heiraten. Du kannst nicht allein leben wie ein Einsiedler. Heirate, solange du jung bist, führe eine hübsche Frau Pfarrer heim, mit ihr kommt Leben und Frohsinn ins Haus! Ein lediger Mensch gleicht einem Kahn mit einem Ruder, stromabwärts mag die Sache noch gehen; heißt es aber, gegen den Strom zu schwimmen, so kommt er nicht vorwärts!“

„Er hat recht“, dachte er. „Ich muss ja immer gegen den Strom schwimmen. Wenn irgendjemand, dann brauche ich eine Gehilfin, die um mich sei!“ Und als hätten die Wolken sie hergetragen, so stand plötzlich die Mädchengestalt mit dem Veilchenkörbchen vor dem jungen Pfarrer, so wie sie sich an jenem Karfreitag in sein Herz gestohlen hatte, gerade in dem Augenblick, da in ihm die Jugend mit ihren natürlichen, berechtigten Wünschen erwacht war. Für einen Augenblick schloss er die Augen, dann öffnete er sie wieder, blickte träumerisch lächelnd auf die Berge und sah sie doch nicht. Dafür sah er sich selbst, wie er dieses Maienkind in sein Haus führte, damit sie es zum Paradies verwandle, so wie sie sein verkümmertes Herz in ein Paradies verwandelt hatte. Er würde sie alles nach ihrem Geschmack einrichten lassen, er fühlte die Atmosphäre von Licht, Musik und Poesie, mit der sie das ganze Haus erfüllte. Dann durfte er

sich in eifriger Arbeit für Christus auch weiter hinauswagen, denn die Seelen, die hier die Wahrheit suchten, würden nicht leer ausgehen. Und wie gern würde er heimkehren, da sein Singvöglein ihn daheim erwartet!

Unwillkürlich drückte er die gekreuzten Arme an die Brust, denn in diesem Augenblick erkannte er erst, wie sehr er diese holde Menschenblume liebte.

„O Hannchen, wie liebe ich dich!“ sprach er halblaut vor sich hin.

Das rasche Eintreten Frau Senianeks erweckte ihn aus seiner Träumerei, er hatte ihr Anklopfen gänzlich überhört. Sie entschuldigte sich, dass sie störte, aber Uhers hätten schon zweimal angefragt, ob der Herr Pfarrer daheim sei, sie wünschten amtlich mit ihm zu sprechen. – Der junge Geistliche trat vom Fenster zurück.

„Von Uhers?“ fragte er verwundert. „Bitte, sagt ihnen, sie möchten nur kommen und bringt mir gleich mein Abendbrot, damit ich bereit sei!“

Ein Weilchen später hatte der junge Pfarrer Milch und Brot vor sich stehen. Er aß mit Appetit, aber es entging ihm nicht, dass das immer ernste, beinahe traurige Gesicht der alten Frau heute ungewohnt freudig aussah.

„Was freut Euch denn so, Mutter Senianek?“ fragte er.

„Ach, Ew. Hochwürden, wie sollte ich mich nicht freuen, wenn es bei Uhers Hochzeit gibt?“

„Bei Uhers Hochzeit? Wer heiratet denn?“

„Herr Pfarrer wissen nicht? Stefko Uher will doch heute wegen des Aufgebots kommen; er möchte es bis zum Pfingstmontag erledigt haben.“

„Wen heiratet er? Doch nicht am Ende jene Pragerin?“ fragte der junge Geistliche besorgt.

„Die ist längst verheiratet. Die Braut, mit der er sogleich kommen wird, passt ganz anders zu ihm, denn es ist Hannchen Jankovitsch.“

„Gibt sie ihm Jankovitsch? Sie ist doch noch so jung?“ Die Frau merkte in ihrer Freude nicht, dass die angenehme Stimme des Pfarrers plötzlich so ungewohnt klang, als ob ihm kalt wäre. Dämmerung senkte sich auf die Stube herab, etwas davon lagerte auf dem bleichen Antlitz.

„O, aus dem Haus würde Jankovitsch sie niemals geben! Stefko heiratet bei ihnen ein und wird ihm den Sohn ersetzen, den er so nötig braucht. Ich freue mich sehr, dass er ihm dadurch das Leben erleichtert und ihm die schwere Arbeit abnimmt. Hannchen ist ja schon achtzehn Jahre alt, und ihr Vater und ihr Gatte werden sie sicher wohlbehüten. Besser könnte sie sich gar nicht verheiraten! Stefko ist nicht reich, aber klug, und ihr geht es nicht um Reichtum, sie hat genug. Uhers sind die älteste Familie von Zorovce und bis heute von allen geschätzt. Wenn sie sich mit Jankovitsch verbinden, werden sie die ersten im Dorfe sein. Es ist unter uns Bauern geradeso, wie bei den Herren; da kann sich auch nicht jeder die erstbeste nehmen. Heiratet zum Beispiel ein Bauer seine Magd, so mag sie noch so anständig und tüchtig sein, sie genießt im Dorf bis an ihr Ende nicht jene Achtung, als ob sie ihm gleich gewesen wäre. Ich weiß nicht, warum es unter den Leuten so ist, aber es wird wohl kaum anders werden.“

Frau Senianek nahm das leere Glas und das Brot und seufzte noch im Hinausgehen befriedigt: „Hannchen kommt nicht unter die Hände einer Schwiegermutter, und die Familie ihres Mannes wird sie auf Händen tragen. Dort wird sie niemand auch nur scheel ansehen und das ganze Dorf wird sie als die erste junge Bäuerin schätzen. Das gibt ihr der liebe Gott dafür, dass sie so manchen, namentlich uns, soviel Gutes getan hat.“

Wieder stand der junge Pfarrer am Fenster. Über den Bergen erlosch das letzte Abendrot, denn die Sonne war untergegangen, so wie die Sonne des Glücks und die Strahlen der Hoffnung in dem jungen Herzen erloschen waren.

„Also sie wird niemals mein werden, sie wird sein! Aber wird er sie auch zu schätzen wissen? Sie werden sie beide wie einen Augapfel hüten, das glaube ich und die Familie wird sie auf Händen tragen, er hat ja auch allen Grund dazu! Solch eine reiche Braut! Dem Bauer gehen Felder ja doch über alles und sie bekommt die Ihrigen und die ihres Vaters, denn sie ist die einzige. Sie wird mit der Zeit den ersten Platz im Dorf einnehmen, die erste Bäuerin sein. – Aber wenn sie ihn heiratet, dann liebt sie ihn auch ...“ Der junge Geistliche lehnte den Kopf an das Fenster; draußen begannen die Abendglocken zu läuten; sie läuteten sein Glück zu Grabe, das sterben musste, bevor es recht gelebt hatte, und in der jungen Seele war es wüst und leer.

In der letzten Zeit hatte der junge Pfarrer immer beim Abendläuten für seine ganze Gemeinde, besonders aber für die Gemeinschaft gebetet. Auch heute faltete er die Hände, um zu beten ... aber er konnte nicht. Ach, in dieser Gemeinschaft waren ja auch jene, die ihm alles genommen hatten.

„Sie haben dir nichts genommen, denn du hattest nichts“, mahnte die Vernunft. „Hättest du um sie angehalten, dir hätte Jankovitsch sie nicht gegeben, wenn es ihm darum ging, eine Hilfe zu haben. Und braucht dieser Mann nicht eine Hilfe? Und braucht die Gemeinschaft nicht gerade diesen Mann? Sieh doch näher zu! Gesetzt den Fall, Hannchen, die ihre Tracht nicht ablegen wollte, um ihrem Volkstum treu zu bleiben, hätte sich mit dir verheiratet und für immer den Stand verlassen, in dem sie geboren und aufgewachsen ist: Hätte sie sich in deinen Kreisen eingelebt? Sie ist jung und hat dieselbe Schulbildung wie jedes Stadtfräulein, das nicht weiter-

studiert; man könnte die beste Pfarrfrau aus ihr erziehen. Aber so wie das städtische Gewand ihr ihre natürliche Ungezwungenheit nehmen würde, so würde diese geistige Umbildung den freien Flug dieses Singvögleins beeinträchtigen. Eine Bäuerin dürfte sie an deiner Seite nicht bleiben. Das Volk, das es nicht verträgt, wenn ein Bauer eine Magd heiratet, würde diejenige, die es vor kurzem geduzt hat, nicht „Frau Pfarrer“ nennen wollen. Frau Senianek hat es für Hannchen als Glück gerühmt, dass sie keine Schwiegermutter bekommen und dass die Familie ihres Mannes sie auf Händen tragen, ja, dass sie den ersten Platz im Dorf einnehmen würde. Wenn sie deine Frau würde, mit was für Augen würde deine Mutter und deine ganze Familie dieses „Bauernmädchen“ ansehen? In deinen Kreisen würde sie bis zum Tod das Aschenbrödel bleiben. Würdest du die Möglichkeit haben, sie vor Kränkungen aller Art zu schützen? Ihr Herz zieht sie nur zum Volk und dieses Volk würde sich ihr unwillkürlich entfremden, während sie in den Kreisen der Intelligenz stets als Fremdling angesehen würde. Und so würde sie mit ihrem liebevollen Herzen allein bleiben. Wärest du imstande, ihr alles zu ersetzen, selbst wenn sie dich liebte? Was würdest du ihr dafür geben, dass sie dir die Erde zum Paradies verwandelte?“

Es gibt gewisse gesellschaftliche Gesetze, die weder geschrieben, noch gedruckt sind, die aber nur um sehr hohen Preis überschritten werden dürfen. Eines davon lautet: Gleiches zu Gleichem. Wenn er seine Pfarrstelle vertauschen und irgendwo, ferne vom Waagtal, Hannchen schon im städtischen Gewand als seine Pfarrfrau heimführen würde, dann wäre es vielleicht möglich, jenes schöne, sich gegenseitig ergänzende Leben zu führen, von dem er geträumt hatte. Aber von Zorovce fortgehen, diese schöne Arbeit verlassen? Unmöglich! Er liebte Hannchen, aber Christus liebte er weit mehr, und wo Er ihn gebrauchen konnte und wollte, dort musste er als

treuer Diener ausharren. Das Mädchen war ihm so teuer, dass er gerne zugestand, dass Stefko sie viel glücklicher machen konnte als er, und dass er bereit war, in den Hintergrund zu treten, wenn sie nur glücklich würde.

Beim Felsenbrünnlein saß Hannchen Jankovitsch. Ihr Krug, der unter der Quelle lag, war längst voll; aber das Mädchen sah es nicht, denn ihre in die Ferne gerichteten Augen ließen Bild um Bild an sich vorüberziehen, ein ganzes Jahr ihres Lebens, von dem Augenblick an, da sie Stefko zum ersten Mal an diesem Plätzchen begegnet war. Was hatte sie doch alles in Zorovce erwartet! Zuerst hatte der gute Hirte sein verlorenes Schäflein gefunden, hatte es gerettet und zur Herde heimgetragen. Dann hatte er ihr den besten Vater auf der Erde geschenkt. Sie war nicht mehr die verlassene Waise, sie hatte ein Heim. Sie hatte so viele gute Freunde, die sie allerlei Gutes lehrten. Ach, und dann war das Schöne, Wunderbare gekommen! Sie und Stefko hatten sich weder trennen noch lange aufeinander warten müssen. Das Mädchen stellte sich aufs Neue den Augenblick vor, da sie den Vater in ihrer Stube sitzend gefunden hatte. Er hatte auf sie gewartet und ihr erzählt, dass Stephan um ihre Hand gebeten, weil er ihm als Sohn zur Seite stehen wollte.

„Deine Mutter musste schreiben, dass ihr Eheglück nur drei Wochen gewährt habe“, hatte ihr Vater traurig gesagt. „Erdenglück hat Flügel, es ist nicht ratsam, ihm die Tür zu verschließen. Ich, der ich aus Unmännlichkeit Mariechen nicht beschützte und so ihr Glück begraben half, ich möchte an der Tochter gutmachen, was ich an der Mutter verschuldet habe und mich die kurze Zeit, die mir noch übrig bleibt, in ihrem Glücke sonnen dürfen.“

Und dann ging alles wie in einem schönen Traum. Die Brautwerbung, die Aufgebote. Und nun war der Abend des Pfingstmontags

da. Die Gäste zum Abendbrot, die Angehörigen, die Brautführer und Brautjungfern würden gleich kommen. Frau Lehrer Gal, Käthchen Fabian und Cilli Senianek hatten alles vorbereitet und aufs schönste geschmückt. Da sie ihr keine Arbeit geben wollten, hatte sie den Krug genommen, um wenigstens Wasser zu holen. Plötzlich ergriff eine seltsame Bangigkeit ihr Herz, denn sie fühlte, dass sie vor einem neuen Lebensabschnitt stand. Sie sehnte sich nach ihrer Mutter, um den Kopf an ihre Brust zu lehnen und sie so viel, ach, soviel zu fragen! Sie stützte den Kopf in die Hand: „O mein liebes, teures Mütterchen, siehst du deine Tochter? Fühlst du mit ihr?“ Ein sanfter Abendwind bewegte die Kronen der Bäume und strich lind über das kastanienbraune Haar des mutterlosen Mädchens. „Sie sieht mich, sie fühlt mit mir! Und du fühlst auch mit mir, teurer Heiland! Bitte, hilf mir, denn ich fürchte mich!“ Sie wusste nicht, dass sie halblaut sprach.

„Wovor fürchtest du dich, Hannchen? Vor mir oder vor dem Leben an meiner Seite?“ klang es in ihren Ohren und ein starker Arm legte sich zärtlich um das junge Menschenkind.

„Stefko, du bist hier?“ Erschrocken blickten zwei blaue Augen zu dem jungen Mann auf. Es schimmerten noch Tränen darin.

„Du weinst, Hannchen, du weinst heute? Warum, o warum?!“

„Weil ich keine Mutter habe, Stefko! Traurig und finster ist die Nacht ohne Sternenschein, Noch trauriger die Hochzeit ohne Mütterlein!“

„Du hast Tante Suska und deine Großmutter. Aber ich hörte dich sagen, dass du dich fürchtest.“

„Weil ich noch so jung bin! Wenn ich dir etwa keine gute Frau würde? Bis heute war ich so sorglos wie der Vogel, und morgen muss das alles aufhören!“

„Ach, was sprichst du da, Hannchen? Wenngleich wir uns die Hände reichen und uns Treue geloben, bleiben wir doch dieselben, die wir waren! Oder denkst du, dass ich mich von morgen an ganz verändern sollte?“

„Du?“ Sie lächelte unter Tränen und schüttelte den Kopf.

„Nun siehst du, ich liebe ja gerade dieses Vöglein und würde es mir niemals vergeben, wenn es durch meine Schuld aufhören sollte zu singen.“ Und dann hörte das Mädchen Worte, die sie bisher nicht vernommen, und die ihr lieblicher erklangen, als das schönste Lied. Nun durfte ihr der Jüngling ja sagen, wie sehr er sie liebte! Sie sah in die strahlenden Augen des Bräutigams. Da war es ihr, als stände sie an der Pforte eines wunderbaren Gartens und eine Stimme spräche tröstend: „Tritt nur ein; es ist ja dein Garten!“ Und alle Furcht war verschwunden.

Obgleich Zorovce ein altes Dorf war, konnten sich die Leute keiner solchen Hochzeit erinnern, wie sie am Dienstag nach Pfingsten in dem mit Maien geschmückten Kirchlein stattfand. So schön wie Herr Lehrer Gal die Orgel spielte, hatte ihn noch niemand spielen hören. Dieses Spiel begleitete ein lieblicher Kinderchor; es war die Sonntagsschule der Gemeinschaft, deren Kinder am frühen Morgen den Weg von Jankovitschs Haus sauber gefegt hatten. Der Altar prangte im Schmuck frischen Grüns, auch das Gitter war mit Lindenzweigen durchflochten, besonders an der Stelle, wohin der schmucke Brautführer die liebliche Braut, die hübsche Brautjungfer den Bräutigam geleitete. Die Kirche war gedrängt voll, aber alle Leute waren in Festgewändern und stachen nicht von dem schönen Hochzeitszug ab. Anstatt der grellen Dorfmusik läuteten die Glocken von Zorovce; und weil die Glocken widerhallen, was in den Herzen erklingt, so jauchzten und jubelten sie, dass alle, am meisten aber Bräutigam

und Braut mit Freuden zum Gotteshaus schritten. Stefko Uher hatte nicht nur Hannchen, sondern seine ganze Familie überrascht: er kam in der schönen slowakischen Volkstracht, und sie passte ihm so gut, dass ihn ein Maler hätte malen mögen. Hannchen sah an seiner Seite wie eine kleine Märchenprinzessin aus.

„Höre, Stefko“, bemerkte sein Freund Eduard; „in dieser Tracht siehst du wie ein Heerführer aus. Ich komme mir unter euch vor wie ein besser gekleideter Handwerksbursche.“

Die Hochzeitsgäste versicherten, dass sie niemals vergessen würden, wie schön Martin Uher dem Bräutigam die Braut ausbat und wie Jankovitsch sie ihm übergab. Als die Brautleute dann vor ihm niederknieten und er sie segnete, blieb kein Auge trocken; ebenso wenig als Stefko den Pflegeeltern und besonders der Großmutter für alle erwiesene Liebe dankte. Nur der Herr Pfarrer sah ein wenig blass aus, aber das machte wohl das viele Grün, das den Altar umgab. Dafür hielt er eine schöne Rede, in der er Stephan Uher ans Herz legte, seine Frau zu lieben, gleichwie Christus die Gemeinde. Als dann die Trauungszeremonie folgte und er die Hände des jungen Paares ineinander legen und den Segen darüber sprechen musste, hielt er eine Weile inne. Vielleicht verwirrte ihn der Blick der dunkelblauen Augen, die so unschuldig und voller Fragen auf ihn gerichtet waren.

Ja, es war eine schöne und für die Slowakei ungewöhnliche Hochzeit: Am Morgen um 10 Uhr fand die Feier in der Kirche statt; darauf folgte im Haus des Bräutigams ein Mittagsmahl für die Familie und die Hochzeitsgäste. Für den Nachmittag hatte Jankovitsch die ganze Gemeinschaft und die Sonntagsschule zu sich eingeladen und den Beschluss machte ein Abendgottesdienst in der Kirche.

Herrschte bei Uhers große Ordnung, so ging bei Jankovitsch alles wie am Schnürchen. Die Jugend und die Kinder sangen nach Her-

zenslust. Die Tische waren im Grünen; der Herr Lehrer hielt eine schöne Rede, Herr Ulitschny desgleichen; Mischko Uher, der Brautführer, trug ein schönes Gedicht vor. Dann machten die jungen Leute und die Kinder fröhliche Spiele, während die älteren Leute gruppenweise beisammensaßen. Überall fand sich jemand, der etwas Interessantes zu erzählen wusste und das junge Paar ging von einer Gruppe zur anderen. Die Frauen erzählten, wie schön es war, als der junge Mann Hannchen über die Schwelle seines festlich bekränzten Elternhauses geführt hatte, wo sowohl die Großmutter wie seine Pflegemutter sie mit Freudentränen begrüßten. War es doch Mariechens Tochter, die sie in ihrem Haus und in ihrer Familie willkommen hießen.

Die jungen Frauen rühmten die schöne Aussteuer, die Frau Skala für ihre Pflegetochter vorbereitet hatte. Als Dorka mit Frau Rascho und Mutter Zwara die Truhe geöffnet hatten, die bisher am Boden gestanden, um Kleider und Wäsche herauszunehmen, da waren sie ganz überrascht von dieser Menge! Besonders als sie das Brautkleid in ein feines Leintuch gehüllt, und in einer Schachtel den Kranz und die Bänder fanden. Sie waren gerührt über die Liebe der treuen Pflegemutter, die für die kleinsten Kleinigkeiten gesorgt hatte. Jankovitsch brauchte nichts zu kaufen; es war alles bereit. Hannchen war eine schöne Braut, die ihresgleichen suchte. Ja, seit Zorovce bestand, hatte es keine solche Hochzeit gesehen wie jene, da der Einsiedler Jankovitsch sein einziges, spät gefundenes Kind und Uhers ihren Sohn Stefko verheirateten. Alle Armen im Dorf und in der Umgebung erhielten ihr Teil, und die Kollekte für Reichsgottessachen fiel sehr reichlich aus. Herr H., der gleichfalls unter den Gästen weilte, musste seine Tasche voll schöner Bücher und Schriften öffnen und sie wurde ordentlich leer. Und obwohl die Hochzeit in einem Tage zu Ende war, würden die Leute noch lange, lange Zeit sagen:

„Wisst ihr, das war jenes Mal, als Hannchen Jankovitsch Hochzeit hatte.“

Kapitel 20

Das Menschenleben eilt dahin wie ein Bach, dem keine Hand ein Hindernis entgegenstellt. Und obwohl es auf dem Dorf spurlos zu enteilen scheint, so ist dem doch nicht so, denn die Zeit bringt überall Veränderungen mit sich. Bemerkt man sie nicht so leicht in einem Dorf, wo die Volksseele schläft, so musste man sie doch in Zorovce sehen, wo dieselbe so erwacht war, dass kein einziges Herz gleichgültig bleiben konnte. Alle waren gezwungen, sich für oder gegen die Wahrheit, für oder gegen Christus zu entscheiden.

Obwohl seit Hannchens Hochzeit erst ein Jahr verflossen war, musste jeder, der heute nach Zorovce kam, die Veränderung sehen, besonders wenn er den Sonntag zu seinem Besuch auswählte. Man hörte keine schrille Wirtshausmusik, kein Johlen und Schreien Betrunkener, seitdem die Mehrzahl der Bewohner beschlossen hatte, dass die Dorfschenke aufhören und an ihre Stelle ein einfaches, anständiges Gasthaus treten solle. Martin Kutscherer, der einstige Schankwirt, hatte samt seiner Familie den Herrn gefunden, behielt nur die Fleischerei und den kleinen Kaufladen, aber die Schenke schloss er. Dorthin hatte auch Senianek vor Jahren sein Geld getragen! Seitdem jene Sündenhöhle nicht mehr bestand, hatte diese höllische Versuchung für jung und alt aufgehört. Wer dennoch am Sonntag dem Satan dienen wollte, musste in irgendeine Winkelschenke der Filialen oder über den Grenzrain gehen. Dass das anfänglich viel Zorn erregte, lässt sich denken! Die also Erzürnten verfolgten den Richter, den Pfarrer, den Lehrer, vor allem aber unsere Nachbarn, so sehr sie nur konnten. Aber diese waren ernste, ältere und jüngere Männer, die sich auch durch eine gerichtliche Vorladung nicht so schnell ins Bockshorn jagen ließen. Da sie auf Seiten

des göttlichen Gesetzes standen, hatten sie auch Gott auf ihrer Seite, und so wussten sie ihre Rechte und ihre Freiheit zu verteidigen.

Einst hatte der Richter Milov gesagt: „Wir können nicht unser ganzes Land von dem Ungeheuer befreien, das unsere Kinder erwürgt, unsere Jugend vernichtet, unsere Güter verschlingt, ja, ganze Familien ins Verderben stürzt, aber mit Gottes Hilfe wollen wir unsere Gemeinde davon reinigen."

Da er mit diesen Bestrebungen nicht allein blieb, sondern viele hilfreiche Hände fand, die ihn unterstützten, gelang die Sache vorzüglich, denn mit vereinten Kräften gelingt alles, Böses und Gutes. Am schlimmsten erging es Pfarrer Morhatsch bei dieser Neuordnung der Dinge. Auf ihn hetzte Satan seine eigenen Gemeindeglieder und durch dieselben die kirchliche Obrigkeit. Er wurde angeklagt, nicht etwa, dass er gegen die Schenken eifere und der Sonntagentheiligung in Form von Tanzmusik, Trunkenheit und Schlägereien wehre, sondern dass er die zuvor so einmütige Kirchengemeinde in Aufruhr und Spaltung bringe. Neben der Kirche habe er im Dorf und in den Filialen Hausgottesdienste eingerichtet, als ob den Leuten von Zorovce nicht mehr genüge, was ihren frommen Vorfahren bis heute genügt habe. Und wiewohl die Senioriatskommission nichts Antikirchliches in Zorovce fand, hielt sie es doch für nötig, auf ihrem Konvent den jungen Pfarrer ernstlich zu ermahnen, alle Neuerungen einzustellen, in seiner Kirche nicht länger Lieder singen zu lassen, die von Sektierern zusammengestellt seien, weil durch diesen Chorgesang die Gemeinde verkürzt werde, indem sie nicht nach Herzenslust ihre altehrwürdigen Gesangbuchlieder singen könne und auch der Heiligkeit des Gotteshauses dadurch Abbruch geschehe. Da aber ein paar Gemeindeglieder auch dann noch Senior O. überliefen, bekam Pfarrer Morhatsch eine strenge Rüge: Wenn er nicht aufhöre, durch diese sektiererische

Gemeinschaft Zwist in die Familien hineinzutragen, wo bald der Mann, bald die Frau dieser Gemeinschaft nicht angehören wolle, wenn er nicht dafür Sorge tragen wolle, dass in die zuvor so wohlgeordnete Gemeinde von Zorovce die guten, alten Ordnungen wiederkehrten, und wenn die endlosen Klagen nicht verstummten – müsse Pfarrer Morhatsch seines Amtes enthoben werden. Doch da geschah etwas, was die kirchliche Obrigkeit wohl nicht erwartet hatte: Die Gemeinde von Zorovce berief unter Führung der Presbyter, die man ihr nach dem Umsturz beigegeben hatte, einen Konvent ein. Auf diesem trat durch Abstimmung zutage, wie klein die Anzahl derer war, die die Beseitigung Pfarrer Morhatschs ernstlich wünschten. Die meisten Mitglieder, auch die, welche nicht der Gemeinschaft angehörten, standen hinter ihm.

Nun erkannte die kirchliche Behörde, dass sich das Volk heute nicht mehr zwingen lässt, und so verlief die Sache stillschweigend im Sande. Die Gemeinschaft wuchs an innerer Kraft, denn diese Stürme fegten alle diejenigen hinweg, die um Christi willen nicht leiden wollten; ja, sie wuchs sogar an Zahl.

So versuchte es der Satan von einer anderen Seite, indem er durch Entfernung Lehrer Gals die Freundschaft der beiden eifrigen Arbeiter zu zerreißen und ihre Arbeit zu schwächen suchte. Es wurde ihm plötzlich eine sehr günstige Stelle an einer staatlichen Schule angeboten. Aber nach reiflicher Überlegung und anhaltendem Gebet mit seiner Frau, die mit ihm ganz eines Sinnes war, entschloss er sich, Pfarrer Morhatsch und das Werk des Herrn in Zorovce nicht zu verlassen, zur großen Freude der Gemeindeglieder, die das Scheiden der Lehrersfamilie sehr bedauert hätten, denn in ihren Händen lag die Bildung der Kinder und der Jugend, ja, auch der älteren Mitglieder der Gemeinschaft. So arbeiteten beide Freunde treu zusammen.

Nur ein halbes Jahr war verflossen, seitdem Stephan Ulitschny sich in Zorovce angekauft und der Nachbar unserer Freunde geworden war, aber seine Anwesenheit hatte der Gemeinde sehr gedient. Das ganze Dorf verschönernd, standen die fünf Häuser nebeneinander. Raschos, das schon zuvor schön und neu gewesen, Uhers und Jankovitschs Häuser, schön erneuert, Senianeks Häuschen, zwar klein, aber so sauber und ordentlich wie aus dem Schächtelchen und daneben Ulitschnys Haus wie eine kleine Festung. Von Raschos bis zu Ulitschnys Haus zogen sich kleine, mit grünem Draht eingefasste Gärtchen dahin; neben denselben führte ein Gehweg aus Zement. Nach diesem Beispiel richteten auch Milovs, Borotas und andere ihre Häuser und Gärtchen her, und wenn sie auch nicht alle Gehwege aus Zement anlegten, so pflasterten sie doch mit Steinen, so gut es ging. Die Gemeinde richtete die Dorfstraße her und bepflanzte sie mit jungen Lindenbäumen.

Die Schulkinder hatten für den Rasenplatz vor der Kirche Sorge zu tragen. Aber damit die Gänse ihn nicht abweideten, tat sich die Gemeinschaft zusammen und umschloss Schule, Pfarrhaus und Kirche mit einem Drahtgitter mit schönem, gusseisernem Pförtchen. Um die beiden mächtigen Linden her stellten sie schöne, neue Bänke auf. Die Frauen halfen der Frau Ingenieur, von der noch die Rede sein wird, die vom Gärtner angelegten Blumenbeete zu pflegen und zu begießen. Nun war das Kirchlein von Zorovce so schön von außen und von innen, dass es eine Freude war, hineinzugehen.

„Es geziemt sich nicht“, hatte Ulitschny gesagt, „dass wir in „getäfelten Häusern“ wohnen, und das Haus Gottes wüst liege.“

Im linken Flügel seines Hauses hatte Ulitschny einen großen Raum hergerichtet, in dem sich die Gemeinschaft, besonders aber die Jugend, im Sommer und Winter versammeln konnte. Das ganze Haus war sehr hübsch und praktisch erbaut, aber das Schönste war,

dass er nicht mehr allein darin wohnte. Als Käthchen Fabian endlich nach Amerika zurückkehren wollte, da hatten sie beide entdeckt, dass sie sich im Lauf der gemeinsamen Arbeit beim Bau so aneinander gewöhnt hatten, dass ihnen der Abschied doch recht schwer fiel. Ulitschny fühlte, dass er noch zu jung sei, um das ganze Leben in Einsamkeit zu verbringen. Eines Tages ging er zu Senianeks und nach einer Aussprache mit Käthchen brachte er die Versicherung heim, dass sie gerne dableiben wolle, um mit ihm in der alten Heimat dies Leben zum Aufbau derselben und zur Verbreitung des Reiches Gottes zu leben. So waltete denn in Ulitschnys Haus eine hübsche, junge Hausfrau, die für dieses Haus wie geschaffen war. Dadurch, dass Ulitschny Mariechen Skala solange nicht vergessen konnte, hatte Gott ihn behütet, sich draußen die Hände zu binden, bevor er ihm diejenige in den Weg führte, die für ihn bestimmt war und mit der ein Glück in sein Herz und Haus kam, wie er es nicht zu träumen gewagt hatte.

Die alte Frau Senianek kehrte nach der Hochzeit der Nichte zu ihren Kindern zurück; Gott selbst fügte es so, dass sie das Pfarrhaus verlassen konnte. Ihre Kinder brauchten sie sehr nötig, denn Gott hatte Cilka ein Söhnchen geschenkt. Es war anstatt jenes erstgeborenen Elendswürmchens, das gleich in den ersten Jahren der Ehe als armes Trinkerkindlein gestorben war, ein gesundes, lebensfrohes Kerlchen, der kostbarste Schatz seiner glücklichen Eltern.

Frau Senianek hatte den Herrn Pfarrer darum verlassen können, weil seine jüngere Schwester, die mit Ingenieur M. verheiratet gewesen, zu ihm gezogen war. Infolge des unordentlichen Lebens des jungen Ingenieurs war diese Ehe sehr unglücklich gewesen. Als der Tod sie schied, blieb die Frau mit ihrem vierjährigen Töchterchen in sehr bedrängten Verhältnissen zurück. Sie konnte kaum das Nötigste an Möbeln und Kleidern vor den Gläubigern retten, alles Übrige

wurde ihr verkauft. Nach mehr als vierjähriger Trübsal erschien der jungen Frau das Leben im Pfarrhaus von Zorovce wie ein Leben im Himmel. Die verwandschaftliche Liebe, die der Pfarrer ihr und besonders ihrem kleinen Sophiechen entgegenbrachte, sein reines Leben, die Liebe des Pfarrers zu seinen Gemeindegliedern, die diese so herzlich erwiderten, das alles erschien ihrem kranken, todwunden Gemüt so wunderbar, dass sie mitunter dachte: „Es ist nicht möglich, dass es so etwas Gutes, Reines auf dieser schmutzigen Welt gibt!“

Ihr Bruder war zum Begräbnis ihres Mannes gekommen und hatte auf ihre verzweifelten Klagen liebevoll entgegnet: „Ihr kommt mit mir! Solange ich ein Heim habe, habt ihr es auch! Bist du denn nicht meine Schwester?“ – Da hatte sie sich von ihm samt ihrem Töchterchen gerne aus dem Haus führen lassen, das Untreue und Verschwendungssucht ihr zur Hölle gemacht hatten. Das Bewusstsein, dass sie noch jemanden hatte, der für sie sorgen wollte, der sie nicht verachtete, hatte ihr neue Lebenskraft gegeben. Ihre Schwester hatte nur Vorwürfe für sie gehabt, dass sie es nicht verstanden habe, den Mann an ihrer Seite festzuhalten. Die Mutter hatte sie beschuldigt, mit ihm in leichtsinniger Weise verschwendet zu haben, solange etwas da war. Der Schwager hatte erklärt, dass er, nachdem er die Schwiegermutter zu sich genommen, nicht auch noch für sie und das Kind sorgen könne. Die Familie in Dalmatien hatte sie zwar eingeladen, aber nicht gefragt, ob sie das Reisegeld habe. Sie könne, so hieß es in dem Brief, bei ihnen bleiben, bis sich ihr etwas Passendes geboten habe, womit sie sich ernähren könne. Allein, was sollte das sein? Die Ausbildung, die sie erhalten hatte, verbürgte ihr keinerlei selbständige Tätigkeit, da sie keine Schulen beendet und kein Zeugnis in Händen hatte. Ihre Schneiderei reichte nicht soweit, dass sie damit ihr Brot verdienen konnte. Höchstens Köchin konnte sie

werden, aber wohin mit dem Kind? Ach, es gab nirgends ein Heim – weder für sie noch für ihr vaterloses Waislein. Von August hatten Mutter und Schwester in letzter Zeit geschrieben, dass er ein verbauerter, religiöser Fanatiker geworden sei – und gerade dieser Fanatiker hatte sich ihrer angenommen und ihr geboten, was sie so nötig brauchte: Schutz, Obdach, ein Heim.

Als sie in seinem Haus zu leben begann und ihre zerrütteten Nerven sich soweit beruhigt hatten, dass sie imstande war, zu denken und zu vergleichen, da sah sie endlich, wie furchtbar schmutzig ihr bisheriges Leben gewesen war. In ihren Mädchenjahren hatte sie die Männer durch ihr hübsches Gesicht und ihre schöne Gestalt angelockt; auf diese Weise hatte sie auch ihren Mann eingefangen, jene gute Partie, um die sie viele beneidet hatten! Und dann hatte sie in der Ehe erfahren müssen, was es bedeutet, die Gattin eines unsittlichen Mannes zu sein, eines Mannes, der wohl eine Frau, aber keine Kinder haben wollte, für die er sorgen müsste. Nun, sie hatte ja auch keine haben wollen, obwohl sie das zweimal beinahe mit dem Leben bezahlt hätte.

O, wie erschien sie sich jetzt im Haus ihres Bruders so sündig, so schmutzig und erniedrigt, und er hatte kein einziges Wort des Vorwurfs für sie! Nun, er kannte sie nicht – allein sie konnte sein Vertrauen nicht so mißbrauchen, nein! Gleich am ersten Abend nach dem Weggang jener guten, alten Frau, als sie mit ihrem Bruder allein war, erzählte sie ihm ihre Vergangenheit, bekannte alles, beschönigte nichts. Die Dämmerung, die ihr das Antlitz des Bruders verhüllte, half ihr dabei. Als sie bitterlich weinend geendigt hatte, ließ sie ihr Bruder zunächst ausweinen. Dann verurteilte er ihre Schuld auf Grund des Wortes Gottes so streng, dass tiefes Entsetzen sie ergriff – und dann erst zeigte er ihr die Freistatt vor dem heiligen Gericht Gottes in den Wunden des Gotteslammes. Durch seine

Pflicht abgerufen, ließ er sie mit dem heiligen Gott allein. Es waren furchtbare Stunden, die nun folgten; aber sie würde sie niemals bereuen. Als der Bruder zu ihr zurückkehrte, war sie bereit, mit jener Menge am Pfingstfest auszurufen: „Was soll ich tun?“ Ach, das war eine Freude in der Gemeinschaft, als der Herr Pfarrer seine Schwester in ihren Kreis einführte. Mit welcher Liebe kamen ihr alle entgegen und wie nahmen sich ihrer Frau Lehrer Gal und Käthe Fabian in jeder Beziehung an!

„Lass mich bis zum Tod bei dir bleiben, August“, bat sie ein paar Wochen später, „lass mich nicht wieder in jene Welt hinaus, wo ich selbst so furchtbar gesündigt habe und wo so sehr an mir gesündigt worden ist. Wenn du dich verheiratest, nimmst du ja doch nur eine Frau, die mit dir für Christus arbeiten will; da könnt ihr jeder eine Hilfe gebrauchen. Ich scheue keine Arbeit, ich will gerne die Stelle einer Magd einnehmen, nur behalte uns bei dir, Sophiechen und mich, zwei so arme, hilflose Waisenkinder!“

„Bitte nicht, Adelchen“, entgegnete der junge Pfarrer mit tiefer Bewegung. „Ich werde nicht heiraten; denn diejenige, welche mein Herz allein zu lieben vermocht hätte, ist an der Seite eines anderen glücklich. Wir wollen daher beisammen bleiben und uns gegenseitig helfen!“

Das war nun ein Leben in dem einst so stillen öden Pfarrhaus, als die kleine Kindergestalt wie ein Sonnenstrahl durch alle Räume huschte und kindliches Lachen und Singen von einem Ende des Hauses bis zum anderen erscholl. Das hübsche Gesicht der jungen Frau begrüßte alle Gemeindeglieder so freundlich; die zwar nicht zahlreichen, aber hübschen Möbelstücke in den Stuben und in der Küche gaben dem Haus ein anderes Aussehen, besonders als in den Fenstern und auf den Gängen die Blumen erblühten, die auch den Gar-

ten und den Platz vor der Kirche schmückten. Überall merkte man den Schönheitssinn der jungen Frau.

Sie selbst, im Glanz der ersten Liebe zu Christus stehend, lebte auf und entfaltete sich gleich einer Blume, die vom Sturm, von Frost und Hitze gelitten hatte und nun durch Frühlingsregen und Sonnenschein verjüngt worden war.

Es lässt sich kaum sagen, was eine Schwester ihrem Bruder sein kann, wie viel Glück sie durch hundert Kleinigkeiten in den Alltag hineinzuzaubern vermag!

Als der Schwager erfuhr, dass Morhatsch seine Schwester mit ihrem Kind zu sich genommen hatte, wollte er nicht hinter ihm zurückbleiben und so löste er das verpfändete Klavier aus, das in den Unglückstagen ihr einziger Trost gewesen und sandte es ihr, frisch gestimmt, nach Zorovce nach. Das waren an den langen Winterabenden herrliche Stunden am Flügel, wenn die vertrautesten Freunde und Mitarbeiter des Pfarrers: Gals, Uhers, Raschos und Ulnitschnys im Pfarrhaus zusammenkamen. Aber die Freude des Beisammenseins war erst vollständig, wenn Hannchen Uher in der Türe erschien. Die dunkelblauen Augen blickten so freudig umher, und die silberhelle Stimme, die alle so freundlich begrüßte, bewegte stets aufs Neue die Herzen. Man merkte es den Ihrigen an, wie teuer sie ihnen war und wie glücklich diese drei Menschen zusammen lebten. Jankovitsch war in diesem Jahr, da er das Glück seiner Kinder mitansehen durfte, ordentlich jünger geworden, und wenn er auch nicht gesund war, so bestand doch keine unmittelbare Lebensgefahr mehr. Für das von Jugend auf so gequälte Herz war es geradezu Arznei, wenn er sehen durfte, wie der Herr seinen Schwiegersohn nicht nur zu irdischer, sondern auch zu geistlicher Weisheit führte. Der junge Landwirt wurde nach und nach Führer in der Gemeinde. Ihm konnten selbst die Feinde der Gemeinschaft sowenig die Ach-

tung versagen, wie sie seinem Hannchen die Liebe versagen konnten.

War die Familie Uher in Zorovce stets führend gewesen, so war sie es, seitdem sie sich mit Jankovitsch verbunden, umso mehr.

Martin Uher war ein tüchtiger Mann, Joschko Uher war wegen seines Frohsinns und seiner Hilfsbereitschaft bei jung und alt beliebt; alle drei Frauen waren in der Gemeinde angesehen. Der Stolz der Familie aber war Stephan Uher und seine junge Frau.

Wenn unsere Freunde ins Pfarrhaus kamen, dann wurde nach Herzenslust musiziert und gesungen. Die Frau Ingenieur setzte sich an den Flügel, Rascho griff zur Geige, Ulitschny zum Cello, das er in Amerika vorzüglich gespielt hatte, Stefko zur Flöte und alsbald erklangen Lieder zur Ehre Gottes oder schöne Volkslieder. Manchmal spielte auch der Herr Lehrer, und Hannchen und Dora sangen dazu. In letzter Zeit sang Dora zwar nur noch daheim ihrem kleinen Joschenko vor und der große Joschko blieb oft dem Pfarrhaus fern, weil er sich von seinen Schätzen nicht trennen konnte. Die Frau Lehrer hingegen brachte ihre kleine Dagmar mit. Das war ein herziges Kindlein, das wohl am schönsten von Engeln träumte, wenn alle ringsumher spielten und sangen. Nachher setzten sich alle um ihren geliebten Herrn Pfarrer und hörten zu, während er ihnen kapitelweise aus dem Buch vorlas, an dem er schrieb. Gar oft, wenn Pfarrer Morhatsch zwischen Jankovitsch und Großmutter Simon saß und dem Spiel und Gesang lauschte, erwärmte sich sein Herz in inniger Liebe zu seinem Volk. O, was konnte aus solchen Leuten werden, sobald der Heilige Geist sie zum neuen Leben wiedergeboren hatte und ihre Herzen im Blut Christi gereinigt worden waren! Ja, wenn der Heilige Geist die schlafende Volksseele an allen Orten erwecken würde, wie er das hier in Zorovce getan hatte, was würde das sein?!

Und Großmutter Simon dachte an ihre längst heimgegangenen Pfarrersleute. Wenn sie diese Zeit erlebt hätten! So hatten sie doch nicht vergeblich gearbeitet und gelitten, indem sie das Volk retten wollten, dem Gott nun die Freiheit geschenkt hatte! Aber wenn dieses Volk Jesus Christus als seinen Herrn annehmen, wenn er es von seinen verheerenden Sünden befreien würde, dann erst würde es das Volk sein, wie sie es haben wollten. Es gab viel Schlechtigkeit, viel Sünde auf der Welt, auch ihr Volk steckte tief in diesem Sündenschlamm – aber das alles hinderte Gottes Absichten nicht. Wenn in jedes Dorf eine Erweckung käme, wenn alle Christus zu ihrem König machen und Seine Gebote zum Gesetz für ihr alltägliches Leben machen würden, wie die wenigen in Zorovce es getan, o, da wäre ihrem Volk bald geholfen! Dann würde jeder Mann und jede Frau sich selbst und anderen zum Guten raten können. Auch der irdische Wohlstand würde sich heben. Wenn jeder seinem Volk treu bliebe wie Hannchen und zu ihm zurückkehrte wie Stefko und Ulitschny, dann würde auch das Schimpfwort: „Dummer Bauer!“ aufhören. Auch die Herren in den Ämtern würden erkennen, dass nicht nur das Volk ihnen, sondern sie vor allem dem Volk zu dienen schuldig sind, das sie mit seiner Hände Arbeit ernährt. Die Erde würde nicht unbebaut brachliegen, sondern bekommen, was ihr gebührt und es den Arbeitenden reichlich lohnen, wie sie es dieses Jahr bei unseren Nachbarn getan hatte.

Während eines Abends der junge Pfarrer und die Großmutter so ihren Gedanken nachhingen, ertönte plötzlich ein neues, nie gehörtes Lied zu ihnen herüber, von der klaren, silberhellen Stimme gesungen und von allen Instrumenten bald feierlich, bald jubelnd begleitet:

Vor Ewigkeiten der Ewigkeiten,
Da unsre Erde noch nicht war,
Da ward im Schoß der ew'gen Liebe
Die heil'ge Weisheit offenbar.
Den Ew'gen zu beglücken,
Die Himmel zu schmücken –
Vor Ewigkeiten der Ewigkeiten,
Da Gott nur war ...

Im Anbeginn der Erdenzeiten
Erklang's voll Macht: „Es werde Licht!"
Das Chaos schwand, es wich das Dunkel
Vor seinem heil'gen Angesicht.
Die Erde zu bereiten,
Stand Weisheit ihm zur Seiten
Im Anbeginn der Erdenzeiten,
Da Gott erschuf ...

In Ewigkeiten der Ewigkeiten
Bleibt Gottes Lieb' allein bestehn.
Wer in ihr bleibt, ist wohlgeborgen,
Wenn Erd' und Himmel untergehn,
Wenn Irdisches schwindet,
Bleibt er doch fest gegründet,
In Ewigkeiten der Ewigkeiten
Wird Gott nur sein ...

In Ewigkeiten der Ewigkeiten
Ersah Gott schon das heil'ge Lamm,
Es starb dann in der Füll der Zeiten

Zu unsrem Heil am Kreuzesstamm:
Sünder zu versöhnen,
Mit Gnade zu krönen.
In Ewigkeiten der Ewigkeiten
Sah Gott das Lamm.

In Ewigkeiten der Ewigkeiten
Sei unserem Schöpfer Preis und Macht!
Und Millionen Sel'ge singen:
„O, Jesu, dir sei Ehr gebracht!"
Die er mit Blut erworben,
Für die er einst gestorben.
In Ewigkeiten der Ewigkeiten
Sei Jesu Ehr!

Und die Zuhörer bekräftigten von ganzem Herzen: „Amen."